

Die Scalpjäger.
Ein Abenteuer-Roman
von
Capitain Mayne Ried.

Aus dem Englischen
von
Dr. August Diezmann

Pest und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER WILDE WESTEN.

Rollet die Karte der Erde auf und blicket auf das nördliche Festland America's. Nach dem wilden Westen – hin nach dem Untergange der Sonne – weit hin über manchen fernen Meridian lasset Euere Augen schweifen und sie dort ausruhen, wo goldene Ströme unter Felsen entspringen, die ewiger Schnee deckt.

Ihr blicket auf ein Land, das nicht gefurcht ist durch menschliche Hände, sondern noch an sich trägt die Spuren von dem Allmächtigen wie an dem Schöpfungsmorgen, – ein Land, wo jedem Gegenstande das Bild Gottes aufgeprägt ist. Sein Geist lebt da in der stillen Größe der Gebirge und spricht aus dem Rauschen der gewaltigen Ströme, – ein Land voll von Romantik, reich an wirklichen Abenteuern.

Folget mir mit dem Auge Eueres Geistes über Schauplätze wilder Schönheit, wilder Erhabenheit.

Ich stehe auf einer freien Ebene, wende mein Gesicht nach dem Norden, dem Süden, dem Osten und Westen und sehe überall, nach allen Seiten hin den blauen Bogen des Himmels sich um mich spannen. Kein Berg, kein Baum unterbricht den Ring des Horizontes. Was bedeckt den breiten Raum dazwischen? Wald? Wasser? Gras? Nein – *Blumen!* So weit mein Auge schweifen kann, ruhet es nur auf Blumen, – auf *schönen* Blumen!

Ich schaue wie auf eine buntgefärbte Karte, auf ein Emailbild, das von jeder Farbe des Prismas glänzt.

Dort ist goldenes Gelb, wo die Sonnenblume sich nach der Sonne wendet; – dort Scharlach, wo die Malve ihre rothe Fahne erhebt; – hier liegt ein Beet purpurner Monarda, – dort streut die Euphorbie ihre Silberblätter umher; – dort herrscht Orange vor in den glänzenden Blüthen der Asclepia und weiter hin schweift der Blick unter die rosenrothen Blüthen der Cleome.

Die Luft bewegt sie. Millionen Blumenkronen schwenken ihre bunten Banner. Die hohen Stengel der Sonnenblume neigen und erheben sich in langen Wellen wie Wogen in einem goldenen Meere.

Wiederum ruhen sie. Die Luft ist erfüllet von Duft, lieblich, wie die Wohlgerüche Arabiens und Indiens. Millionen Insekten flattern mit den bunten Flügeln, – sie selbst auch Blumen. Die Bienenvögel schwirren umher und blitzen wie vereinzelte Sonnenstrahlen oder wiegen sich auf schwirrenden Flügeln und trinken aus den Nektarbechern, während die wilde Biene mit beladenen Beinen sich an die honigsüßen Pistille hängt oder mit freudigem Summen nach ihrem fernen Stocke fliegt.

Wer pflanzte diese Blumen? Wer wob sie in diese maleischen Beete? – Die Natur. Sie sind ihr reichstes Gewand, reicher in Farben als die Tücher von Cashemir.

Das ist die *Unkraut-Prairie*, – mit Unrecht so genannt, denn es ist – *der Garten Gottes*.

Der Schauplatz ändert sich. Ich bin in einer Ebene wie vorher und der ununterbrochene Horizont spannt sich um mich her aus. Was sehe ich? Blumen? Nein, *nicht eine* Blume ist zu sehen, sondern eine weite Fläche lebendigen Grüns! Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, erstreckt sich die Wiesen-Prairie, grün wie ein Smaragd und glatt und eben wie die Fläche eines schimmernden Sees.

Der Wind streicht über die feinen Blätter hin. Sie bewegen sich und das Grün zeigt sich in hellern oder dunklern Tönen je wie die Schatten von Sommerwolken über die Sonne hinziehen.

Das Auge schweift hin ohne Widerstand. Vielleicht begegnet es den dunkeln zottigen Gestalten der Büffel oder erkennt die zierliche Antelope; vielleicht folgt es in gefälliger Verwunderung dem wilden Galopp eines schneeweißen Rosses. Das ist die *Gras-Prairie*, die grenzenlose Weide des Bison.

Wiederum ändert sich der Schauplatz. Die Erde ist nicht mehr eine platte Ebene, aber noch immer baumlos und grün. Die Fläche zeigt eine Aufeinanderfolge parallelaufender wellenförmiger Erhöhungen, die hie und da zu platten runden Hügeln anschwellen. Sie ist mit reichem Gras von glänzendem Grün bedeckt. Diese Erdwellen erinnern an das Meer nach einem gewaltigen Sturme, wenn der krause Schaum auf den Wogen zerflossen ist

und der dicke Wasserschwall kugelnd einherrollt. Sie sehen aus als wären sie einmal solche Wogen gewesen und durch einen allmächtigen Willen in Erde verwandelt und zum Stillstehen gebracht worden.

Das ist die *Wellen-Prairie* oder »Roll-Prairie«.

Wiederum ändert sich der Schauplatz. Ich bin unter grünem Gras und schönen Blumen, aber die Aussicht wird durch Baumgruppen und einzelnes Gebüsch unterbrochen. Das Laub ist mannigfaltig, seine Farben sind lebhaft und die Formen weich und anmuthig. Während ich weiter komme, öffnen sich ununterbrochen neue Landschaftsbilder, parkähnliche malerische Ansichten. Heerden von Büffeln, Antelopen und wilden Pferden bewegen sich in der Ferne. Truthühner laufen nach dem Gebüsch und Fasanen schwirren von dem Wege auf.

Wo aber sind die Besitzer dieser Ländereien, dieser Heerden, dieser Vögel? Wo stehen die Häuser, die Paläste, die zu diesen stattlichen Parks gehören? Ich schaue nach allen Seiten und erwarte die Thürme großer Gebäude über die Bäume ragen zu sehen. Aber nein. Hunderte von Meilen umher steigt aus keinem Schornstein Rauch auf. Das Land wird trotz seinem Aussehen wie bebautes nur von dem Fuße des Jägers und dem seines Feindes, des rothen Indianers, betreten.

Das sind die Mottes, – die »*Inseln*« in dem Prairie-Meere.

Ich bin in tiefem Walde. Es ist Nacht; das Holzfeuer wirft seinen rothen Schein umher und färbt die Gegenstände rund um unsere Lagerstätte. Riesige Baumstämme stehen dicht um uns her und strecken gewaltige graue Aeste gleich Armen aus. Ich betrachte ihre Rinde. Sie ist gesprungen und hängt daran in breiten krausen Schuppen. Lange schlangenartige Wucherpflanzen kriechen von Baum zu Baum und umschlingen die Stämme als wollten sie dieselben erdrücken. Oben sind keine Blätter. Sie sind reif geworden und abgefallen, aber das weiße spanische Moos hängt an den Aesten hin und wieder wie die Draperie an einem Todtenbette.

Stämme – viele Ellen im Durchmesser und halb verfault – liegen umher an dem Boden. An den Enden zeigen sich Höhlungen, in denen das Stachelschwein und Opossum Schutz vor der Kälte gesucht haben.

Meine Gefährten liegen im Schlafe – eingehüllt in ihren Decken, ausgestreckt auf den abgefallenen Blättern. Sie liegen mit den Füßen dem Feuer zu und ihre Köpfe ruhen in der Höhlung ihrer Sättel. Die Pferde stehen um einen Baum her, angebunden an seine untern Aeste und scheinen ebenfalls zu schlafen. Ich wache und lausche. Der Wind rauscht und pfeift in den Aesten hoch oben und bewegt die weißen hängenden Fäden des Moores hin und her. Es ist eine unheimliche schauerliche Musik. Sonst vernimmt das Ohr wenige andere Töne, denn es

ist Winter und der Baumfrosch und die Cicade schweigen. Ich höre das Knistern und Prasseln der Knorren im Feuer, – das Rascheln des dürrn Laubes, in das ein Windstoß fährt, – das »cu-wu-a« der weißen Eule, das Bellen des Waschbären – und gelegentlich das schauerliche Heulen des Wolfes. Das sind die nächtlichen Stimmen des *Winter-Waldes*, – wilde Töne, aber eine Saite in meinem Herzen erklingt doch unter ihnen und mein Geist träumt und sieht Gestalten, während ich da liege und lausche.

Der Wald im Herbst – noch in vollem Blätterschmucke! Die Blätter sehen aus wie Blumen, so hell sind ihre Farben. Roth sind sie, gelb, goldig und braun. Es ist lau und herrlich im Walde und die Vögel flattern umher auf den Zweigen. Das Auge blickt entzückt in langen Durchsichten hinab und über sonnige Grasplätze. Es wird angezogen von dem bunten Gefieder, von dem Goldgrün des Papagei, von dem Blau des Hähers und dem Orange-Flügel des Oriole. Der rothe Vogel fliegt niedriger im Gebüsch von grünen Pawpaws oder unter den bernsteinfarbigen Blättchen des Buchendickichts. Hunderte von winzigen Flügeln schwirren durch die offenen Stellen und flimmern in der Sonne wie blitzende Juwelen.

Die Luft ist erfüllt von Musik, – von süßen Liebestönen. Das Bellen des Eichhörnchens, das Girren der Tauben, das Klopfen und Trommeln des Spechts, das ununterbrochene Zirpen der Cicade im Tact, alles klingt durcheinander. Hoch oben, auf einem der äußersten Zweige, schmettert der Spottvogel seine Töne hervor, als wolle er alle Sänger beschämen und zum Schweigen bringen.

Ich bin in einer Gegend dürrer brauner Erde mit zerklüfteten Umrissen. Es giebt da Felsen, Schluchten und Stellen unfruchtbaren Bodens. Seltsame Gewächse stehen in den Schluchten und hängen über die Felsen über. Andere sind rund an Gestalt und ruhen auf der Oberfläche der verbrannten Erde. Andere steigen vertikal hoch in die Höhe gleich geschnitzten und gerieften Säulen. Einige strecken Aeste, krumme zottige Aeste mit stacheligen eiförmigen Blättern von sich. Eine gewisse Gleichartigkeit haben alle diese Pflanzenformen – in der Farbe, der Frucht, den Blüthen – welche anzeigt, daß sie zu einer Familie gehören. Es sind Cactus. Es ist ein Wald mexikanischer Nepals. Und eine andere seltsame Pflanze findet sich da. Sie treibt lange stachelige Blätter, die sich niederwärts krümmen: – die Agave, die weit berühmte Mezcal Mexicos. Hier und da mischen sich unter die Cactus Akazien und Mezquite-Bäume, – die Bewohner des wüsten Landes. Kein hellfarbiger Gegenstand erquickt das Auge; kein Vogel erfreut mit seinen Tönen das

Ohr. Nur die einsame Eule flattert in dem undurchdringlichen Dickicht, – die Klapperschlange schlüpft in dem seltenen Schatten hin und der Coyote schweift durch die stillen Räume.

Berge über Berge habe ich erstiegen und noch immer sehe ich Gipfel weit darüber hinausragen, bedeckt mit dem Schnee, der nimmer schmilzt. Ich stehe auf schwindelhohen Klippen und blicke in die Schlünde, die unten gähnen und in öder Stille ruhen. Gewaltige Felstrümer sind in sie hinabgestürzt und liegen da aufeinander gethürmt. Andere Massen hängen drohend über als warteten sie nur auf eine Erschütterung der Atmosphäre, die sie aus dem Gleichgewichte schleudere. Finstere Abgründe füllen mich mit Grauen und meinen Kopf erfaßt Schwindel. Ich halte mich fest an dem Baumstamm oder der Ecke des festen Gesteins.

Ueber mir, unter mir, neben mir sind Gebirge auf Gebirge gethürmt in chaotischer Verwirrung. Einige sind kahl und bleich; andere zeigen Spuren von Vegetation in den dunklen Nadeln der Föhren und Cedern, deren verkrüppelte Gestalten halbwachsen, halbhängen auf den Felsenzacken. Hier steigt eine kegelförmige Spitze hoch hinauf bis sie verschwindet in Schnee und Wolken. Da streckt ein Kamm seine scharfe Kante gegen den Himmel, während längs an seinen Seiten hin gewaltige Granitstücke liegen, als wären sie von Titanen-Händen geschleudert worden.

Ein furchtbares Ungethüm – der aschgraue Bär – schleppt sich an den hohen Felsenwänden hin; der Carcajou kauert auf der vorspringenden Klippe und wartet auf das Elenn, das zu dem Wasser unten da vorüber gehen muß und das Dickhorn (das Schaf der Felsenberge) springt von Klippe zu Klippe sein schönes Weibchen zu suchen. Auf dem Föhrenaste wetzt der kahlköpfige Busard seinen schmutzigen Schnabel und der Schreiadler, der über allen schwebt, sticht scharf ab von dem blauen Himmelszelte.

Das sind die Felsenberge, – die amerikanischen Anden – das kolossale Rückgrat des Festlandes.

So sieht es aus im *wilden Westen*; das ist der Schauplatz unseres Dramas. Lassen wir nun den Vorhang in die Höhe gehen und unsere Personen auftreten.

ZWEITES KAPITEL. PRAIRIE-HANDELSLEUTE.

»New-Orleans, 3. April 18**

Lieber *St. Vrain*!

»Unser Freund, Herr Henry *Haller*, geht nach St. Louis »dem Malerischen nach«. Nehmen Sie sich seiner an und unterstützen Sie ihn in seinem Bestreben.

Ihr Louis *Valton*.«

»Herrn *St. Vrain* in Planters Hôtel zu St. Louis.«

Mit diesem lakonischen Briefchen in der Westentasche landete ich am 10. April in St. Louis und fuhr in »Planter's Hôtel«.

Nachdem mein Gepäck untergebracht und mein Pferd (ein Liebling, den ich mitgebracht hatte), in den Stall geführt war, zog ich ein weißes Hemd an und ging in das »Bureau« hinunter, um mich nach Herrn *St. Vrain* zu erkundigen.

Er war nicht zugegen, sondern vor mehreren Tagen den Missouri hinaufgegangen, – für mich eine sehr unangenehme Täuschung, da ich sonst keine Empfehlungsschreiben für St. Louis mitgebracht hatte. Ich versuchte indeß geduldig auf die Rückkehr des Herrn *St. Vrain* zu warten, der in weniger als einer Woche zurück kehren sollte.

Jeden Tag bestieg ich mein Pferd und ritt nach den »Hügeln« und hinaus in die Prairien. Ich schlenderte an dem Hôtel umher und rauchte meine Cigarre. Ich trank Sherry-Cobblers,¹ und las Zeitungen in dem »Lesezimmer«.

Mit solchen Beschäftigungen vertrieb ich mir die Zeit drei Tage lang.

In dem Hôtel befand sich eine Gesellschaft Herren, die einander sehr genau zu kennen schienen. Ich könnte sie eine »Clique« nennen, aber es ist dies kein gutes Wort und drückt auch nicht aus was ich eigentlich meine. Sie

¹Sherry-Cobbler, Getränke aus spanischem Wein, (*sherry Xeres*), Eier, Zucker und Citronen, das durch einen Strohhalm eingesogen wird.

schiene sehr joviale Leute zu sein, wanderten mit einander durch die Straßen und saßen beisammen an der Table d'Hôte, wo sie meist noch lange sitzen blieben, nachdem die gewöhnlichen Tischgäste sich entfernt hatten. Auch entging es mir nicht, daß sie die theuersten Weine tranken und die besten Cigarren rauchten, welche im Hause zu haben waren.

Sie erregten meine Aufmerksamkeit und es fiel mir ihre eigenthümliche Haltung auf, ihr straffer indianerartiger Gang, verbunden mit knabenhafter Lustigkeit, wodurch die Amerikaner im Westen sich so auszeichnen.

Sie waren fast gleich gekleidet, – ein feines schwarzes Tuch, weiße Wäsche und Atlaswesten mit Diamantnadeln. Sie trugen volle Backenbärte, waren aber sonst glatt rasirt; einige hatten auch Schnurbärte. Ihr Haar fiel lockig auf die Schultern und manche trugen die Hemdkragen umgeschlagen, so daß man ihren gesunden, sonnenverbrannten Hals sah. Eigenthümlich war die Familienähnlichkeit in ihren Zügen. Sie sahen einander allerdings nicht ähnlich, aber unverkennbar hatte der Ausdruck ihrer Augen etwas, das sich bei jedem fand, ohne Zweifel das Zeichen gleicher Beschäftigung und Lebensweise.

Waren sie Spieler? Nein. Die Hände der Spieler sind weißer. Ein Spieler trägt mehr Ringe an den Fingern, seine Weste ist bunter und sein ganzer Anzug ist auffallender und übertriebener elegant. Auch fehlt ihm der Ausdruck sichern leichten Selbstvertrauens. Er wagt denselben nicht anzunehmen. Er kann und darf wohl in einem

Hôtel wohnen, muß sich da aber ruhig verhalten und darf Niemanden zur Last fallen. Der Spieler ist ein Raubvogel und deshalb, wie alle Raubvögel, still und einsam. Jene Leute konnten also keine Spieler sein.

»Wer sind die Herren?« fragte ich einen Mann, der neben mir saß, indem ich auf die zeigte, von welchen ich eben sprach.

»Die Prairie-Männer.«

»Die Prairie-Männer?«

»Ja. Die Santa Fé Händler.«

»Händler? Kaufleute?« wiederholte ich verwundert, da ich in meinen Gedanken solche Eleganz mit Handelsverkehr in den Prairien nicht zusammenreimen konnte.

»Ja,« fuhr mein Nachbar fort. »Der große schöne Mann in der Mitte ist *Bill*¹ *Bent*, wie er heißt. Der ihm zur Rechten ist der junge *Sublette*, der andere, der links neben ihm steht, ist einer von den *Choteaus*, und jener dort, der ruhige, bedächtige *Jerry*² *Folger*.«

»Sie sind also die berühmten Prairie-Handelsleute?«

»Allerdings.«

Ich betrachtete sie mit immer größerer Neugierde und bemerkte endlich, daß sie auch mich ansahen und über mich sprachen.

Gleich darauf trat einer von ihnen, ein eleganter junger Herr, aus ihrem Kreise heraus und dann auf mich zu.

»Erkundigen Sie sich nach Herrn *St. Vrain*?« fragte er.

¹*Wilhelm*.

²Jerry, abgekürzt von Jeremy, Jeremias.

»Allerdings.«

»Charles?«

»Ja, so heißt er.«

»Ich bin es selbst.«

Ich übergab ihm den Brief, den ich für ihn besaß und er überflog den Inhalt.

»Lieber Freund,« sagte er dann, indem er mir herzlich die Hand drückte, »es thut mir ungeheuer leid, daß ich nicht hier gewesen bin. Diesen Vormittag erst bin ich auf dem Flusse herunter gekommen. Recht dumm von *Walton*, daß er nicht an *Bent* geschrieben hat. Wie lange sind Sie schon hier?«

»Drei Tage. Ich kam am 10. an.«

»Bei Gott, Sie haben ja sterben müssen vor Langeweile. Kommen Sie, damit ich Sie vorstelle. *Bent! Jerry!* –«

Im nächsten Augenblicke hatte ich mit allen den Handelsleuten Händedrucke gewechselt und mich überzeugt, daß mein neuer Freund, *St. Vrain*, ihnen ebenfalls angehörte.

»Ist das das erstemal?« fragte Einer als ein lauter Gong-Schlag durch das Haus schallte.

»Ja,« antwortete *Bent*, indem er nach seiner Uhr sah. »Also gerade noch Zeit Einen zu nehmen. Kommt!«

Der Frühling begann und die junge Münze fing an zu sprossen, – ein botanisches Ereigniß, welches meinen

neuen Bekannten nichts Neues zu sein schien, da ein jeder von ihnen einen »Münze-Trank« (*mint-julep*) verlangte. Das Bereiten und Schlürfen dieses Getränkes beschäftigte uns bis der zweite Schlag auf das Gong zur Tafel rief.

»Setzen Sie sich zu uns, Herr *Haller*,« sagte *Bent*. »Es thut mir leid, daß wir Sie nicht früher gekannt haben; Sie sind ganz vereinsamt gewesen.«

Mit diesen Worten ging er voraus nach dem Speisezimmer, wohin ich ihm mit seinen Freunden folgte.

Ich brauche wohl ein Mittagessen in dem *Planter's Hôtel* zu St. Louis mit seinen Wildbraten, Büffelfungen, Prairie-Hühnern und köstlichen Froschkeulen aus Illinois nicht zu beschreiben. Nein. Ich möchte das Essen nicht schildern und das, was darauf folgte, dürfte ich schwerlich schildern können.

Wir blieben sitzen bis wir ganz allein waren und fingen an Regalias zu rauchen und Madeira, *die Flasche zu zwölf Dollars* zu trinken. Und Einer bestellte nicht etwa eine Flasche auf einmal, sondern gleich ein halbes Dutzend. So weit weiß ich genau, was geschah, auch daß man mir die Weinkarte und den Bleistift sofort wegnahm, wenn ich darnach griff.

Ich erinnerte mich, daß ich Erzählungen seltsamer Abenteuer unter den Pawnis, den Comanchen und Schwarzfüßen anhörte, bis mein Interesse in hohem Grade angeregt und heftiges Sehnen nach dem Prairieleben in mir entstanden war. Dann fragte mich Einer, ob ich sie nicht auf einem »Ausfluge« begleiten wolle. Darauf hielt ich

eine Rede, erbot mich, meine neuen Bekannten bei ihrem nächsten Zuge zu begleiten und *St. Vrain* meinte, ich sei gerade der rechte Mann für ihr Leben, was mir außerordentlich gefiel. Dann sang Einer ein spanisches Lied zu einer Guitarre, glaube ich; ein Anderer tanzte einen indianischen Kriegstanz und endlich sprangen wir alle auf und sangen von dem Sternenbanner. Von dem, was weiter geschehen ist, weiß ich nichts mehr bis ich am nächsten Morgen, mir sehr erinnerlich, mit fürchterlichen Kopfschmerzen erwachte.

Ich hatte kaum Zeit über meine Thorheit in vergangener Nacht nachzudenken, denn die Thür wurde geöffnet und *St. Vrain* trat mit einem halben Dutzend meiner Tischgenossen herein. Ihnen folgte ein Kellner, der mehrere große Gläser mit einer blaß bernsteinfarbigen Flüssigkeit trug, auf der oben Eisstücke schwammen.

»Ein Sherry-Cobbler, Herr *Haller!*« rief Einer. »Das Beste für Ihren Zustand! Ziehen Sie! Es wird Sie in einem Eichhörnchensprunge abkühlen.«

Ich trank von dem erquickenden Getränke wie man es wünschte.

»Nun, lieber Freund,« fragte *St. Vrain*, »fühlen Sie sich nicht um hundert Prozent besser? Aber sagen Sie, war es Ihr Ernst, als Sie sagten, Sie wollten uns über die Prairien begleiten? Nach etwa einer Woche brechen wir auf; es würde mir leid thun, so bald mich von Ihnen trennen zu müssen.«

»Es war mein Ernst. Ich begleite Sie, wenn Sie mir nur angeben wollen, was ich dabei zu thun und wie ich mich einzurichten habe.«

»Da ist nicht viel einzurichten; kaufen Sie sich ein Pferd.«

»Ich besitze schon eines.«

»Dann einige grobe Kleidungsstücke, eine Büchse, ein paar Pistolen, ein – –«

»Alles das besitze ich bereits und dies meinte ich mit meiner Frage nicht. Sie bringen Waaren nach Santa-Fé und gewinnen dabei das Doppelte, das Dreifache. Ich habe hier in einer Bank zehntausend Dollars liegen. Hindert mich etwas eine Speculation mit dem Vergnügen zu verbinden und das Geld ebenso anzulegen wie Sie?«

»Nichts in der Welt – – ein vortrefflicher Einfall!« sagten Einige.

»Wenn Einer von Ihnen die Gefälligkeit haben will mit mir zu gehen und mir zu zeigen, in welchen Waaren ich das Geld anzulegen habe, so bezahle ich seine Weinrechnung bei Tische, – meiner Ansicht nach keine Kleinigkeit.«

Die Prairie-Leute lachten laut und erklärten, sie würden alle mit mir in den Läden umhergehen. Nach dem Frühstück brachen wir wirklich Arm in Arm auf.

Ehe die Tischzeit herankam, hatte ich fast die ganze mir zur Verfügung stehende Summe in gedruckten Baumwollenwaaren, langen Messern und Spiegeln angelegt und nur so viel übrig behalten, um in Independence,

– von wo wir nach den »Ebenen« aufbrechen wollten, – Maulthierwagen zu kaufen und Fuhrleute zu miethen.

Wenige Tage nachher fuhr ich mit meinen neuen Gefährten auf einem Dampfschiffe den Missouri hinauf auf dem Wege nach den pfadlosen Prairien des »fernen Westen«.

DRITTES KAPITEL. DAS PRAIRIE-FIEBER.

Nachdem wir eine Woche lang in Independence verbracht und Maulthiere und Wagenzeug gekauft hatten, traten wir die Wanderung an. Wir hatten etwa hundert Wagen bei der Caravane und vielleicht noch einmal so viele Fuhrleute und Gehilfen. Zwei der geräumigen Fuhrwerke enthielten meinen Kram und ich hatte dazu ein paar dürre langhaarige Missourier gemiethet, so wie einen canadischen »Voyageur«, Namens *Godé*, zur Aufsicht angenommen.

Von den eleganten Herren in Planter's Hôtel war keine Spur geblieben, denn Alle erschienen in Jagdhemden und Schlepphüten, – der Prairietracht. Um uns den Lesern recht deutlich vorzustellen, will ich mich selbst beschreiben.

Ich trage ein Jagdhemd von gegerbter Hirschhaut, mehr in der Form einer alten Tunika als irgend einer andern, von hellgelber Farbe, schön gesteppt und gestickt und an der Kapuze, – denn eine Kapuze befindet sich daran – mit Fransen von eben solchem Leder verziert.

Unten herum sind gleiche Fransen angebracht, Beinkleider von Scharlachtuch gehen bis über die Schenkel; darunter befinden sich starke Barchentpantalons, schwere Stiefeln und dicke Messing-Sporen. Ein buntes Cattunhemd, ein blaues Halstuch und ein breitkrämpiger Hut vervollständigten den Anzug. Hinter mir auf dem Sattel, sieht man einen hellrothen länglichen Gegenstand. Das ist mein »Mackinaw«, ein Liebling, denn er bildet in der Nacht mein Bett, bei andern Gelegenheiten einen Mantel oder Ueberzieher. In seiner Mitte hat er einen Schlitz, durch den ich in kaltem oder regnigem Wetter den Kopf stecke; dann bin ich bedeckt bis zu den Knöcheln.

Wir alle sind ähnlich bewaffnet und ausgestattet. Ich selbst bin bewaffnet »bis an die Zähne«. In meinen Halftern führe ich ein Paar der neuen amerikanischen Pistolen von Colt, Revolvers genannt, jedes zu sechs Schüssen. In meinem Gürtel befindet sich ein zweites Paar zu fünf Schüssen. Außerdem habe ich eine leichte Büchse, so daß mir im Ganzen drei und zwanzig Schüsse zu Gebote stehen, die ich in eben so vielen Secunden abzufeuern gelernt habe. Verfehle ich mit allen meinen Zweck, so trage ich im Gürtel ein langes glänzendes Bowie-Messer, das mir übrigens zu jedem Gebrauche dient. Außerdem bin ich mit einer Jagdtasche und einem Pulverhorn versehen, die ich umgehungen trage. Ferner besitze ich eine große Korbflasche und einen Tornister mit meinen Lebensmitteln, wie alle meine Begleiter.

Verschieden sind wir dagegen beritten. Einige reiten ein Maulthier, andere ein Mustang (wildes Pferd), während andere ihre amerikanischen Pferde mitgebracht haben. Zu diesen gehöre ich. Ich reite einen dunkelbraunen Hengst mit schwarzen Beinen, der ein halber Araber und gut gebaut ist. Er führt den spanischen Namen Moro, den ihm der Pflanzer in Louisiana gegeben, von welchem ich ihn kaufte. Er hört sehr gut darauf. Er gefällt Allen und man hat mir ansehnliche Summen für ihn geboten, aber ich lasse ihn nicht, denn ich liebe ihn, mehr noch als meinen Hund Alp, der von der St. Bernhard-Race stammt und den ich einem Schweizer in St. Louis abkaufte.

Mehrere Wochen lang zogen wir durch die Prairien ohne daß uns etwas Ungewöhnliches begegnete. Die Scenerie war mir im höchsten Grade interessant und ich erinnere mich keines merkwürdigeren Bildes, als jenes der langen Wagen-Caravane, der »Prairie-Schiffe«, die langsam dahin kroch und deren weiße Planen von dem dunklen Grün der Erde anmuthig abstachen. In der Nacht namentlich gewährte das Lager – die im Kreise zusammengestellten Wagen und die rund umher an eingeschlagenen Pfählen befestigten Pferde – ein seltsames Bild. An den Flüssen standen dichte Gruppen von Baumwollenbäumen, deren säulenartige Stämme dicht mit silberschillernden Blättern besetzt waren. Diese Baumgruppen begrenzten die Aussicht und theilten die Prairien von einander, so daß wir gleichsam über große Felder zogen, die von riesigen Hecken umgeben waren.

Wir mußten viele Flüsse überschreiten; durch einige waten wir, über andere, die breiter und tiefer waren, mußten wir die Wagen schwimmen lassen. Gelegentlich sahen wir Hirsche und Antelopen und unsere Jäger schossen einige, aber die Heimath der Büffel hatten wir noch nicht erreicht. Einmal machten wir in einem bewaldeten Thale Halt, in welchem üppiges Gras wuchs und reines Wasser quoll. Gelegentlich mußten wir auch anhalten, um eine zerbrochene Achse zu ersetzen oder einen steckengebliebenen Wagen herauszuschaffen.

Ich für meinen Theil hatte wenig Noth und Verdruß. Meine Missouriier waren tüchtige Leute.

Das Gras wuchs reichlich und unsere Maulthiere und Ochsen magerten auf der Reise nicht nur nicht ab, sondern wurden von Tag zu Tag fetter.

Als wir uns dem Arkansas näherten, erblickten wir gelegentlich in der Ferne Indianer zu Pferd, – Pawnis – und mehrere Tage lang umschwirrten Schaaren derselben unsere Caravane. Aber sie kannten unsere Stärke und hielten sich in sicherer Ferne vor unsern langen Büchsen.

Godé, der nacheinander *Voyageur*,¹ Jäger, Fallensteller und *coureur du bois* gewesen war, hatte mich gesprächsweise mit dem Prairieleben bekannt gemacht, so daß ich unter meinen neuen Cameraden mich recht leidlich benahm. Auch *St. Vrain*, der bereits mein ganzes Vertrauen gewonnen hatte, sparte keine Mühe, mir den Ausflug angenehm zu machen, so daß alles dies, nebst dem wilden Galopp am Tage und den noch wildern Erzählungen bei den Wachfeuern Abends, für das romanhafte neue Leben mich ganz einnahm. Ich hatte also das »Prairiefieber« bereits.

So sagten lachend die Cameraden; aber ich verstand erst später, was sie damit meinten. Das Prairiefieber! Ja, diese seltsame Krankheit, diese Vorliebe für das Leben im Freien, entwickelte sich in mir. Gleichzeitig erstarben die Erinnerungen an die Heimath und mit diesen die Gedanken an manches jugendliche, thörichte, ehrgeizige Bestreben. Es verloren die Lockungen der großen Städte

¹*Voyageurs* ist ein canadischer Ausdruck und bezeichnet die Boots- oder Canoeführer auf den Flüssen und Seen, auf denen sie die Reisenden befördern, namentlich die im Dienst der Pelzgesellschaften Stehenden. Fallensteller sind die Jäger, welche den Biber jagen und vorzugsweise in Fallen fangen. Seit die Castorhüte nicht mehr häufig getragen werden, machen die Fallensteller schlechte Geschäfte und viele haben sich andere Erwerbszweige gesucht; namentlich sind viele nach Californien gegangen. *Coueurs du bois* (Waldläufer) sind herumziehende Händler, welche in den Einöden Messer, Tabak etc. verkaufen und namentlich die Jäger, Indianer etc. versorgen. Seine Waare hat er auf einem kleinen Wagen.

ihren Reiz; die Erinnerungen an sanfte Augen und seidenweiches Haar, die Empfindungen der Liebe – die kein menschliches Glück bestehen lassen – alles erstarb in mir als wäre es nie gewesen.

Meine Körperkraft aber und die Energie meines Geistes nahmen zu bis zu einem Grade, wie ich sie vorher nicht gekannt hatte. Thätigkeit und Bewegung waren meine Lust. Mein Blut schien wärmer und rascher durch meine Adern zu fließen; ich bildete mir ein, meine Augen sähen in weitere Ferne, ja, ich konnte in die Sonne blicken, ohne zu blinzeln.

Das Prairiefieber! Ich fühle es in diesem Augenblicke noch. Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, zucken meine Finger, um die Zügel zu fassen, zittern meine Knie, um sich an mein edles Roß zu drücken und die Sehnsucht erfaßt mich nochmals zu wandern über die grünen Wogen des Prairie-Meeres.

VIERTES KAPITEL. DER RITT AUF DEM BÜFFEL.

Wir waren etwa zwei Wochen unterwegs gewesen, als wir die Biegung des Arkansas etwa sechs Meilen unterhalb der »Plum Buttes«¹ erreichten. Da lagerten wir.

Bis dahin hatten wir wenig von Büffeln gesehen, höchstens einen einzelnen oder ein paar und diese waren scheu und schüchtern gewesen. Es war die »Laufzeit«,

¹Buttes heißen die kleinen, einzeln stehenden knollenförmigen Hügel in der Ebene und Plum Buttes »Rosinen-Hügel« nennt man sie, weil sie etwa aussehen wie Rosinen auf einem flachen Kuchen.

aber noch hatten wir keine der – brunsttollen – Heerden bemerkt.

»Dort giebt es frisches Fleisch zum Abendessen!« rief *St. Vrain*.

Wir blickten nach Nordwesten, in der Richtung, welche unser Freund angedeutet hatte. Am Horizont bewegten sich fünf dunkle Gestalten hin – Büffel.

Wir wollten eben unsere Sättel abnehmen als *St. Vrain* jene Worte sprach. Augenblicklich wurde nun der Satteltgurt wieder festgeschnallt, die Steigbügel fielen herunter, wir schwangen uns auf und in der nächsten Secunde jagten wir dahin, etwa sechs von uns, Einige gleich mir nur der Jagdlust wegen, andere – alte Jäger – um »Fleisch« zu holen.

Wir hatten nur eine kurze Tagreise gemacht, unsere Pferde waren also nicht ermüdet, und nach wenigen Minuten die drei Meilen, die uns von den Thieren trennten, auf eine herunter gebracht. Da aber merkten sie uns. Einige von uns – ich unter ihnen – die noch keine Erfahrung hatten, waren ohne auf guten Rath zu hören, immer geradeaus geritten, so daß uns die Büffel wittern mußten. Einer richtete denn auch bald den zottigen Kopf empor, brummte, scharrte mit den Vorderbeinen, wälzte sich, stand wieder auf und lief fort so schnell als er laufen konnte. Die andern vier folgten ihm.

Es blieb uns nichts übrig, als von der Jagd abzustehen oder die Pferde anzutreiben, um die Büffel einzuholen. Wir entschlossen uns zu dem letzteren und so ging es im gestreckten Galopp weiter, wie es schien nach einer

etwa sechs Fuß hohen Lehmmauer hin, die einer Bande zwischen zwei Stühlen glich und sich hinzog so weit das Auge reichen konnte ohne eine Stelle zum Ablenken nach rechts oder links. Das war ein Hinderniß, so daß wir anhielten und berathschlagten. Einige dreheten ihre Pferde herum und ritten zurück, während andere auf besseren Pferden, darunter *St. Vrain* und mein *Voyageur Godé*, die Jagd nicht so wohlfeilen Kaufes aufgeben wollten, die Sporen einsetzten und über die Wand hinwegsetzten.

Von diesem Punkte aus hatten wir fünf (englische) Meilen weit zu galoppiren, so daß unsere Pferde weiß vom Schweiß aussahen, bis wir den letzten Büffel erreichten, eine junge Kuh, die von einer Kugel aus jeder Büchse getroffen, niederstürzte.

Da die andern einen bedeutenden Vorsprung vor uns voraus hatten und wir nun Fleisch genug besaßen, hielten wir an und stiegen ab und fingen an die Haut abzuziehen. Unter den geübten Messern unserer Jäger war das bald geschehen. Wir hatten nun Zeit zurück zu blicken und unsere Entfernung von dem Lager zu berechnen.

»Acht Meilen bis auf den Zoll!« sagte Einer.

»Wir sind in der Nähe des Weges,« meinte *St. Vrain*, indem er auf alte Wagengleise zeigte, welche den Weg der Santa-Fé-Händler andeuteten. »Wenn wir in das Lager zurückreiten, haben wir morgen die ganze Strecke nochmal zu machen. Wir wollen also hier bleiben. Es ist Wasser und Gras da. Büffelfleisch haben wir auch. Holz finden wir. Unsere Decken haben wir bei uns, – was brauchen wir mehr.«

»Bleiben wir hier!« stimmten Alle bei.

In der nächsten Minute waren die Sattelgurtschnallen gelöst, die Sattel abgenommen und unsere Pferde graseten in dem weichen Prairie-Grün.

Ein crystallheller Bach – *arroyo*, wie die Spanier sagen – glitt langsam nach dem Süden hin, dem Arkansas zu. Am Ufer dieses Baches, unter einer Anhöhe, wählten wir unsere Lagerstelle. Das *bois de vache* (Kuhholz, Büffeldünger) wurde gesammelt; bald brannte das Feuer und in den Flammen an kleinen Spießern brieten die Büffelbraten. Glücklicherweise hatte ich und *St. Vrain* die Flaschen mit Cognac zur Hand und so hielten wir ein ganz leidliches Abendessen. Die alten Jäger griffen dann nach den Pfeifen und dem Tabak; ich und mein Freund zündeten Cigarren an und so saßen wir rauchend und unter Erzählungen von allerlei Abenteuern bis zu später Stunde an dem Feuer.

Endlich wurden die Wachen vertheilt, die Pfählchen, an denen die Pferde angebunden waren, fester geschlagen und die Stricke verkürzt; meine Cameraden wickelten sich in ihre wollenen Decken, legten den Kopf in die Sattelhöhlnung und schliefen.

Unter uns befand sich ein gewisser *Hibbets*, welcher wegen seiner Schlafsucht den Spitznamen »Schlafratz« erhalten hatte. Deshalb wurde ihm die erste Wache zugetheilt als die mindest gefährliche, weil die Indianer ihre Angriffe selten eher als kurz vor Tagesanbruch beginnen, wenn der Mensch im tiefsten Schafe zu liegen pflegt.

Hibbets hatte seinen Posten eingenommen – den Gipfel der Uferhöhe – von wo er weit hin über die umliegende Prairie sehen konnte.

Ehe es finster wurde, hatte ich ein besonders schönes Plätzchen am Ufer des Baches bemerkt, etwa zweihundert Ellen von der Stelle, an welcher meine Cameraden lagen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, dort zu schlafen, nahm also meine Büchse, meine wollene Decke, rief »Schlafrazz« zu, mich im Nothfalle zu wecken und ging an das Plätzchen.

Der Boden senkte sich da sanft nach dem Bache hinab und war mit weichem, trockenem Büffelgrase bedeckt, das ein so gutes Bett gab, wie jemals ein Sterblicher eins gefunden. Ich wickelte mich in meine Decke und streckte mich aus mit der Cigarre im Munde, um mich in den Schlaf zu rauchen.

Es war eine herrliche Mondscheinnacht, so daß ich leicht die Farben der Prairieblumen erkennen konnte, die silberweißen Euphorbien, die goldenen Sonnenblumen, die scharlachrothen Malven, – welche das Ufer des Baches zu meinen Füßen bedeckten. In der Luft lag eine zauberische Ruhe, die nur gelegentlich durch das Geheul des Prairie-Wolfes, das Schnarchen meiner Cameraden in der Ferne und das »Knabbern« der Pferde unterbrochen wurde, welche das kurze Gras abbissen. Ich lag eine ziemliche Weile wachend da bis die Cigarre mich an die Lippen brannte – in den Prairien raucht man sie sehr kurz ab – da warf ich den Stumpf von mir, drehete mich

herum auf die Seite und befand mich bald im Lande der Träume.

Noch konnte ich nicht viele Minuten geschlafen haben, als sich ein seltsames Getöse mir bemerklich machte – wie ferner Donner oder das Brausen eines Wasserfalles. Auch schien die Erde unter mir zu zittern.

»Wir werden heute ein tüchtiges Donnerwetter bekommen,« dachte ich, halb im Traume, halb wachend, zog die wollene Decke fester um mich und schlief wieder ein.

Bald darauf wurde ich wieder geweckt, und wirklich durch Donner, wie es schien – durch ein Getöse wie von dem Getrappel tausend schwerer Beine, wie von dem Brüllen Tausender von Rindern. Die Erde bebte, – – – Ich hörte das Rufen meiner Cameraden – die Stimmen St. *Vrains* und *Godés*, welcher letztere schrie:

Sacr... r... ré! Monsieur, garde les buffles! (Herr, sehen Sie sich vor vor den Büffeln.)

Ich sah, daß sie die Pferde losgebunden hatten, und sie so schnell als möglich unter das hohe Ufer zogen.

Ich sprang auf und warf die Decke von mir. Ein furchtbares Schauspiel erwartete mich. Weit weit nach dem Westen hin, soweit das Auge reichte, schien die ganze Prairie sich zu bewegen. Schwarze Wogen rollten sich über sie hin als ob ein brennender Berg seine Lava über die Ebene ausgieße. Tausend helle Punkte blitzten und glitzerten dabei in der beweglichen sich heranwälzenden Masse gleich Feuerfunken. Der Boden zitterte – Menschen schrien – die Pferde bäumten sich und wieherten

wie im Entsetzen – mein Hund bellte und heulte und sprang um mich herum.

Einen Augenblick glaubte ich zu träumen, aber bald wurde das Schauspiel zu greller Wirklichkeit als daß es für Täuschung hätte gehalten werden können. Ich sah den Rand der schwarzen Woge kaum zehn Schritte vor mir und immer näher und näher kommen. Da erst, da erst erkannte ich die zottigen Köpfe und die glühenden Augen der Büffel.

»Gott im Himmel! Ich bin auf ihrem Wege. Ich werde zertreten werden.«

Zu spät war es zu einem Versuche, durch Flucht der Gefahr zu entgehen. Ich griff nach der Büchse und schoß nach den vordersten des Haufens, aber eine Wirkung der Kugel sah ich nicht. Das Wasser des Baches spritzte mir in das Gesicht, denn ein gewaltiger Stier, der Führer des Haufens, stürzte schnaubend und wüthend voran in die Flut und die Erhöhung heran. Ich wurde emporgehoben und hoch in die Luft geschleudert, stürzte rückwärts nieder und fiel auf eine bewegliche Masse. Verletzt oder betäubt war ich nicht. So wurde ich auf dem Rücken mehrerer Thiere fortgetragen, die in dem ungeheuren Haufen dicht aneinander gedrängt liefen. Erschreckt durch die seltsame Last auf ihrem Rücken brüllten sie laut und schossen vor, immer vor, an die Spitze. Da kam mir ein Gedanke in den Kopf. Ich hielt mich fest an dem, was ich unter mir fühlte, streckte die Beine rittlings aus, umfaßte den Buckel und packte das lange wollige Haar im

Nacken. Das Thier stürmte im Entsetzen weiter und war bald dem ganzen Haufen voran.

Das wollte ich und weiter ging es über die Prairie dahin in sausendem Galopp, denn der Büffel mochte wohl meinen, es sitze ihm ein Panther oder Catamount auf dem Rücken.

Ich hatte gar keine Veranlassung ihm diesen Glauben zu benehmen, zog vielmehr mein Bowie-Messer, das mir zum Glück im Gürtel geblieben war, und stachelte ihn damit an, so oft er im Laufe zu ermatten schien. Bei jedem solchen *Spornstich* brüllte er laut auf und stürzte mit doppelter Eile weiter.

Meine Gefahr war noch immer sehr groß. Die Herde, die mir nachjagte, hatte die Breite von mindestens einer (englischen) Meile. Trotzdem mußte ich über meine seltsame Lage lächeln. Ich sah gar zu komisch aus auf dem zottigen Büffel an der Spitze vieler Tausender solcher schwarzer Ungethüme.

Weiter ging es durch ein »Dorf« von »Prairiehunden«. Da fürchtete ich, der Büffel werde umkehren, aber diese Thiere laufen stets in schnurgerader Linie. Der Meinige machte keine Ausnahme von der Regel. Er lief weiter und weiter, sank jeden Augenblick bis an die Knie ein, warf den Staub von den kegelförmigen Hügeln der »Hunde« umher und schnaubte und brüllte vor Wuth und Entsetzen.

Die »Plum-Buttes« lagen gerade in unserer Richtung, wie ich gleich im Anfange bemerkt hatte. Konnte ich sie erreichen, so war ich gerettet. Sie lagen nur drei Meilen

von dem Bache, wo wir gelagert, aber bei meinem grauisigen Ritte kam mir die Entfernung zehnmal größer vor.

Ein kleiner dieser runden Hügel stand etwa hundert Ellen näher als die Haupthöhen. Dahin trieb und stachelte ich den schäumenden Büffel und er brachte mich bis etwa hundert Ellen an den Fuß.

Nun war es Zeit das Thier zu verlassen. Ich hätte es erstechen können, denn mein Messer ruhte an der verwundbarsten Stelle seines ungeheuern Körpers; aber nicht um den Coh-i-nur hätte ich ihm das Leben genommen.

Ich ließ allmählig das Haar an seinem Halse los, glitt an ihm hinten hinab und lief, ohne nur »gute Nacht« zu sagen so schnell als möglich die Anhöhe hinauf. Als ich den Gipfel erreicht hatte, setzte ich mich auf ein Felsstück und blickte hin über die Prairie.

Der Mond schien noch hell. Mein Büffel war stehen geblieben – nicht weit von der Stelle, wo ich ihn verlassen hatte und stierte in höchster Bestürzung und Verwundung zurück. Er hatte da etwas so Komisches an sich, daß ich laut auflachen mußte, als ich so sicher auf meinem Felsenstück saß.

Ich blickte nach dem Südwesten. So weit mein Auge sehen konnte, war die Prairie eine schwarze bewegliche Masse. Die lebendige Woge wälzte sich näher und näher zu mir heran, aber ich konnte sie nun in Ruhe beobachten. Die vielen Tausende von glühenden Augen, die im Phosphorglanze leuchteten, erschreckten mich nicht mehr.

Die Heerde war noch etwa eine halbe (englische) Meile entfernt. Zur linken Seite glaubte ich aufleuchtende Blitze zu sehen und Schüsse zu hören, aber gewiß war ich meiner Sache nicht. Ich hatte an das Schicksal meiner Cameraden gedacht und das Schießen, das ich zu hören glaubte, beruhigte mich in etwas.

Die Büffel näherten sich dem Hügel, auf dem ich saß: als sie ihn, das Hinderniß in ihrem Wege, erkannten, theilten sie sich in zwei Ströme und jagten rechts und links an ihm vorüber. Das Merkwürdigste dabei war mir, daß *mein* Büffel nicht etwa wartete bis die andern herangekommen, um sich ihnen anzuschließen, sondern mit einem Male den Kopf emporwarf und fortjagte, als sei ein Rudel Wölfe hinter ihm drein. Auch lief er nach der Seite hinaus und erst als er so weit gekommen war, daß ihn die Heerde nicht treffen konnte, schloß er sich derselben wieder an.

Dieß seltsame Verhalten meines frühern Gefährten war mir damals unbegreiflich, später aber lernte ich einsehen, daß er sehr klug daran gethan hatte. Wäre er da stehengeblieben, wo ich von ihm geschieden, so hätten ihn die heranstürzenden andern Büffel der Heerde für Einen aus einer andern Heerde gehalten und unfehlbar niedergestoßen.

Ich saß fast zwei Stunden lang auf meinem Felsenstück und beobachtete den dunkeln Strom, der sich vorüber bewegte. Ich war gleichsam auf einer Insel mitten in einem schwarzen Meere voll aufzuckender Flämmchen. Einmal war es mir gar, als bewege ich mich, als schwimme der

Hügel fort und als ständen die Büffel still. Mir begann zu schwindeln und ich stand auf, um diese seltsame Täuschung abzuschütteln.

Der Strom wälzte sich weiter und endlich waren die Letzten vorüber. Ich stieg nun von dem Hügel hinunter und fing an über den schwarzen Boden hinzugehen. Was so kurz vorher ein grüner Rasenteppich gewesen war, hatte nun das Aussehen eines frischgepflügten von Ochsenheerden niedergetretenen Feldes.

Eine Schaar weißer Thiere, die einer Heerde Schafe glichen, kam an mir vorüber; – es waren Wölfe, welche den Büffeln folgten.

Ich wanderte und wanderte weiter nach Süden zu. Endlich hörte ich Stimmen und konnte in dem hellen Mondenschein mehrere Reiter erkennen, die in Kreisen über die Ebene jagten. Ich rief sie an. Eine Stimme antwortete mir und ein Reiter kam auf mich zu; es war *St. Vrain*.

»Gott steh' mir bei; *Haller?*« sagte er, hielt sein Pferd an und bog sich von dem Sattel herab, um mich deutlicher zu sehen. »Sind Sie es oder Ihr Geist? – Bei Gott, er ist es selbst und lebendig!«

»Ich habe mich nie wohler befunden.«

»Aber woher kommen Sie? Aus den Wolken? Woher?« Diese Fragen wiederholten auch die andern, die herankamen und mir die Hände schüttelten als hätten sie mich ein ganzes Jahr lang nicht gesehen.

Godé schien sich gar nicht zurecht finden zu können.

»*Mon dieu!* Von Millionen Büffel getreten und nicht gestorben! *Sacré!*«

»Wir suchten nach Ihrem Leichnam oder vielmehr nach den einzelnen Fetzen,« sagte *St. Vrain*. »Eine Meile im Umkreise haben wir jeden Fuß breit Boden untersucht und waren fast zu der Vermuthung gekommen, daß das wilde Vieh Sie gar aufgefressen habe.«

»*Monsieur* essen auf? *Non!* Drei Millionen Büffel nicht essen Mensch. *Mon Dieu!* Schlafratz, *sacré!*«

Die letzteren Worte des Canadiers galten *Hibbets*, welcher meinen Cameraden nicht gesagt, wo ich lag und mich so in die Gefahr gebracht hatte.

»Wir sahen Sie in die Luft schleudern,« fuhr *St. Vrain* fort, »und dann in den dicken Haufen hineinfallen. Da gaben wir Sie natürlich verloren. Wie um Gottes Willen, sind Sie mit heiler Haut davon gekommen?«

Ich erzählte mein Abenteuer meinen verwunderten Gefährten.

»*Mon Dieu!*« rief *Godé* aus. »Was ein Mann! Was ein Sach! *Mon Dieu!*«

Von dieser Stunde an galt ich für einen »Capitain« auf den Prairien.

Meine Cameraden hatten gut gearbeitet wie ein Dutzend dunkle Gegenstände zeigten, die am Boden lagen. Meine Büchse und meine Decke waren aufgefunden worden, die letztere in den Boden hineingetreten.

St. Vrain hatte noch einige Tropfen in seiner Flasche; nachdem ich diese zu mir genommen hatte, kehrten wir

zu unsern Prairielagern zurück, stellten wiederum neue Wachen aus und schliefen die ganze Nacht.

FÜNFTES KAPITEL. EINE BÖSE KLEMME.

Einige Tage später hatte ich ein anderes Abenteuer zu bestehen, so daß ich zu glauben anfang, das Schicksal wolle mich zu einem Helden unter den Genossen werden lassen.

Einige der Handelsleute – ich unter ihnen – waren der Caravane vorausgezogen, denn wir wollten in Santa-Fé ein paar Tage vor den Wagen ankommen, um mit dem Gouverneur wegen des Einzugs in die Stadt Alles zu ordnen.

Unser Weg führte etwa hundert Meilen weit über eine dürre Wüste, ohne Wild und fast ohne Wasser. Die Büffel waren bereits verschwunden und Hirsche zeigten sich ungemein selten. Wir mußten uns deshalb mit gedörrtem Fleische begnügen, das wir mit uns gebracht hatten. Gelegentlich sahen wir eine einzelne Antelope vor uns hinjagen, aber weit aus unserm Bereiche.

Am dritten Tage, nachdem wir uns von der Caravane getrennt hatten, ritten wir in der Nähe des Cimmaron hin als ich einen gehörnten Kopf hinter einer kleinen Anhöhe in der Prairie verschwinden zu sehen glaubte. Meine Reisegesellschafter glaubten mir nicht und keiner wollte mich begleiten. Ich brach also allein auf. Einer – denn *Godé* war bei dem Wagen – behielt meinen Hund bei sich, da ich ihn nicht mit mir nehmen wollte, weil ich fürchtete, er könne die Antelopen scheu machen. Mein

Pferd war noch frisch und ich wußte, daß ich die Gesellschaft zur Lagerzeit wieder einholen konnte, mochte meine Jagd glücklich sein oder nicht.

Ich ritt gerade auf den Punkt zu, wo ich den Gegenstand bemerkt hatte. Er schien etwa eine halbe (englische) Meile von unserm Wege entfernt zu sein; ich täuschte mich aber, wie das in der krystallhellen Luft dieser hochgelegenen Ebenen häufig der Fall ist.

Ein seltsam geformter kleiner Höhenkamm – ein *couteau des prairies* (Prairiemesser) in kleinem Maßstabe – zog von Osten nach Westen über die Ebene und war an seinem höchsten Theile dicht mit Cactus bewachsen. Nach diesem Dickicht hin wendete ich mich.

Unten am Fuße stieg ich ab, führte mein Pferd still unter den Cactus hin und band es an einen Zweig eines derselben an. Dann kroch ich vorsichtig unter den stacheligen Blättern hin nach der Stelle zu, wo ich das Wild gesehen zu haben glaubte. Zu meiner Freude sah ich nicht bloß eins, sondern ein paar dieser schönen Thiere ruhig weiden, leider in zu weiter Ferne, als daß ich sie mit meiner Büchse hätte erreichen können. Sie waren an einem glatten grasigen Abhange gute dreihundert Ellen entfernt und nicht ein hoher Grasbüschel barg mich, wenn ich hätte versuchen wollen, an sie heranzuschleichen. Was war also zu thun?

Ich lag mehrere Minuten lang da und dachte über die verschiedenen Jägerkunststückchen nach, die angewendet werden um die scheue Antelope zu erlangen. Sollte ich ihren Ruf nachahmen? Sollte ich mein Taschentuch

in die Höhe halten und versuchen sie heranzulocken? Ich sah, daß sie zu scheu waren, denn in kurzen Zwischenräumen richteten sie ihre zierlichen Köpfe empor und sahen sich forschend um. Endlich dachte ich an die rothe Decke auf meinem Sattel. Diese konnte ich auf die Cactusbüsche breiten; vielleicht trieb sie die Neugierde heranzukommen. Etwas anderes blieb mir nicht übrig und ich wollte eben zurück gehen, um die Decke zu holen, als ich plötzlich einen lehmfarbigen Streifen bemerkte, der über die Prairie lief und über welchem die Antelopen weideten. Es war eine Vertiefung in der Fläche, – ein Büffelweg oder das Bett eines Baches, – in jedem Falle das Versteck, das ich suchte, denn die Thiere befanden sich nicht hundert Ellen davon und kamen im Grasen näher heran. Ich kroch aus dem Dickicht wieder heraus und lief an der Seite des Abhanges nach der Stelle hin, wo ich die Vertiefung, die Rinne, bemerkt hatte. Da stand ich zu meiner Verwunderung an dem Ufer eines breiten Baches (*arroyo*), dessen helles seichtes Wasser über Sand und Gips hinrauschete.

Die Ufer waren niedrig, nicht drei Fuß über dem Wasserspiegel, ausgenommen an einer Stelle, wo sie ziemlich hoch emporstiegen. Ich trat in den Bach hinein und fing an, darin aufwärts zu waten.

Wie ich vermuthet hatte, kam ich bald an eine Krümmung. Da machte ich Halt und schaute vorsichtig über das Ufer. Die Antelopen waren ziemlich nahe an den Bach

heran gekommen, befanden sich aber noch zu weit oberhalb von mir, als daß ich hätte schießen können. Sie weiteten noch immer ruhig, ohne eine Gefahr zu ahnen.

In dieser Weise weiter zu gehen, war eine schwere Aufgabe, denn das Bett des Baches war weich und gab nach, ich mußte sehr langsam und still gehen, um die Thiere nicht aufmerksam zu machen. Aber die Aussicht auf frischen Wildbraten für das Abendessen erhielt meinen Muth aufrecht. Nachdem ich mich mühselig einige hundert Ellen weit geschleppt hatte, gelangte ich an eine Gruppe Wurmholzgebüsch, das am Ufer wuchs.

»Es ist hoch genug,« dachte ich, »um mich zu bergen.«

Ich richtete mich langsam auf, bis ich durch die Blätter sehen konnte. Der Platz war vortrefflich. Ich hob deshalb die Büchse an den Backen, zielte nach dem Herzen des Bockes und schoß. Das Thier that einen gewaltigen Satz in die Höhe und stürzte leblos nieder.

Eben wollte ich hineilen und meine Beute holen, als die Ricke, statt davon zu laufen, wie ich erwartet hatte, zu ihrem gefallenem Gefährten trat und ihn beschnoberte. Sie war nicht über zwanzig Ellen von mir entfernt und ich konnte deutlich ihr fragendes bestürztes Auge sehen. Mit einem Male schien sie die schreckliche Wahrheit zu erkennen, warf den Kopf zurück, gab die jammervollsten Töne von sich und lief dabei im Kreise um den todten Körper herum.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Anfangs wollte ich wieder laden und auf die Ricke anlegen. Aber ihre klagende Stimme erweichte mein Herz und entwaffnete

meine Hand. Hätte ich ahnen können, ein so ergreifendes Schauspiel zu erleben, ich wäre nicht von den Reisegefährten gewichen. Aber das Böse war einmal gethan.

»Ich habe ihr weher gethan als hätte ich sie getödtet,« dachte ich; »es wird also am besten sein, wenn ich sie ihrem Gefährten nachsende.«

So lud ich wieder an und schoß. Meine Nerven waren stark genug, um die That zu verrichten. Als der Rauch sich verzog, sah ich das kleine Thier blutend im Grase liegen, neben dem bereits gefallenen.

Ich hing meine Büchse um und wollte an Ort und Stelle gehen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß ich an den Füßen festgehalten würde, so fest, als säßen sie in einem Schraubstocke.

Ich strengte mich an, um loszukommen, – noch einmal, noch kräftiger, aber gleich erfolglos. Mit dem dritten Versuche verlor ich gar das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken in's Wasser.

Mit Mühe arbeitete ich mich wieder empor, aber nur um mich zu überzeugen, daß ich noch fester gehalten wurde.

Wiederum bemühte ich mich meine Füße frei zu machen; ich konnte sie weder vorwärts noch rückwärts, weder rechts noch links bewegen und fühlte zugleich, daß ich allmählig tiefer sank. Da wurde mir die schreckliche Wahrheit klar, – *ich sank in Triebssand ein.*

Ein Schauer und Grauen erfaßte mich und mit der Kraft der Verzweiflung erneuerte ich meine Anstrengungen. Ich legte mich auf die eine, dann auf die andere

Seite und renkte mir die Knie fast aus dem Gelenke. Die Füße blieben so fest wie vorher. Nicht einen Zoll konnte ich sie bewegen.

Der weiche gleichsam sich fest ansaugende Sand reichte bereits bis über meine Reitstiefeln und klemmte sie an den Knöcheln zusammen, so daß ich sie nicht auseinander ziehen konnte. Dabei fühlte ich, daß ich tiefer und tiefer einsank, langsam aber sicher, als ob irgend ein unterirdisches Ungeheuer mich hinabziehe. Dieser Gedanke regte von neuem Grauen in mir an, so daß es mich kalt überlief und ich laut um Hilfe rief. Ach, wen? Meilen weit rund um mich her gab es kein lebendes Wesen; ja, das Wiehern meines Pferdes antwortete mir von dem Hügel herab wie meiner Verzweiflung spottend.

Ich bog mich nach vorn so weit es meine Stellung erlaubte und begann wie wahnsinnig den Sand um meine Füße her aufzugraben. Kaum erreichte ich die Oberfläche desselben und die kleine Höhlung, die ich machen konnte, füllte sich fast so rasch wieder als sie entstanden war.

Da fiel mir ein, daß ich mich auf meine Büchse stützen und mich mit ihr herausarbeiten könnte, wenn ich sie quer legte. Ich sah mich nach ihr um, erblickte sie aber nirgends. Sie war bereits in den Sand eingesunken.

Konnte ich mich platt hinlegen und so mein tieferes Einsinken verhindern? Nein. Das Wasser war zwei Fuß tief. Ich wäre sofort ertrunken.

Diese letzte Hoffnung verließ mich also, so bald sie entstanden war. Ich konnte nicht nachsinnen, wie ich mir

wohl helfe. Die Gedanken sogar schienen in mir erstarrt zu sein. Nur das wußte ich, daß ich wahnsinnig werden würde, und einen Augenblick war ich es schon.

Nach einiger Zeit kehrte mein Bewußtsein zurück und ich strengte mich sofort an, meine Gedanken zu sammeln, um den Tod, den ich nun für unvermeidlich hielt, als Mann zu ertragen.

Da stand ich. Meine Augen schauten über die weite Prairie hin und ruheten auf den blutenden Opfern meiner Grausamkeit. Ich fühlte bei dem Anblicke Reue und Gewissenspein. Traf mich Gottes Strafe?

Mit demüthigen und reuigen Gedanken erhob ich mein Antlitz zum Himmel und fürchtete fast, irgend ein Zeichen des Zornes des Allmächtigen auch da zu erblicken. Aber nein; die Sonne schien so hell und glänzend wie je und der blaue Himmel spannte sich wolkenlos über mir aus.

Ich schaute hinauf und betete mit einem Ernst und einer Inbrunst, die nur die Herzen derer kennen, welche in so entsetzlicher Lebensgefahr sind wie ich es war.

Während ich hinaufschaute, erregte ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit. Ich erkannte an dem Himmel einen großen dunkelfarbigen Vogel und wußte sogleich, daß es der häßliche Vogel der Ebene, der Bussard-Geier sei. Woher war er gekommen? Wer weiß es! Weit weit außer dem Bereiche des menschlichen Auges hatte er die getödteten Antelopen gesehen oder gewittert und auf den breiten stillen Flügeln ließ er sich herab, um sich an den Todten zu laben.

Und noch einer, noch einer, immer mehrere zeigten sich an dem blauen Himmelsgezelte und zogen in weiten Kreisen nach Osten. Dann schoß der erste hernieder auf das Ufer, sah sich eine Zeit lang um und flatterte hin nach seiner Beute.

Nach wenigen Secunden war die Prairie mit den schmutzigen Vögeln bedeckt, welche die todten Antelopen zerrissen und einander mit den riesigen Flügeln schlugen.

Dann kamen die Wölfe hungrig herangeschlichen, schielten aus dem Cactusdickicht heraus und sahen feig über die grüne Ebene der Prairie hin. Nach einem Kampfe verjagten sie die Geier, nagten an der Beute und knurrten dabei und bissen nach einander.

»Gott sei Dank, dem entgehe ich wenigstens!«

Der häßliche Anblick wurde mir bald entzogen. Ich war bereits so tief eingesunken, daß ich nicht mehr über das Ufer hinwegsehen konnte. So hatte ich also das letzte Mal über die schöne grüne Erde geblickt. Ich sah nur noch die Lehmwände, welche den Fluß umschlossen und das Wasser, das an mir vorüberfloß.

Noch einmal schaute ich nach dem Himmel hinauf, betete andächtig und versuchte mich in mein Schicksal zu ergeben.

Trotz meiner Bemühungen aber ruhig zu sein, dachte ich an die irdischen Freuden, an die Heimath, an die Freunde, so daß die Verzweiflung wiederkehrte und mich zu neuen Anstrengungen trieb.

Wiederum wieherte mein Pferd und ein Gedanke gab mir neue Hoffnung. »Vielleicht mein Pferd . . .«

Keinen Augenblick ließ ich verloren gehen. Ich rief so laut ich rufen konnte den Namen des Thieres. Ich wußte, daß es auf meinen Ruf kommen würde. Es war auch nur leicht angebunden. Der Cactuszweig mußte bald abbrechen. Ich rief wiederum und wiederholte Worte, die ihm wohlbekannt waren. Mit klopfendem Herzen horchte ich dann. Einen Augenblick war Alles still. Dann hörte ich raschen Hufschlag als bäume sich das Pferd und suche sich los zu machen. Endlich vernahm ich regelmäßigen Galopp.

Näher und näher kam der Schall, näher und näher bis das prächtige Thier über das Ufer neben mir sprang. Da blieb es stehen, schüttelte die Mähne und wieherte. Es war ängstlich, sah sich nach allen Seiten um und schnaubte.

Ich wußte wohl, daß, sobald es mich gesehen, das Pferd nicht wieder von mir weichen würde, bis es seine Nase an mein Gesicht gedrückt, denn das that es immer. Ich streckte meine Hände aus und rief die Zauberworte nochmals.

Da sah es nieder zu mir, erblickte mich und kam herein in den Bach. Im nächsten Augenblicke hielt ich es am Zügel.

Es war keine Zeit zu verlieren. Ich sank immer tiefer und tiefer ein; schon ragte ich nur noch mit dem Oberkörper heraus.

Den Riemen (Lasso), mit dem das Pferd des Abends angebunden wurde, zog ich unter dem Sattelgurte durch und befestigte ihn da mit einem Knoten. Dann schlang ich den übrigen Stricktheil um meinen Körper und behielt noch so viel übrig, um damit das Pferd lenken und treiben zu können, im Falle es ihm beschwerlich werden sollte, mich herauszuziehen.

Das Thier stand unterdeß dabei und schien zu begreifen, was ich vornehmen wolle. Es kannte auch die Art des Bodens, auf dem es stand, denn es hob abwechselnd die Füße, um nicht einzusinken.

Endlich war ich mit meinen Vorbereitungen zu Stande und mit entsetzlicher Angst gab ich dem Pferde das Zeichen anzuziehen. Statt einen Satz zu thun, ging das kluge Thier langsam vor, als kenne es meine Lage. Der Strick zog an, ich fühlte, daß mein Körper sich hob und im nächsten Augenblick empfand ich ein Entzücken, das ich nicht zu beschreiben vermag, denn – ich war aus dem Sande herausgezogen.

Mit lautem Freudengeschrei sprang ich auf, schlang meine Arme um den Hals meines Pferdes und küßte es mit einer Wonne wie ich etwa ein schönes Mädchen geküßt haben würde. Dann sah ich mich nach meiner Büchse um, und suchte. Zum Glück war sie noch nicht tief eingesunken und ich fand sie bald. Die Stiefeln waren freilich stecken geblieben, aber ich hielt mich nicht auf, nach ihnen zu suchen, da ich die Stelle fürchtete, an welcher ich sie gelassen.

Bald saß ich wieder im Sattel und galoppierte zurück.

Die Sonne war unter, ehe ich das Lager erreichte, in dem mich alle mit Fragen bestürmten. »Trafen Sie die »Ziegen«?» fragten Einige, denn so prosaisch nennt man hier die reizenden Antelopen. »Wo haben Sie Ihre Stiefeln? Haben Sie gejagt oder gefischt?«

Zur Antwort auf diese Frage erzählte ich meine Abenteuer und war so nochmals für diese Nacht der Held am Lagerfeuer.

SECHSTES KAPITEL. SANTA FÉ.

Nachdem wir eine Woche lang durch die Felsenberge geklettert waren, stiegen wir in das Thal des del Norte hinab und erreichten die Hauptstadt von Neu-Mexico, – das weit und breit berühmte Santa Fé. Am Tage darauf bereits erschien die Caravane selbst, die bessern Weg gefunden hatte als wir.

Wir erlangten ohne Mühe die Erlaubniß, mit den Waaren hereinzukommen, wohl verstanden, wenn wir für jeden Wagen fünfhundert Dollars Steuer zahlten. Das war eine bedeutendere Erpressung als gewöhnlich, aber die Handelsleute mußten sich dieselbe gefallen lassen.

Santa Fé ist der Stapelplatz der Provinz und der Hauptsitz des Handels.

Die Caravane lagerte außerhalb der Mauern, wir aber, *St. Vrain*, ich und einige andere Waareninhaber, stiegen in dem Gasthause ab, wo wir im perlenden Weine von El Paso die Mühseligkeiten zu vergessen suchten, die wir auf der Reise über die Ebenen erduldet hatten.

Die Nacht nach unserer Ankunft wurde verjubelt.

Am andern Morgen weckte mich *Godé*, der in der al-
lerbesten Laune zu sein schien und dabei ein canadisches
Schifferliedchen sang.

»*Monsieur!*« sagte er in seinem Kauderwälsch, sobald
ich die Augen aufgeschlagen hatte, »heute sein ein sehr
groß Ball, was nennen die Dam in *Mexique* Fandango.
Serre schön, *Monsieur*. Will Sie nicht sehen *avec plaisir*
ein mexikanisch Fandango?«

»Nein *Godé*; meine Landsleute sind nicht so tanzlustig,
wie die Ihrigen.«

»*Monsieur* aben Reckt, aber Fandango sein serre *cu-
rieux*. *Monsieur* sehen da serre viel *pas*, Bolero, und serre
viel ander *pas*, aller vermengt zusamme. *Allons! Monsieur*
sehen serre viel, serre hübsch *dames* mit serre schwarz
Aug und serre klein, *oh mon Dieu!* serre klein – – – Wie
Sie sagen?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Der da, *Monsieur*,« fuhr er fort und hob sein Jagd-
hemd auf. »*Mon Dieu*, ick aben! Kleid! Serre hübsch *da-
mes* mit serre klein Kleid. *Monsieur*, Sie sehen, was sehen
in ein Fandango.

»*Las niñas de Durango*
Conmigo bailando
Al cielo saltando,
En el fandango, – en el fan-dan-go!«

»Ah, da kommen Err *St. Vrain*. *Monsieur* immer geh'n
zu Fandango. *Sacré!* Wir tanzen, *Monsieur!* Tanzen wie
maître de ballet, er von gut Blut, *français* Blut;

Al ciel saltando

En el fandango, – en el fan-dan-go!«

»He, *Godé!*«

»*Monsieur!*«

»Laufen Sie in die Schenkstube und betteln, borgen, stehlen oder kaufen Sie eine Flasche vom besten Paso.«

»Ich stehlen Wein, *Monsieur St. Vrain?*« fragte der Canadier mit pfiffiger Miene.

»Nein, alter canadischer Spitzbube. Da ist Geld, kaufe Wein. Vom besten Paso, verstanden? Kalt und perlend. – Und nun, guten Morgen, mein Büffelreiter! Noch im Bett, wie ich sehe!«

»Mein Kopf schmerzt, als wolle er mir zerspringen.«

»Ha! Ha! Der meinige nicht minder, aber *Godé* holt eben die Arznei. Hundshaare muß man auf den Biß legen. Also heraus aus dem Bett!«

»Warten Sie, bis ich einmal von Ihrer Arznei eingenommen habe.«

»Es wird Ihnen sogleich besser werden. Das Leben in der Stadt gefällt Ihnen nicht?«

»Nennen Sie das wirklich eine Stadt?«

»Sie heißt die Stadt, die berühmte Stadt Santa Fé, die Hauptstadt von Neu-Mexico, die Metropole alles Prairiewesens, das Paradies der Handelsleute, der Fallensteller und Diebe.«

»Und das ist der Fortschritt nach dreihundert Jahren? Die Leute sind ja kaum über die ersten Schritte der Civilisation hinaus!«

»Sagen Sie lieber, sie befinden sich im letzten Stadium. Hier in dieser fernen Oase finden Sie Malerei, Poesie, Theater, Musik, Feste, Feuerwerke, mit allen kleinen Liebeskünsten, welche den Verfall eines Volkes bezeichnen. Sie werden viele Don Quixotes, sogenannte irrende Ritter, Romeo's ohne das Herz, Straßenhelden ohne den Muth finden. Sie werden mancherlei sehen, ehe Sie einmal auf Tugend und Ehrlichkeit treffen. Heda!«

»Was befehlen der Herr?« fragte der eintretende Kellner.

»Haben Sie Kaffee?«

»Ja.«

»So bringen Sie ein Paar Tassen. Aber schnell! Schnell!«

»Sehr wohl Señor!«

»Da kommt der canadische Voyageur. Na, Alter, wo ist der Wein?«

»Ah, 'immlisch Wein, *Monsieur St. Vrain*, wie Wein *français*.«

»Er hat Recht, Haller!« sagte *St. Vrain* mit der Zunge schnalzend. »Trinken Sie! Sie werden sich sogleich stark fühlen wie ein Büffel. Sieht er nicht aus, wie ein Sodaquell, wie die *fontaine qui bouille*, nicht, *Godé*?«

»*Oui Monsieur!*«

»Trinken Sie, *Haller*, trinken Sie; es ist der reine Saft von Trauben. Kosten Sie! Riechen Sie die Blumen! Herr Gott, welchen Wein werden die Yankees einmal aus diesen neumexikanischen Trauben pressen!«

»Meinen Sie, daß die Yankees ein Auge auf dieses Land haben?«

»Meinen? Ich weiß es. Und warum nicht? Was nutzt dies Volk hier in der Schöpfung? drückt nur die Erde. – Da, *Haller*, ist auch der Kaffee. Trinken Sie auch davon, er wird Ihnen vollends auf die Beine helfen. Kaffee können sie hier machen. Nur die Spanier können es.«

»Was ist es mit dem Fandango,¹ von dem *Godé* sprach?«

»Einen prächtigen werden wir heute haben. Sie gehen doch hin?«

»Aus Neugierde.«

»Nun Ihre Neugierde wird befriedigt werden. Der alte Gouverneur wird den Ball auch mit seiner Gegenwart beehren, selbst seine schöne Frau sagt man, aber das glaube ich nicht?«

»Warum nicht?«

»Er fürchtet viel zu sehr, Einer der wilden Amerikaner möge sie ihm entführen und sie auf seinem Sattel mit sich nehmen. Solche Dinge sind hier zu Lande schon vorgekommen und bei der Jungfrau! schön ist sie,« fuhr *St. Vrain*, halb im Selbstgespräch, fort, »auch wüßte ich wohl Einen – der alte Tyrann! Wenn man daran denkt –
–«

»Woran?«

¹Fandango heißt der bekannte spanische Tanz, in ganz Mexico nennt man aber auch jeden etwas anständigen Ball so, ja alles, was besonders erregend oder ungewöhnlich ist, heißt ein »Fandango«, z. B. auch eine Schlacht.

»Wie er uns geschröpft hat. Fünfhundert Dollars für einen Wagen und hundert sind es, – macht im Ganzen Fünzigtausend Dollars.«

»Steckt er diese ganze Summe in *seine* Tasche? Bekommt nicht die Regierung –?«

»Regierung! Keinen Cent bekommt sie. *Er* ist die Regierung hier und regiert die armen Teufel hier mit eisernem Scepter.«

»Sie hassen ihn dafür wahrscheinlich.«

»Gott weiß, daß sie Ursache dazu haben.«

»Warum stehen sie nicht auf gegen ihn?«

»Sie haben es mehrmals gethan; aber was vermögen die armen Teufel? Wie alle ächten Tyrannen hat er sie untereinander zu veruneinigen gewußt und sie machen nun ihrem gegenseitigen Hasse Luft.«

»Er scheint aber keine bedeutende bewaffnete Macht zu besitzen, keine Leibwache.«

»Leibwache!« unterbrach mich *St. Vrain*. »Sehen Sie hinaus. Da haben Sie seine Leibwache.«

»Indios bravos! Navajoes!« rief in demselben Augenblicke *Godé* aus.

Ich blickte auf die Straße. Ein halbes Dutzend große Indianer in gestreifter Bekleidung ging vorüber. Ihr wilder habsüchtiger Blick und ihr langsamer stolzer Gang unterschied sie sofort von den Indios manzos, von den »zahmen« Indianern, welche Wasser tragen, Holz fällen u.s.w.

»Sind sie Navajoes!« fragte ich.

»*Oui, Monsieur*,« antwortete *Godé*, offenbar in ganz besonderer Aufregung. »*Sacré!* Serre verflucht Navajoes!«

»Sie sind nicht zu verkennen,« setzte *St. Vrain* hinzu.

»Die Navajoes sind ja aber doch geschworene Feinde der Neu-Mexikaner! Wie kommen sie hierher? Sind sie Gefangene?«

»Sehen sie wie Gefangene aus?«

Das war allerdings keineswegs der Fall. Sie schritten stolz in der Straße hin und warfen gelegentlich den Vorübergehenden verächtliche Blicke zu.

»Warum aber sind sie hier? Ihre Heimath liegt weit im Westen.«

»Das ist eines der Geheimnisse in Neu-Mexico, das ich Ihnen ein anderes Mal aufklären will. Jetzt sind sie durch einen Friedensvertrag geschützt, welcher nur *sie* bindet so lange es ihnen beliebt ihn anzuerkennen. Gegenwärtig sind sie hier so frei als Sie und ich, und vielleicht sogar mehr. Ich würde mich nicht wundern, wenn wir sie heut Abend bei dem Fandango träfen.«

»Ich hörte, die Navajoes wären Menschenfresser.«

»Das sind sie auch. Sehn Sie die Bursche in diesem Augenblicke genau an. Wie sie begehrllich auf das bausbäckige Kind blicken, das sich instinctmäßig vor ihnen zu fürchten scheint. Ein Glück für den Knaben, daß es heller Tag ist, sonst würde er bald unter einer der gestreiften Decken verschwinden.«

»Ist das Ihr Ernst, *St. Vrain*?«

»Verlassen Sie sich darauf, daß ich nicht scherze. *Godé's* Erfahrung wird, glaube ich, meine Worte bestätigen. He, Voyageur?«

»Ist ricktick, Monsieur. Ich sein gewesen gefangen in der Nation, verfluckte Apache, für drei Monat. Ick aben gesehn essen die Wilde ein – zwei – drei Kind, gebraten Kind wie Stück von Büffel. Ist ricktick Monsieur.«

»Es ist die Wahrheit, daß die Apachen und Navajoes bei ihren Raubzügen Kinder aus diesem Thal mit fort-schleppen und alle, die es wissen können, behaupten, die meisten der so geraubten Kinder würden von den Wilden gegessen, – ob als Opfer für den feurigen Gott Quetz-alcoatl oder aus Vorliebe für Menschenfleisch läßt sich nicht bestimmen. Im Ganzen weiß man noch immer wenig von ihnen, und nur wenige von denen, die bei ihnen gewesen sind, konnten zurückkehren wie *Godé* da. Ueber die westlichen Sierras wagt sich deshalb Niemand.«

»Und wie gelang es Ihnen, *Godé*, Ihren Scalp zu retten?«

»Ick nicks wissen, Monsieur. Ick nicks 'ab Scalplock, was Yankee nennt »Haar«, mein Scalplock sein Fabrique von Barbier in St. Louis. Da, Monsieur.«

Mit diesen Worten nahm der Canadier seine Mütze ab und damit sein schönes schwarzes Lockenhaar, das – eine Perrücke war.

Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten und boten dem Alten von dem Weine an, den der immer Durstige wie Milch hinuntergleiten ließ.

»Aber nun kommen Sie, *Haller*;« sagte *St. Vrain*. »Wir müssen zu den Wagen gehen. Erst die Geschäfte, dann das Vergnügen, wie es sich hier eben findet. Spaß werden wir erst in Chihuahua haben.«

»Werden wir auch dorthin ziehen?«

»Gewiß, hier braucht man nicht den vierten Theil unserer Waaren; wir müssen sie auf den Hauptmarkt bringen.«

SIEBENTES KAPITEL. DER FANDANGO.

Abends saß ich in meinem Zimmer und wartete auf *St. Vrain*. Bald hörte ich draußen seine Stimme:

»*Las niñas de Durango,*
Conmigo bailando
Al cielo – – –«

»Sind Sie bereit?«

»Noch nicht ganz. Warten Sie einen Augenblick auf mich.«

»Beeilen Sie sich, der Tanz hat bereits angefangen. Ich komme des Weges daher. Aber ist das Ihr Ballanzug? Ha! Ha! Ha!« lachte *St. Vrain*, als er mich einen blauen Frack und ein paar dunkelfarbige Pantalons auspacken sah.

»Nun ja,« antwortete ich, indem ich aufsaß. »Haben Sie etwas daran auszusetzen? Und ist das *Ihr* Ballanzug?«

Mein Freund hatte nämlich durchaus keine Veränderung mit seinem Anzuge vorgenommen. Er stand vor mir, wie immer, mit dem befranseten Jagdhemd, dem Gürtel, dem Bowie-Messer und den Pistolen.

»Ja, Stutzer, das ist mein Ballanzug und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, gehen Sie mit mir, wie Sie da sind. Wie würde auch Ihr blauer Schwalbenschwanz mit dem Gürtel darüber und dem Messer aussehen! Ha! Ha!«

»Warum aber den Gürtel und das Messer überhaupt mitnehmen? Sie werden doch den Ball nicht mit den Pistolen im Gürtel besuchen?«

»In der Hand soll ich sie doch nicht tragen.«

»Lassen Sie die Waffen hier.«

»Das wäre sehr unklug. Nein, nein. Einmal die Finger verbrannt und nicht wieder. Keiner von uns geht zu einem Fandango in Santa Fé ohne seine sechsschüssigen Pistolen. Behalten Sie also Ihr Jagdhemd an, schnallen Sie den Gürtel um und stecken Sie die Pistolen ein. Das ist hier der Ballanzug.«

Der blaue Schwalbenschwanz wurde wieder eingepackt.

St. Vrain hatte Recht. Als wir an Ort und Stelle ankamen, in einem Saale am Marktplatze, war er bereits mit Jägern, Fallenstellern, Handelsleuten und Fuhrleuten gefüllt, die in ihrer gewöhnlichen Kleidung hin und her gingen. Unter ihnen befanden sich fünfzig oder sechszig Einheimische mit eben so vielen »Damen«, welche sämtlich ihrer Kleidung nach *poblanas* oder Personen aus den untern Classen waren. Freilich giebt es in Santa Fé keine andern.

Als wir eintraten, hatten die meisten Männer ihre Jacken oder Mäntel des Tanzes wegen abgeworfen und

zeigten sich in allem Putz von gesticktem Sammet, gepreßtem Leder und glänzenden Knöpfen. Die Frauen sahen nicht minder malerisch aus in ihren hellfarbigen, nicht sehr langen Röcken, ihren schneeweißen Chemisetten und niedlichen Atlasschuhen. Einige zeigten sich in Polka-Jäckchen, denn selbst in diese Ferne hat der berühmte Tanz seinen Weg gefunden. »Haben Sie schon von dem elektrischen Telegraphen gehört?« – »Nein, Señor.« – »Wissen Sie, was eine Eisenbahn ist?« – »Nein, Señor!« – »Kennen Sie die Polka?« – »Ach, Señor, die Polka, die Polka, das ist etwas Schönes, Himmlisches.«

Der Ballsaal war ziemlich groß und länglich; rund um an seinen Wänden hin lief eine Bank. Auf dieser nahmen die Tänzer Platz in der Zeit zwischen den Tänzen, griffen nach ihren Cigarren, plauderten und rauchten. In einer Ecke kratzten ein halb Dutzend Musiker auf Harfen, Guitarren, und Bandolon (auch eine Art Guitarre) und unterstützten gelegentlich die Instrumente mit einem schrillen halbindianischen Gesange. In einem anderen Winkel wurden *puros* (d. h. Cigarren von reinem Tabak im Gegensatz zu den Papier- oder Maiscigarren) und Branntwein an die durstigen Bergleute (so heißen alle Jäger etc., die sich auf den Bergen, den Felsenbergen, umhertreiben) verkauft. Dazwischen wurde gejubelt, geflucht, geliebt – und nicht eben sehr blöde.

Mit einemmale schrie Alles; »es lebe der Gouverneur! Es lebe Armijo!« Ein fetter starker Mann von priesterartigem Aussehen trat in diesem Augenblicke mit mehreren Anderen ein, – der Gouverneur mit seinem Gefolge und

einer Anzahl gut gekleideter Bürger, welche wahrscheinlich die Elite der neumexikanischen Gesellschaft waren. Einige der Eintretenden waren Militairs in bunten lächerlich aussehenden Uniformen, die sich bald im Walzer im Saale drehten.

»Wo ist die Frau des Gouverneurs?« fragte ich *St. Vrain*.

»Ich sagte Ihnen ja . . . sie darf nicht ausgehen . . . , bleiben Sie hier, ich gehe auf kurze Zeit fort. Suchen Sie sich eine Tänzerin und amusiren Sie sich. Ich komme bald zurück.«

Ohne weitere Erklärung drängte sich *St. Vrain* durch die Menge und verschwand.

Ich hatte seit meiner Ankunft in dem Ballsaal in einer Ecke neben *St. Vrain* auf der Bank gesessen. Neben meinem Freunde aber weiter im Schatten, saß ein Mann von eigenthümlichem Aussehen, der mir sogleich aufgefallen war. *St. Vrain* hatte mit ihm gesprochen, mich aber nicht vorgestellt. Jetzt saßen wir neben einander und ich begann den Nachbar zu mustern, dessen Gesicht und Gestalt meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein Amerikaner war er nicht, das zeigte sein Anzug; das Gesicht aber hatte auch nichts Mexikanisches. Die Züge waren zu scharf und keck für ein mexikanisches Gesicht, wenn es auch die diesen eigene Farbe hatte. Es war glatt rasirt außer am Kinne, das einen schwarzen spitzen Bart trug. Das Auge – das ich unter dem Schatten des breitrempigen Hutes deutlich sah, – war blau und sanft, das Haar braun und lockig, hier und da von einem Silberfaden durchzogen.

Das deutete nicht auf einen Spanier, noch weniger auf einen spanischen Amerikaner. Dagegen trug der Mann vollständig mexikanische Kleidung, die in einer purpurrothen Manga (Art Mantel) mit dunkelfarbigem Sammetbesatz bestand. Da dieses Kleidungsstück den größeren Theil seines Körpers bedeckte, so konnte ich nur noch sehen, daß er Beinkleider von grünem Baumwollensammet mit gelben Knöpfen an der Seite und darunter schneeweiße Unterbeinkleider trug, die zwischen den offenen Nähten der Beinkleider blendend hervorsahen. Untenherum waren die Beinkleider mit gepreßtem schwarzem Leder besetzt und darunter befanden sich gelbe Stiefeln mit schweren Stahlsporen. Auf dem Kopfe hatte er einen breitkrämpigen Hut mit einer breiten dicken Goldtresse und an den Seiten, über jedem Ohr, ragte ein Streif ebenfalls von Goldtressen hervor.

Der Mann hatte seinen Hut nach dem Lichte zu heruntergezogen, wahrscheinlich um sein Gesicht nicht beobachten zu lassen, das ein ganz angenehmes, offenes und in früherer Zeit ohne Zweifel hübsches gewesen war, ehe es den melancholischen Ausdruck erhalten hatte, der jetzt wie ein dunkler Schatten darauf lag. Eben dieser Ausdruck war mir gleich beim ersten Blicke aufgefallen.

Während ich diese Beobachtungen machte und den Mann dabei von der Seite ansah, bemerkte ich, daß er mich ebenfalls musterte und zwar ebenso gespannt, wie ich ihn. Die Folge davon war, daß wir einander in das Gesicht sahen, worauf der Fremde unter der Manga eine

mit Perlen gestickte Cigarrentasche hervorholte, sie mir hinhielt und fragte:

»Ist dem Herrn gefällig zu rauchen?«

»Ja, ich danke,« antwortete ich spanisch, während ich gleichzeitig nach einer Cigarre griff. Nachdem wir die Cigarren angezündet hatten, richtete der Mann die unerwartete Frage an mich:

»Verkaufen Sie Ihr Pferd?«

»Nein.«

»Auch nicht für einen guten Preis?«

»Um keinen Preis.«

»Ich gebe fünfhundert Dollars dafür.«

»Nicht für das Doppelte lasse ich es.«

»Ich zahle das Doppelte.«

»Das Pferd ist mir lieb und an dem Golde liegt mir nichts.«

»Das thut mir leid; ich bin zweihundert Meilen weit gekommen, um das Pferd zu kaufen.«

Ich sah meinen neuen Bekannten mit Staunen an und wiederholte unwillkürlich seine Worte, worauf ich hinzusetzte: »so müssen Sie mir von dem Arkansas aus gefolgt sein.«

»Nein, ich komme von dem Rio Abajo.«

»Sie meinen den Del Norte?«

»Ja.«

»Dann ist es ein Irrthum. Sie glauben mit einem Anderen zu sprechen und bieten auf ein anderes Pferd.«

»O nein. Ich meine das Ihrige, einen schwarzen Hengst mit rother Nase und langem vollem Schweife, einen halben Araber. Ueber dem linken Auge hat es einen kleinen Stern.«

Das Alles paßte auf Moro und ich fühlte allmählig eine gewisse abergläubische Scheu vor meinem räthselhaften Nachbar.

»Das ist alles richtig,« antwortete ich; »aber ich kaufte den Hengst vor mehreren Monaten von einem Pflanzer in Louisiana. Wie ist es möglich, daß Sie etwas von mir oder meinem Pferde kennen, da Sie zweihundert Meilen am Rio Grande herunter gekommen sind?«

»Das meine ich nicht. Ich kam von da untenher, um die Caravane hier zu treffen und ein *amerikanisches* Pferd zu kaufen. Das Ihrige ist das einzige, das ich kaufen möchte, leider aber auch, wie es scheint, das einzige, das nicht zu verkaufen ist.«

»Das thut mir leid, aber ich habe das Pferd erprobt und *liebe* es. Kein gewöhnlicher Beweggrund könnte mich veranlassen, das Thier wegzugeben.«

»Mich treibt auch kein gewöhnlicher Grund zum Kaufen. Wenn Sie es wüßten, vielleicht« – er zögerte einen Augenblick – »aber, nein, nein ...« Und nachdem der Fremde einige nur halb verständliche Worte gemurmelt hatte, unter denen ich »gute Nacht, Herr« hörte, stand er in derselben geheimnißvollen Weise auf, die ihn bis dahin bezeichnet hatte und verließ mich. Ich hörte das Klingeln des kleinen Glöckchens an seinen Spornrädern, während er sich durch die bunte Menge drängte und verschwand.

Den leeren Platz nahm bald eine dunkelfarbige Schöne ein, deren bunte Nagua, gestickte Chemisette, braune Knöchel¹ und kleine blaue Atlasschuhe meine Aufmerksamkeit erregten. Das war nämlich Alles, was ich von ihr sehen konnte, ausgenommen gelegentlich den Blitz eines sehr schwarzen Auges durch den zugezogenen Rebozo.² Allmählig wurde indeß der Rebozo nachgiebiger und die Umrisse eines sehr hübschen und sehr schelmischen Gesichtchens kamen zum Vorscheine. Endlich wurde das Ende der Schärpe geschickt von der linken Schulter entfernt und ein runder, voller bloßer Arm mit kleinen beringten Fingern hing herab.

Ich bin sonst ziemlich blöd, aber bei dem Anblicke dieser verlockenden Schönen konnte ich nicht länger mich im Zaume halten; ich bog mich deshalb nach ihr hin und fragte in meinem besten Spanisch, ob sie mir die Ehre erzeigen wolle, einen Walzer mit mir zu tanzen.

Der kleine Schelm senkte erst das Köpfchen und erröthete. Dann schlug sie die langumwimperten Augenlider auf, sah empor und sagte mit lieblicher Stimme:

¹Die Frauen und Mädchen aus den untern und mittleren Ständen tragen keine Strümpfe, wohl aber die niedrigsten Atlasschuhe.

²Keine Mexikanerin aus den mittleren und untern Ständen zeigt sich ohne diesen Putz, eine etwa drei Ellen lange und eine halbe Elle breite Schärpe mit Fransen an beiden Enden und meist von graublauer Farbe. Sie wird so über den Kopf gelegt, daß das eine Ende an der einen Seite herabhängen darf, während das andere über die linke Schulter geworfen wird. So umgiebt der rebozo das Gesicht wie ein Häubchen, er kann aber so zusammengezogen werden, daß außer einem Auge nichts von dem Gesichte unverhüllt bleibt.

»*Con gusto, Señor!*« (Mit Vergnügen, Herr.)

Und wir schlossen uns den Tanzenden an. Dann kehrten wir an unsern Platz zurück, erquickten uns mit einem Glase, einem Stück Kuchen, einer Cigarre und traten von Neuem zum Tanze an. So ging es wohl ein halbes Dutzendmal und meine reizende Schöne tanzte Polka, als wäre sie in Böhmen geboren gewesen.

An einem meiner Finger trug ich einen Diamant im Werthe von fünfzig Dollars, der meiner Tänzerin ungemein zu gefallen schien. Als ihre brennenden Augen mein Herz erweichten und der Champagner eine ähnliche Wirkung auf meinen Kopf ausübte, begann ich zu überlegen, ob ich wohl diesen Ring von meinem kleinsten Finger an ihren größten übertrage. Da erkannte ich indeß, daß ich von einem großen Mann mit wildem Blick beobachtet werde, der uns mit den Augen, bisweilen aber auch persönlich in jeden Theil des Saales folgte. Sein dunkelbraunes Gesicht drückte unverkennbar Eifersucht und Rachlust aus. Meine Tänzerin bemerkte es, wie mir schien, recht wohl, achtete aber nicht darauf.

»Wer ist er?« fragte ich leise, als er in seiner bunten Decke an uns vorüberschlich.

»*Está mi marido, Señor,*« (es ist mein Mann, Herr), lautete die kalte Antwort.

Ich schob den Ring wieder fest hinunter an meinem Finger, schloß die Hand und sagte: »wir wollen noch ein Glas Wein trinken,« denn ich war nun entschlossen, meiner gefährlichen Schönen sobald als möglich gute Nacht zu sagen.

Der Branntwein hatte unterdeß seine Wirkung auf die Tänzer ausgeübt. Die Fallensteller und Fuhrleute waren streitsüchtig und lärm lustig geworden und die Spanier, die der Wein, die Eifersucht, alter Haß und der Tanz aufgeregte hatte, sahen um vieles wilder und mürrischer aus. Die befranseten Jagdhemden hatten Gnade gefunden vor den dunkeln Augen der Schönen theils aus Achtung, theils aus Furcht vor dem Muthe, welcher häufig solcher Liebe zu Grunde liegt.

Obgleich die Handels-caravanen fast den ganzen Verkehr Santa Fé's ausmachten und es offenbar im Interesse der Einwohner lag, auf freundschaftlichem Fuße mit den Händlern zu stehen, so haßten einander die beiden Volksstämme – der englisch-amerikanische und der spanisch-indianische doch zu gründlich und dieser Haß gab sich nun auf der einen Seite in trotzig herausfordernder Verachtung, auf der andern in halbunterdrückten Flüchen und wilden Racheblicken kund.

Ich plauderte noch immer mit meiner reizenden Tänzerin und saß neben ihr auf der Bank. Als ich da einmal zufällig emporsah, erblickte ich etwas Funkelndes, – ein bloßes Messer in der Hand »ihres Mannes«, der eben sich über uns bog gleich dem Schatten eines bösen Geistes. Dieser eine Blick genügte mir vollkommen, um »vor scharfem Stahl« auf der Hut zu sein und ich wollte mich eben entfernen, als mich Jemand am Aermel zupfte, der Unbekannte in der purpurnen Manga, wie ich bemerkte, als ich mich umdrehte.

»Um Vergebung!« sagte er mit freundlichem Nicken: Ich habe erfahren, daß die Caravane nach Chihuahua gehe.«

»Allerdings, denn wir finden hier keinen Markt für unsere Waaren.«

»Sie gehen mit!«

»Gewiß, weil ich muß.«

»Werden Sie hierher zurückkommen?«

»Sehr wahrscheinlich, wenigstens habe ich bis jetzt keinen andern Plan.«

»Vielleicht wären Sie *dann* geneigt mir Ihr Pferd abzulassen? In dem großen Mississippithale finden Sie genug andere.«

»Auch das ist nicht unwahrscheinlich.«

Unser Gespräch wurde hier durch einen riesigen halb-betrunkenen Missourier unterbrochen, der dem Fremden derb auf den Fuß trat und dazu schrie:

»Mach' Platz, Alter; ich bin müde und will mich setzen.«

Das Betragen des Mannes war gar zu roh, so daß ich mich einmischen zu müssen glaubte.

»Sie haben kein Recht, den Herrn von seinem Platze zu vertreiben,« sagte ich; »am allerwenigsten in dieser Art.«

»Ha! Was habe ich mit Ihnen zu schaffen?« lautete die Antwort. »Auf! sage ich« setzte der Betrunkene hinzu und faßte dabei den Mexikaner an der Manga.

Der Fremde sprang sofort auf und warf mit einem gut-gezielten Schlage den Zudringlichen nieder.

Das schien das Signal zu sein, mehrere andere Zänke-reien zum Aeufßersten zu bringen. Es entstand eine eigenthümliche Bewegung im Saale – trunkenes Geschrei mischte sich mit racheschnaubendem, – Dolche flogen aus den Scheiden – die Weiber kreischten – Pistolenhäh-ne knackten, Schüsse knallten und Rauch erfüllte den Saal. Die Lichter waren im Nu ausgelöscht – man hörte heftiges Ringen im Dunkel – man hörte unter Stöhnen und Fluchen schwere Körper fallen und fünf Minuten blieben dies die alleinigen Töne, welche das Ohr vernahm.

Da ich keine Ursache hatte, gegen irgend Jemand besonders aufgebracht zu sein, so blieb ich an meinem Platze stehen, ohne von Messer oder Pistol Gebrauch zu machen, während meine erschrockene Schöne mich an der Hand hielt. Ein schmerzliches Gefühl an der linken Schulter zwang mich indeß sie loszulassen und ich wankte nach der Bank. Da setzte ich mich nieder und verhielt mich ruhig bis der Kampf vorüber war, obgleich ich wohl wußte, daß mir das Blut stromweis am Rücken hinunterlief.

Endlich kam wieder Licht und ich konnte eine Anzahl Männer in Jagdhemden heftig gestikulirend umhergehen sehen. Einige vertheidigten und rechtfertigten den Kampf, den sie eben bestanden, während andere, die angesehensten der Händler, dagegen sprachen. Die Mexikaner waren sämmtlich mit den Frauen verschwunden; die Amerikaner hatten also das Feld behauptet. Am Boden lagen mehrere dunkle Gegenstände, – Todte und

Sterbende! Unter diesen befand sich auch ein Amerikaner, der Missourier, welcher die erste Veranlassung zu dem Ausbruche gewesen war. Meine Tänzerin war mit ihrem Mann verschwunden, mit ihr auch mein Diamant-ring, wie mich ein Blick auf meine linke Hand überzeugte.

»*St. Vrain! St. Vrain!*« rief ich als ich meinen Freund eintreten sah.

»Wo sind Sie?« fragte er. »Wie steht es mit Ihnen? Alles in Ordnung?«

»Nicht ganz, fürchte ich.«

»Mein Gott, was ist das? Sie haben ja einen Stich in den Rücken erhalten! Hoffentlich ist er nicht gefährlich. Rasch mit dem Hemd herunter!«

»Erst wollen wir hinausgehen.«

»So kommen Sie; stützen Sie sich auf mich.«

Der Fandango war zu Ende.

ACHTES KAPITEL. SEGUIN, DER SCALPJÄGER.

Ich habe das Vergnügen gehabt, auf dem Kampfplatze verwundet zu werden; denn unter gewissen Umständen sind Wunden ein Genuß. Man wird auf einer Bahre an einen sichern Ort gebracht, ein Adjutant springt von seinem schweißbedeckten Pferde und meldet, »der Feind sei in voller Flucht begriffen«; damit weicht die Besorgniß von einem feindlichen Uhlanen gespießt zu werden; ein theilnehmender Wundarzt findet sich ein, fährt eine Zeit lang in der Wunde hin und her und sagt endlich, es sei nur ein leichter Hautritz und werde binnen acht oder

vierzehn Tagen vollständig geheilt sein; dann kommen Traumbilder von Ruhm – Zeitungsruhm; der augenblickliche Schmerz wird über den Gedanken an künftige Siege, den Glückwünschen der Freunde und vielleicht dem Lächeln einer dem Herzen vor Allen theuern Person vergessen. Getröstet legt man sich auf das harte Lager und lächelt die Kugelwunde im Schenkel oder den Säbelhieb über den Arm an.

Alles das habe ich empfunden. Aber wie verschieden waren die Gefühle, die mir die schmerzende Wunde von dem Dolche des Mörders erregte.

Meine erste Besorgniß betraf ihre Tiefe. Ist sie wohl tödtlich? So fragt stets der zuerst, welcher bemerkt, daß er getroffen worden ist. Darauf kann der Verwundete selten selbst Auskunft geben; denn das Blut quillt vielleicht bei jedem Pulsschlage aus der Ader und der Schmerz ist nicht bedeutender als von einem Nadelstiche.

Als wir das Wirthshaus erreichten, sank ich erschöpft auf mein Bett. *St. Vrain* schnitt ohne Weiteres mein Jagd-Hemd von oben bis unten aus einander und fing an die Wunde zu untersuchen. Da er hinter mir stand, konnte ich das Gesicht des Freundes nicht sehen, wartete also mit Ungeduld auf eine Aeußerung.

»Ist sie tief?« fragte ich.

»Nicht so tief als ein Ziehbrunnen und auch nicht so breit als ein Wagengeleise,« lautete die Antwort. »Sie haben nichts zu fürchten, Freund, danken Sie Gott und

nicht dem, welcher das Messer führte, denn er hatte sicherlich die Absicht, Sie kalt zu machen. Es ist ein tüchtiger Schnitt von einem spanischen Messer. Haller, es ging knapp am Leben vorbei; noch ein Zoll und das Rückgrat war getroffen. So haben Sie nichts zu fürchten. *Godé*, ist ein Schwamm zu haben?«

Godé reichte ihm das Verlangte mit einem Fluche hin.

Ich fühlte das kalte Wasser. Dann wurde ein Bäuschchen weicher roher Baumwolle – der beste Verband, den es giebt – auf die Wunde gelegt und festgebunden. Der geschickteste Wundarzt hätte es nicht besser machen können.

»So,« sagte *St. Vrain*, als er die letzte Nadel ansteckte und mir die bequemste Lage gab. »Aber wie ist Alles zugegangen? Wie wurden Sie in den Streit verwickelt? Ich war Gott sei Dank nicht da.«

»Bemerkten Sie einen seltsam aussehenden Mann ...?«

»Den in der pupurrothen Manga?«

»Ja.«

»Er saß neben uns?«

»Ja.«

»Sie nennen ihn mit Recht einen seltsam aussehenden Mann, obgleich man ihm das Seltsame bei Weitem noch nicht hinlänglich ansieht. Ich sah ihn, ich kenne ihn und vielleicht konnte außer mir Niemand sagen, daß ... – ja, es war noch Einer da,« fuhr *St. Vrain* mit seltsamem Lächeln fort. »Nur vermag ich nicht zu errathen, was ihn

veranlassen konnte ... Armijo hat ihn schwerlich gesehen, sonst ... Aber erzählen Sie weiter.«

Ich erzählte dem Freunde mein Gespräch mit dem Unbekannten und was die Störung des Tanzes veranlaßt hatte.

»Seltsam, sehr seltsam. Was konnte er mit Ihrem Pferde vorhaben? Zweihundert Meilen weit und tausend Dollars bieten!«

»*Capitaine*,« sagte *Godé*, und er nannte mich stets so seit meinem Ritte auf dem Büffel, »wenn Mann gekommen zweihundert Meilen zu sahlen 1000 Dollars für *cheval*, er lieben Moro serre-serre. Groß Lieb für *cheval*. Warum nicks stehl den *cheval*?«

Mich erschreckte diese Andeutung und ich sah *St. Vrain* an.

»*Monsieur le capitaine* erlaub,« fuhr der Canadier fort, indem er nach der Thüre ging, »ich versteck den *cheval*.«

»Sie brauchen sich seinetwegen keine Mühe zu geben, Alter,« fiel *St. Vrain* ein. »Jener Herr stiehlt das Pferd nicht; aber darum lassen Sie sich nicht abhalten das Pferd zu verstecken. Es giebt so viele Diebe in Santa Fé, daß sie die Pferde eines ganzen Regimentes stehlen könnten. Am besten würde es sein, wenn Sie das Pferd hier an der Thüre anbinden.«

Godé ging.

»Wer ist der Mann,« fragte ich, »an dem so viel geheimnißvoll zu sein scheint?«

»Wenn Sie es wüßten! Ich werde Ihnen gelegentlich einiges erzählen, aber diese Nacht nicht. Sie bedürfen

durchaus keiner neuen Aufregung. Nur so viel, – er ist der berühmte *Seguin*, der Scalpjäger.«

»Der Scalpjäger!«

»Ja; Sie haben jedenfalls bereits von ihm gehört, wenigstens würden Sie von ihm gehört haben, wenn Sie in den Bergen gewesen wären.«

»Ich habe von ihm gehört. Der Teufel in Menschengestalt, der Unschuldige in Masse hinschlachtet!«

An der Wand bewegte sich ein dunkler Schatten. Ich sah auf und – *Seguin* stand vor mir.

St. Vrain hatte sich abgewendet als er ihn hereintreten sah und blickte durch das Fenster hinaus.

Ich stand auf dem Punkte, die Worte, die ich eben begonnen, dem Fremden direct in das Gesicht zu sagen und ihn aufzufordern, mir aus den Augen zu gehen, als etwas in seinem Blicke mich veranlaßte zu schweigen. Ob er meine Worte, die ihm gegolten, gehört und ob er verstanden, wem sie galten, weiß ich nicht; auch verrieth sein Verhalten nichts davon. Ich bemerkte nur denselben Blick, der im Anfange meine Aufmerksamkeit erregt hatte, – denselben Ausdruck tiefer Melancholie.

Konnte dieser Mann der herzlose, grausame Bösewicht sein, von dem ich gehört hatte, der Urheber so vieler Schändlichkeiten?

»Mein Herr,« sagte er, da ich fort schwieg, »ich bedaure vom Herzen, was Ihnen geschehen ist. Ich war unfreiwillig die Ursache zu Ihrem Unfall. Ist die Wunde gefährlich?«

»Nein,« antwortete ich kurz und trocken, was ihn in Verlegenheit zu bringen schien.

»Das freut mich,« fuhr er nach einer Pause fort. »Ich komme nur, um Ihnen für Ihre freundliche Verwendung für mich zu danken. Nach zehn Minuten verlasse ich Santa Fé und ich muß mich von Ihnen verabschieden.«

Er reichte mir die Hand hin. Ich murmelte ein »Leben Sie wohl,« ohne seine Hand zu erfassen. Alle Geschichten entsetzlicher Grausamkeit, die man von diesem Manne erzählte, fielen mir in diesem Augenblicke ein und ich fühlte den tiefsten Abscheu vor ihm. Er aber hielt den Arm ausgestreckt, während ein seltsamer Ausdruck über sein Gesicht zog als er sah, daß ich zögerte.

»Ich kann Ihre Hand nicht fassen,« sagte ich endlich.

»Warum nicht?« fragte er in sanftem Tone.

»Sie ist roth von – Blut. – Hinweg! Hinweg!«

Er ließ seine Augen mit kummerschwerem Blicke auf mir ruhen. Kein Funken von Zorn oder Verdruß lag darin. Er zog die Hand unter seine Manga, drehte sich mit einem tiefen Seufzer um und schritt langsam aus dem Zimmer hinaus.

St. Vrain, welcher während der letzten Worte vom Fenster zurückgetreten war, stellte sich an die Thür und sah ihm nach. Von meinem Lager aus konnte ich den Mexicaner über den viereckigen Hof gehen sehen. Er hatte sich dicht in seine Manga gehüllt und ging in einer Haltung fort, welche die tiefste Niedergeschlagenheit verrieth. Bald war er ganz verschwunden.

»Der Mann hat etwas wahrhaft Geheimnißvolles an sich. – Sagen Sie mir, *St. Vrain* –«

»Still! Sehen Sie dorthin,« antwortete er mir und zeigte durch die offene Thür.

Ich blickte in die mondscheinhelle Nacht hinaus. Drei menschliche Gestalten bewegten sich an der Wand hin, nach dem Eingange des Hofes zu. Ihrer Länge, ihrer eigenthümlichen Haltung und ihrem schleichenden Gange nach mußten sie Indianer sein. Sehr bald waren sie im dunklen Schatten verschwunden.

»Wer sind sie?« fragte ich.

»Schlimmere Feinde des armen *Seguin* als Sie einer sein würden, wenn Sie ihn genauer kenneten. Ich bedaure ihn, wenn diese hungerigen Falken ihn im Finstern treffen. Aber nein, er verdient gewarnt zu werden, er verdient im Nothfalle Hilfe und er soll sie haben. Bleiben Sie ruhig, Herr Haller; ich werde sogleich zurück sein.«

Mit diesen Worten verließ mich *St. Vrain* und im nächsten Augenblicke konnte ich ihn durch das Thor hinausgehen sehen.

Ich lag da und dachte über die räthselhaften Ereignisse nach, die um mich her vorzugehen schienen. Die Gedanken beunruhigten mich zum Theil. Ich hatte das Gefühl eines Mannes verletzt, der mir nichts zu Leid gethan und den mein Freund offenbar hochachtete. In diesem Augenblicke hörte ich Hufschläge auf den Steinen draußen; es war *Godé* mit meinem Pferde und im nächsten Augenblicke hörte ich ihn das Pfählchen in dem Pflaster einschlagen.

Bald darauf kam auch *St. Vrain* zurück. »Nun,« fragte ich, »was ist geschehen?«

»Nicht viel. Er ist ein Wiesel, das nimmer schläft. Er saß bereits auf seinem Pferde als ich zu ihm kam und bald war er aus dem Bereiche seiner Feinde.«

»Werden sie ihm nicht nachreiten?«

»Das ist nicht wahrscheinlich. Sicherlich hat er in nicht weiter Ferne Genossen. *Armijo*, der *Gouverneur* – und er sandte ihm die *Halunken* auf die Spur – besitzt keine Leute, die ihm zu folgen wagen nach den wilden Bergen. Sobald er die Häuser hinter sich hat, braucht er nichts zu fürchten.«

»Lieber Freund, ich bitte Sie um Gottes Willen, erzählen Sie mir, was sie von diesem seltsamen Manne wissen. Ich kann meiner Neugierde keinen Zügel mehr anlegen.«

»Diese Nacht nicht, *Haller*, diese Nacht nicht. – Ich möchte Sie um keinen Preis noch mehr aufregen; außerdem habe ich Ursache, Sie zu verlassen. Morgen also! Für heute gute Nacht!«

Mit diesen Worten überließ mich mein quecksilberiger Freund dem alten *Godé* und einer ruhelosen Nacht.

NEUNTES KAPITEL. ZURÜCKGEBLIEBEN.

Am dritten Tage nach dem *Fandango* wird angezeigt, die *Caravane* breche nach *Chihuahua* auf.

Der Tag kommt und ich kann mich nicht anschließen. Mein Arzt – ein *Mexicaner* – versichert, es wäre mein Tod, wenn ich die Reise unternähme und ich mußte es

ihm glauben, so daß mir nichts übrig blieb, als mich darin zu ergeben bis zur Rückkehr der Händler in Santa Fé auszuharren.

Im Fieber nehme ich von meinen Reisegefährten Abschied, mit besonderem Leidwesen von *St. Vrain*, dessen heitere Gesellschaft mein Trost in drei Schmerzenstagen gewesen war. Er hatte sich als wahrer Freund erwiesen und übernahm es auch meinen Wagen zu beaufsichtigen und meine Waaren zu verkaufen.

»Aergern Sie sich nicht,« sagte er beim Abschied.

»Vertreiben Sie sich die Zeit mit dem Champagner von El Paso. Wir sind in einem Eichhörnchen-Sprunge wieder zurück und verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihnen eine Maulthierladung mexikanischer Münzen mitbringe. Gott erhalte Sie und sei mit Ihnen!«

Ich kann im Bette sitzen und sehe von dem Fenster aus die weißen Planen der Wagen, während der Zug sich über einen benachbarten Hügel schlängelt. Ich höre das Klatschen der Peitschen und das Rufen der Fuhrleute; ich sehe die Händler nachgaloppieren und wende mich mit einem Gefühle der Einsamkeit und des Verlassenseins auf dem Lager herum.

Tage lang werfe ich mich herum trotz dem tröstenden Einflusse des Champagners und der rohen aber freundlichen Pflege meines Canadiers.

Endlich stehe ich auf, kleide mich an und setze mich in meine Ventana. Von da habe ich eine hübsche Aussicht auf den »Platz« und die anstoßenden Straßen mit ihren braunen Häusern.

Stundenlang blicke ich hin nach dem, was draußen vorgeht. Das Schauspiel ist neu und auch nicht ohne Wechsel. Dunkelfarbige, keineswegs ansprechende Gesichter zeigen sich hinter den Falten schmutziger Rebozos. Wilde Blicke schielen lauernd unter breitkrämpigen Hüten hervor. Mädchen mit kurzen Röcken und feinen Schuhen an den bloßen Beinen gehen an meinem Fenster vorüber und Gruppen »zahmer« Indianer – Pueblos – kommen mit ihren Eseln von den benachbarten Dörfern herein. Sie bringen Körbe mit Obst und Gemüse und kauern auf dem staubigen Platze hinter Haufen von Liebesäpfeln aus Chile. Die Weiber – leichtfertige Sünderinnen – lachen und singen und plaudern unaufhörlich. Die *tortillera* (Brotbäckerin) kniet da, knetet ihren gekochten Mais, schlägt ihn in dünne Kuchen, wirft diese auf die erhitzten Steine und ruft dann: *tortillas! tortilleras! calientes!* »Kohlen! Kohlen!« ruft der Kohlenbrenner; »Wasser! reines Wasser!« schreit der Wasserverkäufer; »feines Brod! weißes Brod!« ruft der Bäcker und dazwischen klingen verschiedene andere gellende Ausrufungen.

Im Anfange ist dies Treiben interessant, bald aber wird es einförmig, dann unangenehm, endlich lästig.

Nach wenigen Tagen konnte ich gehen und ich ging mit meinem treuen *Godé* aus. Wir schlenderten durch die Stadt und sie erinnerte mich an ein großes Ziegelfeld, ehe Feuer in den Oefen gemacht worden ist.

Ueberall sahen wir dieselben braunen Steine – dieselben unheimlichen Gesichter an den Straßenecken, dieselben Mädchen mit eleganten Schuhen an den bloßen

Beinen, dieselben Reihen beladener und geprügelter Esel und hörten dieselben gellenden Ausrufungen.

In einem entfernten Stadttheile kamen wir an einem verfallen aussehenden Hause vorüber, aus dem uns das Geschrei entgeschallte: »Tod den Yankees! Nieder mit den Amerikanern!« Ohne Zweifel befand sich der Bösewicht darunter, dem ich meine Wunde verdankte, aber ich kannte die Zustände zu gut, als daß ich die Justiz in Anspruch genommen hätte.

Dasselbe Geschrei hörten wir in einer andern Straße und wiederum auf dem Platze, so daß wir mit der Ueberzeugung in das Gasthaus zurückkamen, wir würden uns nicht ohne Gefahr öffentlich zeigen können und uns vornahmen zu Hause zu bleiben.

Nie in meinem Leben habe ich soviel von der Langweile zu leiden gehabt als in dieser halbbarbarischen Stadt und in dem schmutzigen Wirthshause. Ich litt um so mehr, da ich mich in der letzten Zeit in so heiterer Gesellschaft befunden hatte und sie mir vorstellte, wie sie am Del Norte in den Bivouac's schmauseten, lachten und Abenteuer erzählten.

Godé litt mit mir und wurde so kopfhängerisch wie ich. Er verlor seinen ganzen Humor und sang nicht mehr, desto häufiger und kräftiger fluchte er über alles Mexikanische. Endlich nahm ich mir vor, diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen.

»Mit diesem Leben geht es nicht länger, *Godé*,« sagte ich zu ihm.

»Monsieur, gehen schlimm, serre böse. Leben hier sein wie bei Quäker.«

»Ich bin entschlossen, es nicht länger zu ertragen.«

»Monsieur, nicks kann machen. Wie, Capitain?«

»Wir verlassen das verdammte Nest und morgen schon.«

»Aber sein Monsieur stark, serre stark für reiten?«

»Ich wage es Godé. Kann ich nicht weiter, nun so giebt es ja andere Städte am Ufer, wo wir Halt machen können. Ueberall ist es besser als hier.«

»Capitain, sein wirklich schöne Dorf im Fluß. Albuquerque – Tome – serre viel Dorf. *Mon Dieu*, alle sein serre besser. Santa Fé Lacker von verflucht Dieb. Serre gut für uns zu gehen, Monsieur, serre gut.«

»Es mag gut sein oder nicht gut sein, *Godé*, wir bleiben nicht länger. Machen Sie Alles bereit, daß wir morgen früh vor Sonnenaufgang aufbrechen können.«

»*Dieu merci!* Mir wird sein groß *plaisir* su macken bereit.«

Und der Canadier eilte hinaus, während er vergnügt mit den Fingern schnappte.

Ich war fest entschlossen Santa Fé um jeden Preis zu verlassen. Sollten meine freilich erst zur Hälfte wieder hergestellten Kräfte aushalten, so gedachte ich der Caravane zu folgen und sie wo möglich einzuholen. Ich wußte, daß sie in den tiefen Sandwegen am del Norte nur kurze Tagreisen machen konnte. Sollte es mir nicht gelingen, sie zu erreichen, so konnte ich in Albuquerque

oder El Paso bleiben, wo ich wenigstens einen eben so angenehmen Aufenthalt fand wie den verlassenen.

Mein Wundarzt versuchte, mir abzureden und stellte mir vor, ich befände mich in einem höchst kritischen Zustande. Meine Wunde sei durchaus noch nicht vernarbt. Er schilderte mir beredt die Gefahren des Fiebers, des Brandes, der Blutungen. Endlich reichte er mir seine Rechnung. Sie betrug die mäßige Summe von 100 Dollars! Es war eine Erpressung. Aber was konnte ich thun? Ich wetterte und protestirte. Der Mexicaner drohete mir mit der Justiz des Gouverneurs. *Godé* fluchte französisch, spanisch, englisch und indianisch, – alles vergebens. Ich sah ein, daß die Rechnung bezahlt werden mußte und bezahlte sie, machte aber durchaus keine gute Miene zum bösen Spiele.

Als der »Arzt« fort war, kam der Wirth. Auch er bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um mich zurückzuhalten und brachte verschiedene Gründe vor.

»Reisen Sie ja nicht, um Ihres Lebens willen reisen Sie nicht.«

»Und warum nicht, guter *José*?« fragte ich.

»Ach, Herr, die Indianer! Die Navajoes!«

»Ich berühre das Indianergebiet nicht; ich reise am Flusse hinunter durch die Städte Neumexico's.«

»Ah, Señor, in den Städten ist auch keine Sicherheit; nein, vor den Navajoes ist nirgends Sicherheit. Erst heute habe ich Nachricht erhalten. Das arme Polvidera wurde am vergangenen Sonntage überfallen. Am Sonntage,

Herr, als alle in der Messe waren! Die Räuber, Herr, umzingelten die Kirche und schleppten dann Alle heraus, Männer, Frauen und Kinder. Die Männer, Herr, erschlugen sie und die Frauen – die Frauen – *Dios de mi alma!*«

»Nun, und die Frauen?«

»Ach, Herr, sie sind alle fort; die Wilden haben sie mitgeschleppt in die Berge. Die armen Weiber!«

»Es ist das eine traurige Geschichte, aber die Indianer machen solche Raubzüge nur selten, wie ich weiß. Jetzt treffe ich also wahrscheinlich auf keinen. In jedem Falle, *José*, bin ich entschlossen, es darauf ankommen zu lassen.«

»Aber, Herr,« fuhr *José* in leiserem, vertraulicherem Tone fort; »es giebt noch andere Räuber außer den Indianern, – weiße, und viele! Weiße Räuber, Herr!«

Auch dieser Anruf an meine Furcht wirkte nicht. Ich wies auf meine vortrefflichen Pistolen und meine Büchse, sowie auf den wohlversehenen Gürtel meines *Godé*.

Als der Mexicaner sah, daß ich entschlossen blieb ihm alle Gäste zu entführen, die er im Hause hatte, ging er verdrießlich fort und kam bald darauf mit *seiner* Rechnung zurück. Sie war wie die des Arztes unverschämt hoch, aber ich konnte auch da nichts thun als bezahlen.

Mit der Morgendämmerung saß ich im Sattel und ritt mit *Godé* und zwei schwerbepackten Maulthieren aus der Stadt hinaus dem »Rio Abajo« zu.

ZEHNTES KAPITEL. DER DEL NORTE.

Tage lang reisen wir am del Norte hinunter und kommen durch zahlreiche Ortschaften, deren einige Santa Fé ähnlich sind. Wir überschreiten Wasserleitungen und Bewässerungskanäle und reiten an Feldern grüner Maispflanzen hin. Wir sehen Weinpflanzungen und große Haciendas (Landgüter), die ein reicheres und gedeihlicheres Aussehen erhalten, je näher wir dem südlichen Theile der Provinz kommen, – dem Rio Abajo.

In der Ferne, nach Osten und Westen zu, erblicken wir dunkle himmelanstrebende Berge – die Ketten der Felsenberge. Lange Ausläufer richten sich dem Flusse zu, und scheinen an manchen Stellen das Thal zu verschließen und erhöhen den Ausdruck mancher schönen Landschaft, die sich auf unserer Wanderung vor uns öffnet.

Wir sehen malerische Trachten in den Dörfern und auf den Wegen; – Männer in der carrigten oder gestreiften Manteldecke, kegelförmige Hüte mit breiten Krämpen, Beinkleider von Baumwollensammet mit ihren Reihen glänzender Knöpfe, um den Leib durch die hellfarbige Schärpe festgehalten. Wir sehen Mangas und Tilmas und Männer mit Sandalen wie im Oriente. An den Frauen bemerken wir den anmuthigen Rebozo, den kurzen Rock und die gestickte Chemisette.

Wir sehen plumpe Ackerbauwerkzeuge; den knarrennden Wagen mit den Rädern aus einem Stücke; den patriarchalischen Pflug, d. h. den gabelförmigen Baumast, welcher den Boden kaum aufritzt; die an den Hörnern

angeschirrten Ochsen; die plumpe Hacke in der Hand des Leibeigenen, – kurz alles, was den niedrigsten Zustand des Ackerbaues andeutet.

Auf den Wegen begegnen wir zahlreichen Atajos (Gruppen beladener Maulthiere) mit ihren Treibern (Arrieros). Wir beobachten die kleinen, glatten, leichtfüßigen und boshaften Thiere, die schweren Lasten, die sie tragen und die hellfarbigen Bänder, mit denen sie festgebunden sind. Wir betrachten die sehnenkräftigen Mustangs (Pferde), auf denen die Arrieros reiten, die hohen Sättel und Haarzäume, die dunkelfarbigen Gesichter und Spitzbärte der Reiter; die gewaltigen Sporen, die bei jedem Schritte klirren, – und alles zeigt uns an, daß wir in dem Lande der amerikanischen Spanier reisen.

Unter andern Umständen würde alles dieß meine Aufmerksamkeit erregt haben; damals erschien es mir wie Bilder eines Panoramas oder die wechselnden Szenen eines fortgesetzten Traumes. So sind sie mir auch im Gedächtniß geblieben, denn bereits arbeitete das beginnende Fieber in mir. Schon verzerrte es die Bilder um mich her und machte mir den Eindruck derselben lästig. Meine Wunde schmerzte von neuem und die glühende Sonne, der Staub, der Durst, die jämmerlichen Einrichtungen in den mexikanischen Wirthshäusern wurden mir fast unerträglich.

Am fünften Tage nach unserer Abreise aus Santa Fé gelangten wir in das ärmliche Städtchen Parida. Ich hatte die Absicht die Nacht da zu bleiben, aber es war ein Diebsnest ohne alle Bequemlichkeit und so zog ich weiter

nach Socorro. Dieß ist der letzte bewohnte Ort in Neu-Mexiko der schrecklichen Einöde zu, die *Jornada del muerte* heißt.

Godé hatte diese Reise noch nicht gemacht und so nahm ich in Parida einen Führer, dessen wir sehr bedürftig waren, weil ich erfuhr, daß es sehr schwer sein würde in Socorro einen zu erhalten. Er war ein roher zottiger Bursch und er gefiel mir gar nicht; ich überzeugte mich aber in Socorro, daß das, was ich gehört, richtig sei. Unter keiner Bedingung war da ein Führer zu miethen, so sehr fürchten alle die Jornada und die Apachen, welche sich gelegentlich da zeigen.

In Socorro sprach man von nichts als von den Indianern. Sie hatten einen Maulthierzug bei dem Uebergange bei Fra Cristobal überfallen und die Treiber bis auf den letzten Mann ermordet. Man schwebte in der höchsten Angst, denn man fürchtete einen Ueberfall und hielt mich deßhalb für wahnsinnig als ich von meiner Absicht sprach, durch die Jornada zu reisen.

Ich fürchtete schon, man würde meinen Führer veranlassen zurückzubleiben, aber er hielt entschlossen aus.

Auch ohne die Aussicht mit den Apachen zusammenzutreffen war ich zu der Reise schlecht vorbereitet. Der Schmerz in meiner Wunde hatte zugenommen; ich war matt und kraftlos, das Fieber brannte in mir. Die Caravane war aber erst vor drei Tagen durch Socorro gekommen und ich durfte demnach hoffen, meine Reisegefährten einzuholen, ehe sie El Paso verließen. Dies veranlaßte

mich am Morgen aufzubrechen und ich richtete mich dazu ein.

Wir waren vor Tagesanbruch munter und *Godé* ging, um den Führer zu rufen und die Pferde zu satteln. Ich beschäftigte mich unterdeß mit der Bereitung von Kaffee, wobei mir der Wirth Beistand leistete, der aufgestanden war und in seiner bunten Decke gehüllt, auf und ab ging.

Da erschreckte die Stimme *Godés*, der rief mich:

»*Monsieur, Monsieur*, verfluckt Mann sein gelaufen fort.«

»Wer ist fortgelaufen?«

»Verfluckt Mexican mit Ihr Maulthier, er gestiehlt und gelaufen fort. *Allons, Monsieur!*«

Ich ging in der höchsten Besorgniß in den Stall. Mein Pferd! Aber nein, – Gott sei Dank! – es war noch da. Nur eines der Maulthiere fehlte, das, welches der Führer von Parida aus geritten hatte.

»Vielleicht ist er noch in der Stadt,« meinte ich.

Wir schickten nach allen Richtungen hin und gingen auch selbst, aber vergeblich. Endlich rissen uns Marktleute aus allem Zweifel, denn sie hatten den Beschriebenen in gestrecktem Galopp davon reiten sehen.

Was sollten wir thun? Ihm nach Parida folgen? Nein, denn das wäre eine ganz vergebliche Reise gewesen. Sicherlich war er nicht so dumm, dahin sich zu wenden und selbst wenn er es that, wäre es unsinnig gewesen, die Justiz dort gegen ihn in Anspruch zu nehmen. So entschloß ich mich, die Sache gehen zu lassen bis mich die

Rückkehr der Caravane in den Stand setze den Dieb ausfindig zu machen und die Behörden zu nöthigen ihn zu bestrafen.

In meinen Verdruß über den Verlust des Maulthieres mischte sich übrigens eine gewisse Dankbarkeit gegen den Dieb, als ich meinen prächtigen Hengst streichelte. Hätte er nicht das Pferd statt des Maulthieres nehmen können?

In Socorro selbst war kein Führer zu finden, wie große Mühe wir uns auch gaben; Alle antworteten: »Die Apachen.« Sonst war aus den Leuten nichts herauszubringen.

»So müssen wir die Reise allein unternehmen,« sagte ich zu *Godé*. »Was meinen Sie dazu *Voyageur*?«

»*Allons, Monsieur.*«

Und mit meinem treuen Begleiter machte ich mich auf den Weg, der nach der Wüste führt. In der nächsten Nacht schliefen wir unter den Trümmern von Valverda und am nächsten Morgen frühzeitig begannen wir »die Todesreise«.

EILFTES KAPITEL. DIE TODESREISE.

Binnen zwei Stunden erreichten wir die Furt bei Fra Cristobal. Hier verläßt der Weg den Fluß und wendet sich der wasserlosen Wüste zu. Wir füllten unsere Xuages (Flaschenkürbisse), ließen unsere Thiere so viel trinken als sie wollten und ritten nach kurzem Halt weiter.

Noch waren wir nicht weit gekommen, als wir erkannten, wie vollkommen passend dieser Name für diesen entsetzlichen Weg sei. Rechts und links lagen Gebeine

vieler Thiere umher, – auch menschliche Gebeine! die weiße runde Masse da mit den grinsenden Zähnen – war ein Menschenschädel. Er lag neben dem Geripp eines Pferdes. Roß und Reiter waren gleichzeitig gefallen und von den Wölfen bis auf die Knochen verzehrt worden. Sie waren auf ihrem durstreichen Wege gefallen und in Verzweiflung umgekommen, obgleich Wasser – endlich – in geringer Entfernung zu haben gewesen wäre, hätten sie es gewußt.

Wir sehen das Geripp eines Maulthiers mit dem noch daran befindlichen Gepäck und einer alten Decke, mit der schon mancher Wind gespielt haben mochte.

Andere Gegenstände, die durch Menschen daher gebracht worden sind, erregen die Aufmerksamkeit; – Scherben von einer Glasflasche, – ein alter Hut – ein Stück von einer Satteldecke, – ein verrosteter Steigbügel – ein abgerissener Riemen und ähnliche Dinge lagen umher und sprachen ein und dieselbe traurige Sprache.

Noch befanden wir uns erst an dem Rande der Wüste. Noch waren wir rüstig und frisch. Wie mochte es mit uns stehen, wenn wir die entgegengesetzte Seite erreicht hatten? Sollten auch wir *solche* Erinnerungen zurücklassen?

Schauerliche Ahnungen durchzuckten uns, als wir über die dürre Einöde hinblickten, welche endlos sich vor uns ausbreitete. Die Apachen fürchteten wir nicht, die Natur selbst war der schlimmste Feind.

Den Wagenspuren nach ritten wir weiter. Wir schwiegen allmähig, als wären wir stumm und taub. Die Berge von Cristobal versanken hinter uns und wir hatten fast

»gar kein Land« mehr im Gesicht. Weit im Osten nur erkannten wir die Spitzen der Sierra Blanca, aber vor uns, nach Süden, fand das Auge kein Ziel, keine Grenze.

Die Sonne schien heißer und heißer. Ich wußte, daß dies geschehen würde, als wir aufbrachen, denn es war da ein kühler Morgen mit Nebel auf dem Fluße und dem Lande, und auf allen meinen Wanderungen in den verschiedensten Klimaten habe ich die Bemerkung gemacht, daß solche Morgen schwüle, heiße Mittage bringen.

Die Sonne stieg höher und höher und jeden Augenblick wurden ihre Strahlen glühender. Es wehete dabei ein starker Wind, aber Kühlung brachte er uns nicht, im Gegentheil, er hob die brennenden Crystallspitzchen auf und warf sie uns in das schon schmerzende Gesicht.

Die Sonne hatte den höchsten Punkt erreicht und wir schleppten uns mühsam durch den tiefen Sand. Meilenweit war keine Spur von einer Pflanze zu sehen. Die Wagengeleise verschwanden und damit die Spur, der wir folgten; der Sand hatte sie ausgefüllt.

Dann gelangten wir in eine mit Beifuß bewachsene Ebene, in welcher hie und da Gebüsche des häßlichen Fettholzes standen. Die verdrehten krummen Aeste hinderten uns. Stundenlang ritten wir durch Waldungen bitterer Salbei, um sodann in eine Gegend von Triebsand zu gelangen. Lange dürre Berge ziehen sich von der großen Kette herunter und laufen in trockenen Triebsand aus. Nicht einmal das silberglänzende Matt der Beifußpflanze erquickt das Auge mehr, – wir sahen nichts vor uns als dürre gelbe pfadlose und baumlose Wüste.

Von ihrer glänzenden Fläche prallten die Strahlen der tropischen Sonne zurück und wir wurden dadurch fast geblendet. Der Wind wehete fort und trieb Sandwolken über Sandwolken vor sich her.

Ohne Führer, ohne irgend eine Spur, die uns hätte leiten können, zogen wir weiter und weiter. Bald aber wurden wir gänzlich irr. Zauberkräfte schienen um uns her thätig zu sein. Riesige Sandthürme steigen, vom Wirbelwinde getragen, kerzengerade hoch nach dem Himmel hinauf und wanderten über die Erde hin und her. Sie sahen gelb und glänzend aus. Die Sonne blitzte und glitzerte auf den schwebenden Crystallen. Sie bewegten sich langsam und kamen auf uns zu. Ich sah sie mit Grauen an, denn ich hatte gehört, daß Reisende von solchen Sandhosen emporgerissen und aus bedeutender Höhe mit Gewalt wieder herunter geschleudert worden waren.

Das Maulthier entsetzte sich vor der Erscheinung, riß sich los und rannte davon. *Godé* jagte ihm nach und ich – blieb allein.

Neun oder zehn riesige Säulen schritten nun über die Ebene, im Kreise, in immer engerm Kreise um mich her. Ihr Aussehen hatte etwas Schreckliches, Geisterhaftes. Sie glichen Geschöpfen aus der Welt der Gespenster und schienen mit dämonischem Leben begabt zu sein.

Zwei rückten nahe an einander; es entstand ein kurzer Kampf und endete mit Beider Vernichtung. Der Sand stürzte zur Erde nieder und der Staub flog in Wolkenmassen umher.

Mehrere hatten mich nun förmlich eingeschlossen und rückten mir näher und näher. Mein Hund heulte, mein Pferd zitterte, daß ich es an den Schenkeln fühlte.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; saß da in meinem Sattel und wartete mit unbeschreiblichen Empfindungen auf den endlichen Ausgang. In meinen Ohren summete und brausete es als dreheten sich die zahllosen Räder einer riesigen Maschine. Vor den Augen flimmerte und flackerte es wie Feuer. Mir war es, als sähe ich seltsame Gestalten . . . Das Fieber war vollständig ausgebrochen.

Die Sandsäulen wurden durch den Wind mit Macht aneinander geworfen; ich fühlte, wie mich eine unwiderstehliche Gewalt packte und von dem Sattel herunterriß; Augen, Mund und Nase wurden mit Sand gefüllt. Sand, Steine und kleine Zweige schlugen mich in das Gesicht und endlich wurde ich zu Boden geworfen.

Einen Augenblick lag ich da, wohin ich gefallen war, blind und halb verschüttet. Nur so viel merkte ich, daß dicke Staubwolken noch immer über mir hingen.

Ich war weder verletzt noch betäubt und fing an umherzutappen, denn sehen konnte ich noch immer nicht. Meine Augen waren voll von Sand und schmerzten mich heftig. Ich streckte die Arme aus, fühlte nach meinem Pferde umher und rief es beim Namen. Ich hörte es winseln, wankte nach ihm hin und berührte es, es lag auf

der Seite. Ich faßte den Zügel und es sprang auf, aber ich fühlte, daß es zitterte wie ein Espenlaub.

Wohl eine halbe Stunde lang stand ich an dem Kopfe meines Pferdes, rieb ihm den Staub aus den Augen und wartete, daß der Sturmwind vorüberziehe. Endlich wurde die Luft dünner und ich konnte den Himmel wiedersehen; aber der Sand wälzte sich noch immer in Wolken hin, so daß ich die Fläche der Ebene nicht erkennen konnte. Von *Godé* keine Spur. Er konnte freilich ganz in der Nähe sein und deßhalb rief ich ihn so laut ich konnte. Dann horchte ich, aber eine Antwort vernahm ich nicht. Wiederum erhob ich meine Stimme, gleich vergeblich; nichts ließ sich hören, als das Sausen und Pfeifen des Windes.

Ich schwang mich wieder in den Sattel und ritt über die Ebene hin, um meinen Gefährten zu suchen. Nach welcher Richtung hin er sich gewendet haben mochte, konnte ich mir freilich nicht denken.

Ich ritt etwa eine (englische) Meile im Kreise umher und rief fortwährend *Godé's* Namen; aber ich empfing keine Antwort und sah im Sande keine Spur. Ich ritt eine Stunde lang, von einem Sandhügel zum andern, immer ohne ein Zeichen von meinem Gefährten oder den Thieren zu finden. Endlich hielt ich in Verzweiflung an. Ich hatte geschrien, daß ich ganz heiser geworden und konnte nicht länger rufen.

Ich war durstig und wollte trinken. Ach, Gott! mein Flaschenkürbiß war zerbrochen und der Wasserschlauch war mit dem Maulthiere verschwunden!

Der zerdrückte Flaschenkürbiß hing noch an dem Riemen, aber die letzten Tropfen, die er enthalten hatte, fielen an dem Pferde herunter. Daß ich vielleicht fünfzig Meilen weit vom Wasser entfernt war, wußte ich.

Das Entsetzen einer solchen Lage kann sich Niemand vorstellen. Die Leser leben in nördlichen Breiten, in einem Lande mit Seen, Teichen, Flüssen und Quellen. Durst hat keiner noch gefühlt; keiner weiß, was es heißt, kein Wasser zu haben. Sie klagen über seine Härte, über seine Weiche, über den Mangel an krystallener Klarheit. Wie ganz anders der Wanderer in der Wüste, der Reisende in der Prairie! Wasser ist seine Hauptfrage, Wasser die Gottheit, die er verehrt!

Den Hunger kann er stillen so lange noch ein Fetzen eines Lederanzugs an ihm hängt. Zeigt sich kein Wild, so kann er die Eidechse fangen, die Prairiegrille. Er kennt jede Wurzel, jeden Samen, welche das Leben zu erhalten vermögen. Man gebe ihm nur Wasser und er lebt, er kämpft sich durch. Mit der Zeit kommt er doch aus der Einöde hinaus. Hat er aber kein Wasser, so muß er neben dem geschlachteten Büffel sterben, mitten im Ueberfluß. Ach, Leser, Du kennst den Durst nicht. Er ist etwas Furchtbares. In der wilden Wüste im Westen ist es nur der *Durst, der tödtet*.

Kein Wunder also, daß die Verzweiflung mich erfaßte. Ich glaubte etwa in der Mitte der »Todesreise« zu sein und wußte recht wohl, daß ich ihr Ende ohne Wasser nicht erreichen konnte. Die Qual begann bereits. Zunge

und Schlund waren trocken, wie gedörrt durch Durst und Fieber und den Wüstenstaub.

Ich hatte keine Ahnung mehr, in welcher Richtung ich mich zu halten hatte. Die Berge, die bisher unsere Führer und Leiter gewesen waren, drangen von allen Seiten heran.

Von einer Quelle hatte ich gehört – dem *Ojo del muerto* – die westlich von dem gewöhnlichen Wege liegen sollte. Bisweilen enthielt sie Wasser. Bei andern Gelegenheiten gelangten die Reisenden zu ihr, fanden sie ausgetrocknet und verdursteten dabei. So erzählte man in Socorro.

Einige Minuten lang schwankte ich, dann zog ich den rechten Zügel meines Pferdes fast unwillkürlich an und lenkte es nach Westen. Ich wollte die Quelle suchen und, wenn ich sie nicht fände, um jeden Preis den Fluß erreichen. Ich kam so ganz von meinem Wege ab, aber Wasser mußte ich haben, um mein Leben zu retten.

Matt hing ich im Sattel und ließ mein Pferd gehen wie es wollte. Wir wanderten so manche Meile weit – nach Westen – wie der Stand der Sonne zeigte. Plötzlich wurde ich aus meiner Erstarrung aufgeschreckt, denn, ein herrlicher Anblick! ein See, ein krystallheller See lag vor mir. Durfte ich meinen Augen trauen? Konnte es eine *Luftspiegelung* sein? Nein. Seine Ufer waren zu scharf begrenzt; auch hatte das Bild nicht das nebelige weiße Aussehen, welches jene Erscheinung auszeichnet. Nein, es war keine Luftspiegelung, es war Wasser.

Unwillkürlich gab ich dem Pferde die Sporen, aber das war nicht nöthig. Moro hatte das Wasser auch bereits erkannt und jagte mit neuer Kraft darnach hin. Den nächsten Augenblick befanden wir uns am Ufer.

Mit einem Sprunge war ich aus dem Sattel und ich wollte eben mit der hohlen Hand Wasser schöpfen, als mir das Verhalten meines Pferdes auffiel. Statt gierig zu trinken, schüttelte es den Kopf und schnaubte. Auch der Hund trank nicht, sondern lief winselnd und heulend an dem Ufer hin.

Ich wußte wohl, was dieß bedeutete, aber mit dem Eigensinne, der alle Zeugnisse außer dem der eigenen Sinne verwirft, holte ich einige Tropfen empor und hielt sie an meine Lippen. Sie waren brennend salzig. Ich hätte dieß wissen können, ehe ich den See erreichte, denn ich war über Salzanschießungen geritten, welche die Ufer wie ein Schneegürtel umgaben. Was nun beginnen?

Da zu bleiben, wo ich war, nützte nichts. Ich stieg also mit Mühe wieder in den Sattel und ritt an dem Seeufer hin über schneeweiße Salzfelder. Hier und da stießen die Hufe meines Pferdes an bleichende Thiergebeine, die Ueberreste manchen Opfers. Mit vollem Rechte hieß der See *laguna del muerto*, »der Todessee«.

Von dem südlichen Ende aus wandte ich mich von neuem nach Westen in der Hoffnung den Fluß zu erreichen; aber von dieser Zeit an bis zu einer spätern – als ich mich in ganz anderer Umgebung wiederfand, erinnere ich mich an nichts deutlich.

Nur einzelne Vorfälle, aber ohne allen Zusammenhang, sind mir im Gedächtniß geblieben und sie verknüpfen sich da mit so seltsamen ungeheuerlichen und unwahrscheinlichen, daß ich sie nur für Bilder des Irrsinns halten kann, unter dem ich litt. Einiges war wirklich geschehen. Mein Verstand mußte also abwechselnd geschwunden und wiedergekehrt sein.

Ich erinnere mich, daß ich an einem hohen Damme abstieg. Vorher muß ich Stunden lang bewußtlos geritten sein, denn die Sonne stand tief am Horizonte. Es war ein sehr hohes Ufer – ein Abgrund – und unter mir sah ich einen schönen Fluß durch smaragdnes Grün sich schlängeln. Auch viele Vögel glaubte ich flattern zu sehen und ihre lieblichen Stimmen zu hören. Die Luft war von Wohlgerüchen erfüllt und das Bild vor mir glich einem Paradiese. Entsetzlicher, furchtbarer Durst peinigte mich und er wurde um so brennender als ich auf das fließende Wasser blickte. – –

Trinken mußte ich, – – hinunter zu dem Wasser mußte ich. Aber die entsetzliche Höhe des Ufers! – – Mir war es, als stürmten Dämonen auf mich ein und zögen und stießen mich an den Rand des Abgrundes. Mir war es, als würde ich hinausgeschleudert in die Luft, als sänke ich, als fiel ich tiefer und tiefer und käme den grünen Bäumen, dem klaren Wasser doch nicht näher, das ich unter mir sah.

Ich lag auf einem Felsen, auf einem ungeheuren Felsenstücke, aber es war beweglich, – es schwamm hin durch den leeren Raum. Ich selbst konnte mich nicht bewegen. Ich lag hilflos ausgestreckt da, während der Felsen dahin flog. Mein Gott, wo wird er Ruhe finden!

Ich lag am Boden, – – auf dem Erdboden – – Aber er hob sich unter mir, er hob und senkte sich wie bei einem Erdbeben.

Ich weiß nicht, was davon Wirklichkeit, was Traum war.

ZWÖLFTES KAPITEL. ZOË.

Da lag ich und beobachtete die Gestalten an den Vorhängen, – Szenen aus alter Zeit: geharnischte Ritter, helmgeschmückt, hoch zu Roß, mit eingelegten Lanzen gegeneinander ansprengend oder durchbohrt zu Boden sinkend. Dann auch edle Damen auf Zeltern, den Falken auf der Hand, – Pagen und Hunde von seltsamer Gestalt, wie sie vielleicht nie existirten, außer in der Phantasie irgend eines altmodischen Webers. – – Aber meine Augen folgten diesen Gestalten mit halbblödsinniger Verwundung.

Die edlen Züge der Damen machten einen besonderen Eindruck auf mich. Waren diese auch bloß Phantasiebilder oder haben in jener alten Zeit wirklich so reizende Gestalten auf der Erde gewandelt? Dann war es allerdings kein Wunder, daß die Ritter um ein Lächeln von solchen Lippen auf Leben und Tod kämpften.

Metallstäbe trugen die Vorhänge, sie glänzten und bogen sich aufwärts. Meine Blicke glitten an diesen Stäben hin mit wahrhaft kindischer Bewunderung – – In meine Heimath war ich nicht, denn alle diese Dinge kannte ich nicht; gleichwohl dachte ich, habe ich dergleichen schon früher gesehen. Wo aber? Soviel wußte ich – dies mit den breiten Streifen ist eine Navajo-Decke. Wo war ich zuletzt? In Neu-Mexico? Ja – – Nun erinnerte ich mich, – die Jornada, die »Todesreise!« Aber wie kam ich – –?

»Kann ich das auftrennen? Es ist dicht gewebt, – es ist Wolle, feine Wolle. Nein, keinen Faden kann ich davon lösen – – –

»Meine Finger! Wie weiß, wie dünn sind sie! Und die Nägel – blau und lang wie Vogelklauen! Einen Bart habe ich auch! Ich fühle ihn an meinem Kinne – Ich trage doch nie einen, – ich will ihn abscheeren.

»Wie die Ritter gegen einander stoßen! blutige Arbeit. Der muthige da, der kleinere, wird den andern aus dem Sattel heben. Ich sehe dies an der Art, wie sein Pferd anspringt und wie er im Sattel sitzt. Roß und Reiter sind eins. Ein Wille belebt beide und kettet sie geheimnißvoll aneinander.

»Die schönen Frauen! Sie mit den Falken auf dem Arme – wie muthig, wie liebenswürdig!«

Ich war müde und schlief wieder ein. – – –

Und wiederum beobachteten meine Augen die Gestalten auf den Vorhängen – die Ritter und die Frauen, – die Hunde, die Falken, die Pferde. Aber mein Kopf war heller geworden und ich hörte Musik. Ich lag ganz still und lauschte.

Eine weibliche Stimme sang. Sie war sanft und lieblich. Jemand spielte auf einem Saiteninstrumente. Ich erkannte die Klänge einer spanischen Harfe, aber das Lied war ein französisches aus der Normandie. Darüber wunderte ich mich sehr, denn die Erinnerungen an die letzten Ereignisse kehrten zurück und ich wußte, daß ich weit von Frankreich entfernt war.

Das Licht fiel hell auf mein Lager und als ich mich herum drehete, bemerkte ich, daß die Vorhänge zurückgezogen waren.

Ich befand mich in einem seltsam aber elegant möblirten großen Zimmer. Menschliche Gestalten saßen und standen vor mir. Einige lagen am Boden, andere saßen auf Stühlen und Ottomanen, alle schienen emsig mit etwas beschäftigt zu sein. Ich meinte, es müßten viele sein, wenigstens sechs oder acht. Aber das erwies sich als Täuschung. Die Gegenstände vor mir bildeten sich doppelt in meinen geschwächten Augen ab. Erst nachdem ich eine Zeit lang aufmerksam und fest hingeblickt hatte, sah ich wieder deutlich und erkannte, daß nur drei Personen im Zimmer waren, ein Mann und zwei Frauenzimmer.

Ich schwieg, denn ich war meiner Sache noch nicht gewiß, ob das, was ich vor mir sah, nicht ein neues Traumbild sei. Meine Augen wanderten von Einem der Anwesenden zu dem Andern, ohne daß Jemand mich beachtete.

Mir zunächst saß eine Frau von mittlerem Alter auf einer niederen Ottomane. Die Harfe, welche ich gehört hatte, stand vor ihr und sie spielte noch. In ihrer Jugend, meinte ich, mußte sie ungewöhnlich schön gewesen sein. In gewissem Sinne war sie noch immer schön. Sie hatte edle Züge, doch schienen sie das tiefste Seelenleiden auszudrücken und man sah es, daß Sorgen ebenso wie die Jahre ihre Spuren zurückgelassen hatten.

Daß sie eine Französin war, ließ sich auf den ersten Blick erkennen. Die Eigenthümlichkeiten ihres hochbegabten Volkes drückten sich in ihrem Gesicht zu deutlich aus. Einmal hatte es gewiß gar manches Herz mit seinem Lächeln entzückt. Jetzt zeigte sich kein Lächeln mehr, sondern tiefe Trauer. Diese erkannte ich sogar in ihrer Stimme, in ihrem Gesange, in jedem Tone, der aus den Saiten des Instrumentes klang.

Mein Blick wanderte weiter. Ein Mann von mehr als mittleren Jahren stand an dem Tische so ziemlich in der Mitte des Zimmers. Sein Gesicht war mir zugewandt und seine Nationalität so leicht erkennbar wie die der Frau. Die blühenden Wangen – die breite Stirn – das vorstehende Kinn – das kleine grüne Käppchen – die blaue Brille – der Mann konnte nur ein Deutscher sein. Das Gesicht zeichnete sich nicht gerade durch sehr viel Geist

aus, aber Männer mit solchen Zügen haben bereits oftmals Beweise von scharfsinnigem Forschen in jedem Gebiete der Wissenschaft und Kunst gegeben. Herculische Arbeit ohne Ermüden. Aufeinanderthürmen von Bergen. Einen solchen Eindruck machte das Gesicht des Mannes, als ich es musterte.

Auch seine Beschäftigung characterisirte seine Nationalität. Vor ihm auf dem Tisch, auf dem Fußboden waren die Gegenstände seiner Studien ausgestreut – Pflanzen und Sträucher verschiedener Art. Er legte sie sorgsam zwischen die Blätter seiner Mappe. Der alte Mann war offenbar ein Botaniker.

Ein Blick zur Rechten und der Naturforscher mit seiner Arbeit wurde nicht weiter beachtet. Ich sah vor mir das lieblichste Wesen, das jemals meinen Augen vorgekommen und mein Herz klopfte ungestüm in der Brust, als ich bewundernd hinschaute. Der Regenbogen nach einem Sommerregen – die rosige Morgendämmerung – die schillernden Farben des Pfaues sind herrliche Dinge; aber man vereinige sie, man vereinige alle Schönheiten der Natur zu einem harmonischen Ganzen und es wird doch noch immer das geheimnißvolle Etwas fehlen, das des Beschauers Herz ergreift, wenn er die Lieblichkeit einer Frauengestalt betrachtet.

Von allem Erschaffenen ist nichts so schön, nichts so lieblich als ein liebwerthes Weib.

Ein Weib aber war es nicht, das meinen Blick fesselte, sondern ein Kind, ein Mädchen auf der Schwelle der

Weiblichkeit, die sie sofort überschreiten mußte, wenn die Liebe sie rief.

Die Menschen nennen die Liebe etwas Willkührliches, – eine Laune, einen Einfall, eine Mode, ein Etwas, an das wir gewöhnt wären. Wie oftmals hören wir diesen alltäglichen Ausspruch, und der, welcher ihn von sich giebt, ist stolz auf seine eingebilddete Weisheit. »Jedes Auge bildet sich seine eigene Schönheit.« Falsch! Eben so gut könnte man sagen, jede Zunge habe ihren eigenen Geschmack. Ist Honig süß? Ist Wurmholz bitter? Ja – süß und bitter für das Kind und den Mann, für den Wilden und Civilisirten, für den Gebildeten und Unwissenden. Warum also dem einen Sinn absprechen, was die Andern unläugbar besitzen? Hat nicht das menschliche Auge Dinge, die ihm gefallen und die ihm nicht gefallen? Gewiß, und die Gesetze, nach denen es so ist, sind so fest und unwandelbar wie die Sternenbahnen. Wir kennen diese Gesetze nicht, aber wir wissen, daß sie bestehen und können es so deutlich beweisen, wie Leverrier das Dasein Neptuns bewies.

Warum schweift das Auge mit Vergnügen um einen Kreis, an dem Bogen einer Ellipse, an jedem Kegelschnitte hin? Warum gefallen ihm die Linien Hogarths? Warum thut es ihm leid, wenn diese Linien unterbrochen sind? Das Auge hat, was ihm gefällt und mißfällt, sein Süßes und Bitteres, seinen Honig und sein Wurmholz.

Schönheit ist demnach keineswegs etwas Willkührliches. Die Laune, das Conventiönelle liegt nicht in dem

Gegenstände, sondern in dem Auge des Beschauers: Formen und Farben sind schön, unabhängig von allen Meinungen über sie.

Das dachte ich aber keineswegs, als meine Augen mit Entzücken auf den reizenden Formen des schönen Kindes vor mir ruheten. Ich meinte, das Gesicht schon vorher irgendwo gesehen zu haben, aber ich hatte kurz vorher auf das der älteren Dame geblickt. Es war ein und dasselbe Gesicht, *eine* Form von der Mutter auf die Tochter übertragen, dieselbe hohe Stirn, derselbe Gesichtswinkel, dieselbe Form der Nase; auch die Farbe, die goldene, des Haares war gleich, obgleich an dem der Mutter das Gold eine Beimischung von Silber verrieth. Die Flechten des Mädchens flossen wie Sonnenstrahlen über einen Nacken und Schultern, die ihrer Weiße nach aus carrarischem Marmor hätten gemeißelt sein können.

Das sind vielleicht hochtönende Worte, bildliche Ausdrücke; aber ich kann nicht anders schreiben und sprechen. Von Einzelheiten stehe ich ganz ab, dagegen möge mir der Leser glauben, daß das Wesen, welches damals und für immer solchen Eindruck auf mich machte, schön und liebenswürdig war.

»Sie würden sehr freundlich sein, wenn Madame und Mademoiselle die Marseillaise, die große Marseillaise spielen wollten,« sagte der alte Mann in keineswegs gutem Französisch. »Was meinen Sie, liebes Fräulein?«

»Zoë, nimm Dein Bandalon. Ja, Doctor, mit Vergnügen wollen wir sie Ihnen spielen. Sie lieben die Musik? Wir auch, komm Zoë!«

Das Mädchen, welches bis dahin aufmerksam den Arbeiten des Botanikers zugesehen hatte, ging in eine Ecke des Zimmers, holte da ein Instrument, das wie eine Gitarre aussah und setzte sich damit neben die Mutter. Beide begannen die Marseillaise zu spielen und zu singen. Die Züge des jungen Mädchens erhielten einen begeisterten Ausdruck – ihr Gesicht strahlte wie von Licht, sie sah aus wie eine jugendliche Göttin der Freiheit.

Der Botaniker ließ seine Arbeiten ruhen und hörte mit entzückter Aufmerksamkeit zu. So oft die Frauen sangen *aux armes, citoyens!* schnappte der alte Mann mit den Fingern und schlug den Tact mit den Füßen.

»Wo bin ich? Französische Gesichter – französische Musik – französische Stimmen und französisches Gespräch! Wo bin ich?«

Meine Blicke wanderten nochmals in dem Zimmer hin und her, als suchten sie eine Antwort. – Alp?!

Der Hund lag ausgestreckt auf der Decke vor meinem Bett und schlief.

»Alp! Alp!« rief ich.

»Mutter! Mutter, horch! der Fremde ruft!«

Der Hund sprang auf, legte die Vorderpfoten auf das Bett und streckte mir mit freudigem Winseln seine Nase entgegen. Ich streichelte ihn und sprach freundliche Worte zu ihm.

»Ach, Mutter, Mutter, er kennt ihn – – da!«

Die Frau stand auf und trat an das Bett. Der Deutsche ergriff meine Hand und schob den Hund zurück, der auf das Bett springen wollte.

»Mein Gott, er ist genesen. Sehen Sie nur, Doctor, wie verändert seine Augen sind!«

»Ja, es geht viel besser, viel besser mit ihm. Still, Hund! Bleib da, guter Hund!«

»Wo bin ich? Um Gotteswillen sagen Sie mir, wo ich bin und wer Sie sind!«

»Fürchten Sie nichts, – wir sind Freunde – – Sie waren krank.«

»Ja, ja, wir sind Freunde, – – Sie waren krank. Aber wir pflegen Sie. Das ist der gute Doctor. Das ist die Mutter und ich bin – –«

»Ein Engel vom Himmel, schöne Zoë!«

Das Kind sah mich verwundert an und erröthete, als sie sagte: »Höre nur, Mutter; er kennt meinen Namen!«

Es war das erste Compliment, das sie von den Lippen der Liebe empfangen hatte.

»Er hat sich sehr erholt, Madame und wird nun bald gesund werden. Bleibe unten, guter Alp, es geht nun gut mit Deinem Herrn.«

»Vielleicht sollten wir ihn verlassen Doctor – – das Geräusch – –«

»Nein, nein, ach bleiben Sie bei mir und spielen Sie noch mehr!«

»Ja, die Musik ist sehr gut für das Gehirn.«

»Ach, Mutter, komm, wir wollen noch mehr spielen.«

Mutter und Tochter griffen wieder zu ihren Instrumenten und spielten von Neuem. Ich lauschte den lieblichen Tönen lange und beobachtete die schönen Spielenden.

Endlich aber wurden mir die Augenlider schwer und die Wirklichkeit zerfloß vor mir in einen lieblichen Traum.

Mein Traum wurde durch das plötzliche Aufhören der Musik unterbrochen. Ich glaubte in meinem Schlafe das Oeffnen einer Thür zu hören und als ich an die Stelle sah, die die Damen eingenommen hatten, waren sie verschwunden. Das Bandalon lag auf der Ottomane.

Von meinem Lager aus konnte ich nicht das ganze Zimmer übersehen, aber ich wußte, daß von draußen Jemand hereingekommen war. Ich hörte zärtliche Bewillkommnungs-Worte, ein Rauschen von Kleidern, die Ausrufungen: »Vater!« »meine kleine Zoë!« – Die letztern von der Stimme eines Mannes. Dann folgte ein leiseres Gespräch, das ich nicht verstehen konnte.

Es vergingen einige Minuten, in denen ich still lauschend dalag. Da hörte ich Fußstritte mit Sporengeklirr. Die Schritte naheten sich dem Bette und ich zuckte zusammen als ich aufblickte, denn *der Scalpjäger stand vor mir.*

DREIZEHNTES KAPITEL. SEGUIN.

»Es geht besser mit Ihnen, – Sie werden bald ganz gesund sein. – Ich freue mich Ihrer Genesung,« sagte der Mann ohne mir die Hand zu bieten.

»Ich danke Ihnen mein Leben, – nicht wahr?«

Seltsamerweise war ich davon überzeugt, sobald meine Augen diesen Mann sahen – – Ich glaube, daß ein ähnlicher Gedanke früher durch meinen Kopf gegangen, nachdem ich aus meinem langen Traum erwacht war. Hatte ich ihn bei meinem Sehnen und Drängen nach Wasser gesehen? Hatte ich von ihm geträumt?

»Ja,« antwortete er mit einem Lächeln, »aber Sie werden sich auch erinnern, daß ich einigermaßen dabei beteiligt war, daß Sie dasselbe auf das Spiel setzten.«

»Wollen Sie meine Hand fassen? Wollen Sie mir verzeihen?«

Es liegt doch eigentlich selbst in der Dankbarkeit etwas Selbstsüchtiges. Wie seltsam hatte es meine Gesinnungen gegen diesen Mann verändert. Ich bat jetzt um die Hand, die ich erst vor wenigen Tagen im Stolze meiner Moralität als etwas Widerwärtiges von mir gewiesen hatte.

Aber auch andere Gedanken übten ihren Einfluß. Der Mann vor mir war der Gatte der Frau, war der Vater Zoës. Darüber vergaß ich seinen Charakter und sein grauenhaftes Geschäft; – im nächsten Augenblicke ruhte meine Hand in der seinigen.

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen; ich ehre vielmehr das Gefühl, das Sie veranlaßte, so zu handeln, wie Sie es thaten. Diese Erklärung kommt Ihnen vielleicht seltsam vor. Sie handelten ganz recht nach dem, was Sie von mir wußten; vielleicht kommt indeß eine Zeit, wo sie mich besser kennen und die Thaten, welche Sie jetzt verabscheuen, Ihnen, wenn nicht verzeihlich, doch erklärlich erscheinen. Davon jedoch für jetzt genug. Ich komme

jetzt nur an Ihr Bett, um Sie zu ersuchen, *hier nicht auszusprechen, was Sie von mir wissen.*«

Dies sprach er flüsternd leise und er deutete zugleich auf die Thüre zum Nebenzimmer.

»Aber wie,« fragte ich, um seine Gedanken von diesem unangenehmen Gegenstande abzuziehen, »wie bin ich in Ihr Haus gekommen? Das Ihrige ist es. Wie kam ich daher? Wo fanden Sie mich?«

»In einer keineswegs sichern Lage,« antwortete er mir mit einem Lächeln. »Ich kann aber kaum Anspruch auf das Verdienst machen, Sie gerettet zu haben. Dafür müssen sie Ihrem Pferde danken.«

»Ach mein Pferd! Mein guter Moro! Ich habe ihn verloren!«

»Ihr Pferd steht am Maistroke, nicht zehn Schritte von Ihnen und Sie werden es im bessern Zustande finden als damals, da sie es das letzte Mal sahen. Auch Ihre Maulthiere sind draußen. Ihr Gepäck ist gerettet. Sie werden alles hier finden.«

Und er wies an den Fuß des Bettes.

»Und –?«

»Nach *Godé* wollen Sie fragen,« unterbrach er mich. »Beunruhigen Sie sich seinetwegen nicht. Er ist ebenfalls in Sicherheit und nur für den Augenblick abwesend, wird indeß bald zurückkommen.«

»Wie kann ich Ihnen danken? Sie bringen mir gute Kunde. Mein braver Moro! und Alp hier! Aber, sagen Sie, wie rettete mich mein Pferd? Es hat dies schon einmal gethan.«

»Ganz einfach. Wir fanden Sie, viele Meilen weit von hier, auf einem Felsen über dem del Norte. Sie hingen über der Tiefe an Ihrem Lasso, der sich nach einem glücklichen Zufalle um Ihren Leib geschlungen hatte. Ein Ende desselben war an den Gebißring gebunden und das edle Thier trug die ganze Last Ihres Körpers an seinem Halse.«

»Welche schreckliche Lage!«

»So können Sie mit Recht sagen. Wenn Sie hinabgefallen wären, würden Sie tausend Fuß tief gestürzt sein, ehe Sie auf die Felsen unten aufgeschlagen wären. Es war wirklich eine furchtbare Lage.«

»Ich muß bei meinem Suchen nach Wasser über den Felsenrand gefallen sein.«

»Sie schritten in Ihrem Irrsein darüber und würden es zum zweiten Male gethan habe, wenn wir Sie nicht zurückgehalten hätten. Als wir Sie heraufzogen, wollten Sie durchaus zurück. Sie sahen das Wasser unten, aber nicht die ungeheure Tiefe. Durst ist etwas Furchtbares, – selbst eine Art Wahnsinn.«

»Ich erinnere mich an etwas von allem dem, glaubte aber, es sei ein Traum gewesen.«

»Beunruhigen Sie Ihre Gedanken nicht damit. Auch fordert mich der Doctor auf, Sie zu verlassen. Wenn ich nicht einen besondern Zweck gehabt hätte« – und sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an – »so hätte ich Ihnen auch diesen Besuch noch nicht gemacht. Ich habe nicht viele Augenblicke übrig, denn ich muß noch diese Nacht weit fort. Nach wenigen Tagen komme ich zurück.

Bis daher pflegen Sie sich und erholen Sie sich. Der Doctor wird dafür sorgen, daß es Ihnen an nichts fehle und meine Frau und Tochter werden Sie pflegen.«

»Meinen innigsten Dank!«

»Sie werden wohl thun da zu bleiben, wo Sie sind bis Ihre Freunde von Chihuahua zurückkommen. Sie ziehen nicht weit von hier vorüber und ich werde es Ihnen melden, wenn sie sich nähern. Sie sind ein Gelehrter. Sie werden Bücher hier finden, Bücher in verschiedenen Sprachen. Unterhalten Sie sich. Musik werden Sie auch hören. Leben Sie wohl!«

»Bleiben Sie noch einen Augenblick. Mein Pferd scheint Ihnen ganz besonders zu gefallen.«

»Es war dies ein Einfall, – aber ich werde dies Ihnen ein anderes Mal erklären. Vielleicht bedarf ich es nicht mehr.«

»Nehmen Sie das Pferd. Mir dient auch ein anderes.«

»Nein. Glauben Sie, daß ich Sie dessen berauben könnte, was Sie so hoch halten und mit Recht? Nein, nein, behalten Sie Ihren guten Moro.«

»Sie sagen, daß Sie diese Nacht einen weiten Ritt vorhaben. So nehmen Sie mein Pferd dazu.«

»Dieses Anerbieten nehme ich gern an, denn mein Pferd ist etwas ermüdet. Ich bin zwei Tage nicht aus dem Sattel gekommen.«

Seguin drückte mir nochmals die Hand und ging hinweg. Ich hörte das Klirren seiner Sporen, als er über das Zimmer schritt und im nächsten Augenblicke schloß sich die Thür hinter ihm.

Ich war allein und lauschte auf jeden Ton, der von draußen hereindrang. Etwa eine halbe Stunde nach seinem Fortgange hörte ich die Hufschläge eines Pferdes und sah den Schatten eines Reiters an dem Fenster vorübergleiten. Er hatte seinen Ritt begonnen, wahrscheinlich um sein blutiges Handwerk zu betreiben.

Ich lag eine Weile da und dachte an den seltsam räthselhaften Mann. Dann unterbrachen meine Gedanken süße Stimmen; liebliche Gesichter erschienen vor mir und der Scalpjäger war vergessen.

VIERZEHNTE KAPITEL. LIEBE.

Die Geschichte der folgenden zehn Tage möchte ich in eben so viele Worte zusammendrängen, denn ich will den Leser nicht ermüden mit den Einzelheiten meiner Liebe, die in der kurzen Zeit von wenigen Stunden eine heiße tiefe Leidenschaft geworden war.

Ich war damals jung und stand eben in dem Alter, in welchem die romanhaften Vorfälle um mich her Eindruck machten, in dem Alter, in welchem das Herz von den kalten Berechnungen über die Zukunft nicht geschützt wird, sondern widerstandslos den Gefühlen der Liebe nachgiebt.

In spätern Jahren wird das anders. Da herrscht der Verstand. Wir verlieren das süße Vertrauen, welches die Liebe in der Jugend so glücklich macht. Wir sind entweder gebieterisch oder eifersüchtig, je nachdem die Umstände uns günstig sind oder nicht. In die Liebe der mittleren

Jahre mischt sich ein grober Zusatz, der ihrer Göttlichkeit gar vieles entzieht.

Das, was ich damals empfand, möchte ich meine erste Leidenschaft nennen. Ich glaubte allerdings schon vorher geliebt zu haben, aber ich irrte mich, es war nur ein Traum, der Traum des Schulknaben, welcher den Himmel in den Augen einer Mitschülerin gesehen oder bei einem Familienfest, bei einem Ausfluge »auf das Land« mit seinen Lippen die rosige Wange seiner hübschen Cousine berührt hat.

Die Gesundheit und die Kräfte kehrten schnell zurück, so schnell, daß sich der Botaniker wunderte. Die Liebe nährte die Lebenswärme. Gar oft hat das Wollen, was man auch sagen möge, große Macht über den Körper. Der Wunsch gesund zu sein, zu leben, für einen geliebten Gegenstand zu leben, ist oft das beste Arzneimittel. Bei mir war es der Fall.

Ich konnte aufstehen und ein Blick in den Spiegel sagte mir, daß meine Farbe wiederkehre. Ich schnitt den Bart ab, stutzte den Schnurbart und suchte das Beste aus meinem Reisesacke hervor. Zoë, das Kind der Natur in der vollkommensten Unschuld, wußte nichts von Eitelkeit. Koketterie und Putzsucht kam ihr nie in die Gedanken. Sie kannte die Anmuth nicht, welche die Natur ihr so reichlich zugetheilt hatte. Niemand hatte ihr jemals etwas von ihrer Schönheit gesagt. Ja sie hatte außer ihrem Vater, dem Botaniker und den indianischen Dienern im

Hause keinen Mann gesehen. Jahre lang war sie mit ihrer Mutter in dem Hause so einsam gewesen wie in einem Kloster.

So war ihr Herz jungfräulich rein und unbefleckt, ein Herz, in dessen süße Träume die Liebe ihren Strahl noch nie gesandt hatte.

Das jungfräuliche Herz wird nicht gewonnen durch Galanterie; es kennt kein halbes Gefallen. Es wird von einem Gegenstande entweder angezogen oder abgestoßen und der Eindruck, den es fühlt, kommt schnell wie das Aufleuchten eines Blitzes. Es ist ein Würfelspiel; man hat entweder gewonnen oder verloren. Ist das Letztere geschehen, so hilft kein weiteres Bemühen. Freundschaft läßt sich gewinnen, Liebe nicht. Keine Koketterie vermag ein solches Herz eifersüchtig zu machen. Man kann Welten erobern, das stillgeheime Schlagen des Herzens läßt sich nicht leiten und lenken. Man kann der Held von tausend Zungen sein und doch bleibt der, dessen Bild in das kleine Herz gedrungen ist, sein Held, höher und edler als alle andern. Das jugendliche Wesen mit diesem Herzen gehört ihm ganz zu eigen, wie gering, wie unwürdig es auch sein mag. Sie kennt keine Nebengedanken, keine Rathschläge des Verstandes, keine Vorsicht, keine List. Sie giebt einzig und allein dem geheimnißvollen unwiderstehlichen Zuge der Natur nach. Und unter diesem Einflusse bindet sie ihr ganzes Herz an den Altar, auch wenn sie weiß, daß sie sein blutiges Opfer sein werde.

Ist es auch so mit dem gereiften, oft angegriffenen Herzen? Mit der Kokette? Nein. Wirst Du hier auch einmal verschmäht, abgewiesen, so brauchst Du nicht zu verzweifeln. Du kannst noch den finstern Blick in Lächeln umwandeln; der Stolz demüthiget sich wohl noch zu Deinen Füßen. Und so gewonnene Liebe kann wahre Liebe, starke Liebe sein; aber es ist Liebe, die von dem Verstande geleitet und gelenkt wird, nicht von dem geheimnißvollen Zuge des Herzens. Und auf welche Liebe baut der Mann den höchsten Triumph? Auf welche ist er am stolzesten? Auf die erstere? Ach nein. Ich habe noch keinen Mann gesehen, der nicht lieber um die Schönheit seiner Person willen als wegen seines Geistes oder Gemüthes geliebt würde. Man mag mich um dieses Ausspruchs willen tadeln; man mag ihm widersprechen; er ist doch wahr. O, keine Freude ist so süß, kein Sieg so herzerhebend, als wenn wir an unsern Busen die bebende kleine Gefangene drücken, deren Herz von den reinen Gefühlen einer ersten Liebe schlägt.

Solche Gedanken kamen mir erst später. In der Zeit, von der ich hier erzähle, war ich zu jung, um so die Gefühle zergliedern zu können, zu unerfahren in der Diplomatie der Liebe; und doch dachte ich an nichts als an Liebe und wie ich entdecke, ob ich geliebt sei.

Es war eine Guitarre im Hause. Ich hatte in meinen Schuljahren das Instrument spielen gelernt und seine Töne erfreuten Zoë und deren Mutter. Ich sang ihnen heimathliche Liebeslieder vor und beobachtete dabei mit klopfendem Herzen, ob die glühenden Worte Eindruck auf sie

machten. Oftmals legte ich das Instrument betrübt bei Seite.

Manchmal fragte ich mich, ob sie zu jung sei, um die Bedeutung des Wortes Liebe zu verstehen, um lieben zu können? Sie zählte allerdings erst zwölf Jahre, aber sie war ein Kind des heißen Süden und gar oftmals schon hatte ich unter dem warmen Himmel Mexicos Frauen, ja Mütter von diesem Alter gesehen.

Alle Tage waren wir mit einander allein. Der alte Doctor beschäftigte sich emsig mit seinen Studien, und die stille traurige Mutter wurde häufig von dem Hauswesen in Anspruch genommen.

Die Liebe ist nicht blind. Sie mag es sein gegen die ganze Welt; für ihren Gegenstand hat sie Argus-Augen.

Ich zeichnete ziemlich gut und unterhielt das Mädchen durch Skizzen, die ich mit Bleistift auf Papierstückchen warf. Darunter befanden sich oftmals weibliche Gestalten in verschiedener Tracht und Stellung, aber alle ihre Gesichter waren gleich.

Das Mädchen hatte diese Eigenthümlichkeit meiner Zeichnungen bemerkt, ohne die Ursache zu errathen.

»Wie geht das zu?« fragte sie eines Tages, als wir bei einander saßen. »Die Frauen sind von verschiedenen Nationen und verschieden gekleidet; sie sehen einander aber alle ähnlich, sie haben alle ein und dasselbe Gesicht.«

»Es ist Ihr Gesicht, Zoë. Ich kann kein anderes zeichnen.«

Sie schlug ihre großen Augen auf und sah mich mit unschuldiger Verwunderung an. Erröthete sie? Nein.

»Ist das mein Gesicht?«

»So ähnlich als ich es zu zeichnen vermag.«

»Aber warum nur das meinige?«

»Weil . . . , aber ich fürchte, Zoë, Sie verstehen mich nicht.«

»Halten Sie mich für so dumm? Verstehe ich nicht alles, was Sie mir von den Ländern erzählen, in denen Sie waren?«

»So will ich es Ihnen sagen, Zoë.«

Mit glühendem Herzen, mit bebender Stimme bog ich mich vor und sagte:

»Weil Ihr Gesicht mir stets vor den Augen schwebt, weil – *ich Sie liebe*.«

»Das ist der Grund? Und wenn Sie Jemand lieben, so sehen Sie das Gesicht immer vor sich, er mag zugegen sein oder nicht?«

»So ist es,« antwortete ich tief betrübt, denn meine Hoffnung schien noch einmal getäuscht zu werden.

»Und das ist Liebe?«

»Das ist Liebe.«

»Dann muß ich Sie auch lieben, denn wo ich auch sein mag, ich sehe Ihr Gesicht immer vor mir und wie deutlich! Könnte ich so zeichnen wie Sie, ich könnte Sie malen, auch wenn Sie nicht da wären . . . Glauben Sie, daß ich Sie liebe?«

Keine Feder vermag zu beschreiben, was ich in diesem Augenblicke empfand. Wir saßen neben einander und hielten beide das Blatt, auf dem sich die Zeichnungen befanden. Meine Hand aber schlich sich über dasselbe hin, bis die widerstandslosen Finger Zoë's in den meinigen ruheten. Ein heftigeres Aufbrausen der Empfindungen folgte dieser electrischen Berührung, – das Papier fiel an den Boden und mit stolzem, aber zitterndem Herzen zog ich die Liebliche an mich.

Unsere Lippen berührten sich zum ersten Kusse, – einem Kusse gegenseitiger Liebe ... Ich fühlte ihr Herz an dem meinigen schlagen – himmlisches Entzücken! *ich war der Herr dieses kleinen Herzens.*

FÜNFZEHNTE KAPITEL. LICHT UND SCHATTEN.

Das Haus, das wir bewohnten, stand in einer vierseitigen Einzäunung, die sich nach dem Ufer des Flusses, des del Norte, hinabzog. Dieser Raum war ein Garten, den auf allen Seiten hohe und dicke Steinmauern einschlossen. Oben auf diese Mauern waren Reihen von Cactus gepflanzt worden, welche ihre gewaltigen dornigen Glieder ausstreckten und eine unüberschreitbare Wehre bildeten. Nur ein Eingang führte in den Garten und das Haus, ein festes Thor, das überdieß stets verschlossen und verriegelt war. Hinaus zu gehen sehnte ich mich nicht; der Garten war groß genug und in ihm ging ich oftmals mit Zoë und deren Mutter, häufiger mit Zoë allein, hin und her.

An dem Orte befanden sich manche Gegenstände von Interesse. Es war eine Ruine und das Haus selbst trug

Spuren einer bessern Zeit an sich. Es war ein großer Bau in dem maurisch-spanischen Style mit plattem Dach und gezackter Brustlehne an der Vorderseite hin. Hier und da freilich waren die kleinen Steinthürmchen dieser Brustwehr abgefallen und deuteten so auf Verfall und Vernachlässigung.

Der Garten trug solche Spuren überall an sich, während man gleichzeitig an seinen Trümmern erkennen konnte, wie große Sorgfalt ihm früher zugewendet worden. Umgestürzte Statuen – eingetrocknete Springbrunnen, verfallene Lauben, grasbewachsene Gänge zeugten von der früheren Pracht und jetzigen Vernachlässigung. Es standen darin viele seltsame fremdartige Bäume, aber sie waren verwildert, zu Dickichten untereinander gewachsen. Aber der liebliche Duft von tausend Blumen schwebte fortwährend in der Luft.

Die Mauern endigten an dem steilen Flußufer und das stille tiefe Wasser unten war auf dieser Seite genügender Schutz. An dem Flußufer stand eine dicke Gruppe von Baumwoll-Bäumen und in ihrem Schatten waren Steinsitze angebracht in dem eigenthümlichen spanischen Style. Nur von diesem Punkte aus konnte man hinaus ins Freie sehen und die Aussicht war eine prachtvolle, mehrere Meilen weit über die Windungen des del Norte hin.

Die Gegend sah wild und unbewohnt aus. Fast soweit als das Auge reichte, bedeckten die schönen Wipfel der

Baumwollenbäume die Landschaft und warfen ihren reichen Schatten auf den Fluß. Nach Süden zu, fast am Horizonte, ragte ein einzelner Thurm über die Bäume hinweg. Es war dies die Kirche von El Paso del Norte, dessen weinbekränzte Hügel am fernen Hintergrunde sichtbar wurden. Im Osten ragten die Zacken der Felsengebirge gen Himmel, – die geheimnißvolle Kette der Organos, deren dunkler See mit seiner ebbenden Flut den einsamen Jäger mit abergläubischem Grauen erfüllt. Im Westen, tief unten, in Nebelferne, zogen sich die Zwillingketten des Mimbres hin, jene Goldberge, deren öde Schluchten selten von eines Menschen Fuß betreten werden. Selbst der Fallensteller wendet sich hinweg, wenn er sich dem unbekannten Lande nähert, das sich nördlich von der Gila hinstreckt, – dem Lande des Apachen und des cannibalischen Navajo.

Jeden Abend gingen wir an das Ufer zu den Baumwollenbäumen, setzten uns auf eine Bank und sahen die Sonne untergehen. Wir waren da stets allein.

Zoë war in meinen Augen kein Kind mehr. Ihre Formen hatten sich mehr entwickelt, ihr Busen wölbte sich höher und ihre Bewegungen wurden frauenhafter. Auch ihre Wangen schienen sich höher zu färben und das Liebeslicht, das aus ihren Augen strahlte, beleuchtete ihre Züge. In ihrer Seele und ihrem Körper war eine Veränderung vorgegangen, denn die Liebe war thätig geworden.

Eines Abends saßen wir wie gewöhnlich im Schatten der schönen Bäume. Wir hatten das Bandalon und die Guitarre mit uns gebracht, aber die Musik wurde bald vergessen und die Instrumente lagen vor uns im Grase. Wir lauschten lieber der Musik unserer Sprache und auch um uns her war Musik genug – das Summen der wilden Biene, die von den Blumen Abschied nahm, die Stimme des Kranichs und das Girren der Tauben auf den Zweigen, die gleich uns von Liebe flüsterten. Der Herbst hatte die Blätter gefärbt und die Wälder trugen alle Farben. Die Sonne war weit hinabgesunken und die Thurmspitze von El Paso blitzte wie ein goldener Stern unter dem Abschiedskusse ihrer Strahlen.

»Die Kirche!« sprach meine Begleiterin halb vor sich hin.

»Ich weiß kaum, was sie ist, – so lange sah ich sie nicht.«

»Wie lange?«

»Ach viele, viele Jahre! Ich war damals noch sehr jung.«

»Und seitdem haben Sie diese Mauern nicht verlassen?«

»Ach ja. Der Vater hat uns in dem Boote oft mit auf dem Flusse hinuntergenommen, – nur in der letztern Zeit nicht.«

»Und sehnen Sie sich nicht hinauszuwandern durch die bunten Wälder?«

»Ich bin hier zufrieden.«

»Werden Sie aber immer zufrieden und gern hier sein?«

»Warum nicht? Warum sollte ich nicht glücklich sein, wenn Sie bei mir sind?«

»Aber wenn – –«

Ein dunkler Schatten schien über ihre Gedanken zu ziehen. Sie hatte in ihrem Liebesglücke nie an die Möglichkeit meines Scheidens gedacht, sowenig als ich selbst. Ihre Wangen erbleichten plötzlich und ich sah den unnennbaren Schmerz in ihren Augen, als sie mich anblickte. Leider waren die Worte schon heraus: »aber wenn ich Sie verlassen muß?«

Sie umschlang mich mit einem schmerzlichen Ausrufe, als habe sie eine Wunde ins Herz empfangen und sprach laut in leidenschaftlichem Tone:

»Mein Gott! Mein Gott! Mich verlassen? Mich verlassen? Ach, Sie werden mich nicht verlassen! Sie haben mich *gelehrt zu lieben*. Warum sagten Sie mir, daß Sie mich liebten? Warum lehrten Sie mich lieben?«

»Zoë!«

»Sagen Sie, daß Sie mich nie verlassen.«

»Niemals, Zoë! Ich schwöre es, niemals, nie!«

In diesem Augenblicke glaubte ich einen Ruderschlag zu hören, aber der stürmische Aufruhr meiner Gefühle und die feste Umarmung durch die Geliebte, die ihre Arme von mir nicht wieder loslassen wollte, hinderte mich aufzustehen und über das Ufer hinabzusehen. Vielleicht war es auch der Fischadler, dachte ich und drückte einen

langen langen Kuß auf die Lippen Zoës. Eben richtete ich den Kopf wieder empor, als ein Gegenstand oben am Ufer meine Aufmerksamkeit erregte! Es war ein breitkrämpiger Hut mit einem goldenen Tressenbande und den Träger kannte ich auf den ersten Blick. Es war *Seguin*.

Er stand gleich darauf vor uns.

»Vater!« rief Zoë aus, indem sie aufsprang, um ihn zu umarmen.

Er schloß sie an sich und faßte zugleich fest ihre Hand. Einen Augenblick schwieg er, während er seine Augen mit einem Ausdrucke auf mir ruhen ließ, den ich nicht beschreiben kann. Es lag darin ein Vorwurf, Kummer und Unwille. Ich war ebenfalls aufgestanden, um ihm entgegenzutreten, aber sein Blick machte mich verlegen.

»So danken Sie mir dafür, daß ich Ihnen das Leben rettete? Eine prächtige Vergeltung – nicht?«

Ich antwortete nicht.

»Herr,« fuhr er fort und seine Stimme zitterte, »Sie haben mir sehr weh und ein großes Unrecht gethan.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Und wie nennen Sie das Spiel mit meinem Kinde?«

»Spiel?!« wiederholte ich, empört von dieser Beschuldigung.

»Ja, Spiel. Haben Sie nicht ihre Liebe gewonnen?«

»Nicht auf unrechtem Wege.«

»Sie ist ein Kind, kein Weib noch. Nicht auf unrechtem Wege gewonnen! Was kann sie von Liebe wissen?«

»Vater, ich weiß, was Liebe ist. Schon viele Tage habe ich sie gefühlt. Zürne nicht mit ihm, denn ich liebe ihn, Vater, von Herzen liebe ich ihn.«

Er sah sie verwundert an.

»Gott, mein Kind, mein Kind!« rief er aus und der Ton seiner Stimme war sorgenvoll.

»Hören Sie mich an,« fiel ich ein, indem ich gerade vor ihn hintrat. »Ich habe die Liebe Ihrer Tochter gewonnen und ihr dagegen die meinige gegeben. Ich stehe im Range ihr gleich und sie ist mein. Was also habe ich verbrochen? Womit habe ich Sie beleidiget?«

Er sah mich eine Zeit lang an ohne zu antworten.

»Sie wollten sie also heirathen?« fragte er endlich, offenbar ganz verändert.

»Hätte ich unsere Liebe so weit wachsen lassen ohne diese Absicht, würde ich Ihre Vorwürfe verdienen – dann hätte ich gespielt, wie Sie sagten.«

»Mich heirathen!« rief Zoë ängstlich aus.

»Hören Sie? das arme Kind kennt die Bedeutung dieses Wortes nicht.«

»Ja, liebe Zoë, das werde ich; sonst wäre mein Herz wie das Ihrige gebrochen für immer.«

»Kommen Sie,« sagte *Seguin*. »Genug jetzt davon. Sie haben sie selbst gewonnen, haben sie aber noch von *mir* zu verdienen. Ich werde die Tiefe Ihrer Liebe prüfen und Sie selbst auf die Probe stellen.«

»Stellen Sie mich auf die Probe!«

»Das werden wir sehen. Jetzt kommen Sie herein. Komm, Zoë!«

Er nahm ihre Hand und führte sie in das Haus. Ich folgte dicht hinter ihnen.

Als wir durch ein Gebüsch von wilden Orangen gingen, verengte sich der Pfad; der Vater mußte ihre Hand loslassen und ging allein voraus. Zoë ging zwischen uns, drehte sich plötzlich um, legte ihre Hand auf die meine und fragte leise:

»*Enrique*, was ist *heirathen*?«

»Liebe Zoë, jetzt nicht; es ist zu schwer zu erklären; – ein anderesmal werde ich . . . «

»Komm, Zoë,« rief der Vater. »Deine Hand!«

»Ich komme schon, Vater.«

SECHSZEHNTE KAPITEL. EINE LEBENSGESCHICHTE.

Ich war allein mit meinem Wirth in dem Zimmer, das ich bisher innegehabt hatte. Die Damen befanden sich in einem anderen Theile des Hauses und ich bemerkte, daß *Seguin* beim Eintreten die Thüre verriegelte.

Auf welche schreckliche Probe wollte er meine Treue, meine Liebe stellen? Wollte er mir gar das Leben nehmen oder mich durch einen furchtbaren Eid binden, der Mann schrecklicher Thaten? Schweigend und nicht ohne Furcht saß ich da.

Zwischen uns stand eine Flasche Wein. *Seguin* schenkte zwei Gläser voll und forderte mich auf zu trinken. Dies beruhigte mich wieder. »Aber wenn der Wein Gift wäre?« Er trank zuerst sein Glas aus, ehe ich den Gedanken vollständig gedacht hatte.

»Ich thue ihm Unrecht,« sagte ich mir da. »Der Mann ist trotzdem einer solchen Schändlichkeit nicht fähig.«

Ich trank den Wein und er machte mich noch gefaßter. Nach kurzer Pause begann *Seguin* das Gespräch mit der Frage:

»Was wissen Sie von mir?«

»Ihren Namen und Ihr Gewerbe, sonst nichts.«

»Mehr als man hier vermuthet,« und er wies nach der Thür.

»Wer sagte Ihnen das von mir?«

»Ein Freund, den Sie in Santa Fé sahen.«

»Ach, *St. Vrain*, ein braver, kühner Mann. Ich traf ihn einmal in Chihuahua. Erzählte er Ihnen mehr als das von mir?«

»Nein. Er versprach mir mehr mitzuthellen, aber es wurde vergessen, die Caravane brach auf und wir wurden getrennt.«

»Sie hörten also, daß ich *Seguin* sei, der Scalpjäger? Daß ich im Dienste der Bürger von El Paso die Alpachen und Navajoes jage? daß ich eine bestimmte Summe für jeden Scalp (jede Kopfhaut) eines Indianers bekomme, den ich an Ihrem Thore aufhängen könne? Dies alles hörten Sie?«

»Das hörte ich.«

»Es ist die Wahrheit.«

Ich schwieg.

»Nun,« fuhr er nach einer Pause fort, »und Sie wollen *meine* Tochter heirathen, die Tochter eines Mannes, der den Mord im Großen treibt?«

»Ihre Verbrechen sind nicht Zoës Verbrechen. Sie ist unschuldig und weiß nicht einmal etwas von Ihrem Thun. Sie mögen ein Teufel sein, Ihre Tochter ist ein Engel.«

Sein Gesicht nahm bei diesen Worten einen traurigen Ausdruck an.

»Verbrechen, – Teufel« – murmelte er halb vor sich hin.
»Ja, Sie können wohl so denken, – und die Welt urtheilt so. Sie haben die Geschichten von den Leuten in den Bergen in der blutigsten Uebertreibung gehört. Sie haben vielleicht gehört, daß ich während eines Vertrags ein Dorf der Apachen zu einem Festmahl geladen, die Speisen vergiftet, damit alle Gäste, Männer, Weiber und Kinder, getödtet und sie dann – scalpirt habe. Sie haben vielleicht gehört, daß ich zweihundert Indianer – die nichts davon verstanden – an einem Kanonenseile habe ziehen und dann die Kanone habe abfeuern lassen, die mit Kartätschen geladen gewesen. Sie haben vielleicht von solchen oder ähnlichen unmenschlichen Geschichten gehört.«

»Ich habe allerdings solche Geschichten von den Jägern im Gebirge erzählen hören, wußte aber nicht, ob ich sie glauben sollte.«

»Sie sind falsch, falsch und erlogen.«

»Ich freue mich dies zu hören. Ich konnte Sie solcher Grausamkeiten nicht für fähig halten.«

»Selbst wenn sie wahr wären mit allen ihren gräßlichen Einzelheiten, würden sie weit hinter den Grausamkeiten zurück bleiben, welche von jenen wilden Feinden

an den Bewohnern dieser schutzlosen Grenze geübt worden sind. Wenn Sie die Geschichte dieses Landes in den letzten zehn Jahren kenneten, die Metzeleien und Todtschläge, der Thränen, die vergossen wurden, die Räube-reien und Plünderungen, die Entvölkerung ganzer Provinzen, das Niederbrennen von Dörfern, das Hinschlachten der Männer in ihrem eigenen Hause, die Geschichte der Frauen, der schönen Frauen, welche in die Gefangenschaft geschleppt wurden! Ach, Gott, und auch ich habe Leiden erfahren müssen, die mich in Ihren Augen, wie vielleicht vor Gott entschuldigen werden!«

Der Sprecher bedeckte das Gesicht mit den Händen und legte sich auf den Tisch. Offenbar stieg eine schmerzliche Erinnerung in ihm auf. Er fuhr jedoch bald fort:

»Ich wünsche, daß Sie eine kurze Geschichte meines Lebens anhören.«

Ich äußerte meine Bereitwilligkeit. Er schenkte sich noch ein Glas Wein ein, trank es aus und fuhr fort:

»Ich bin kein Franzose, wie die Leute glauben, sondern ein Creole aus New Orleans. Meine Aeltern waren von St. Domingo geflüchtet, wo nach der Negerrevolution der blutdürstige Christoph ihr Vermögen confiscirte.

»Ich sollte Ingenieur werden und als solcher nahm mich ein Bekannter meines Vaters mit in die Bergwerke von Mexico. Ich war damals noch jung und blieb mehrere Jahre in den Bergwerken von Zacatecas und Potosi. Dabei ersparte ich mir etwas Geld und wollte für meine eigene Rechnung zu graben anfangen. Lange war das Gerücht verbreitet gewesen, daß an der Gila und ihren

Nebenflüssen reiche Goldadern sich fanden. Man hatte in den Flüssen wirklich Gold gefunden und die Goldmutter – der milchige Quarzstein – stand überall in den öden Gebirgen jener Wildniß zu Tage.

»Mit einigen Leuten machte ich mich dahin auf den Weg und nachdem wir Wochen lang in den Mimbres-Bergen umhergezogen waren, fand ich das goldhaltige Erz im Bette der Gila, nahe an der Quelle. Nach fünf Jahren war ich ein reicher Mann. Da gedachte ich meiner Jugendgespielin, der sanften schönen Cousine, für die ich die erste Liebe empfunden hatte, die erste und letzte. Ob sie mir so treu geblieben als ich ihr, wollte ich ermitteln, überließ also mein Geschäft einem Verwalter und machte mich auf, nach der Heimathsstadt.

»Adele war treu geblieben und ich nahm sie mit mir als mein Weib. Ich baute ein Haus in Valverde, – dem nächsten bewohnten Orte bei meiner Grube, der damals blühte, jetzt aber eine Ruine ist, wie Sie auf Ihrer Reise hieher gefunden haben werden. Wir lebten da mehrere Jahre in Glück und Wohlstand. Ich sehe auf jene Tage wie auf goldene Zeiten zurück. Wir liebten einander warm und wahr und wurden durch zwei Kinder erfreut, zwei Töchter. Die jüngste glich ihrer Mutter, die ältere sollte mir ähnlich sein. Wir liebten diese Pfänder unserer Liebe zu sehr, fürchte ich. Wir waren in ihrem Besitz zu glücklich.

»Damals wurde ein neuer Gouverneur nach Santa Fé gesandt, ein Mann, der seitdem durch seine Tyrannei die

Provinz ruinirt hat. Keine That war zu gemein, kein Verbrechen zu schwarz für dieses menschliche Ungeheuer. Anfangs benahm er sich ganz gut und wurde in allen Häusern der Reichen in dem Thale gefeiert. Da ich zu diesen gehörte, so wurde auch ich von seinen Besuchen beehrt und häufig. Er hielt sich meist in Albuquerque auf und gab große Feste in seinem Palaste, zu denen ich und meine Frau ganz besonders geladen wurden. Er kam aber auch häufig in unser Haus zu Valverde unter dem Vorwande, daß er die verschiedenen Theile der Provinz besuche.

»Endlich bemerkte ich, daß seine Besuche nur meiner Frau galten, welcher er die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten erwies. Ich will nichts sagen von der Schönheit *Adelens* in jener Zeit. Sie mögen sich dieselbe selbst denken, wenn Sie auf die Anmuth blicken, die Sie in ihrer Tochter entdeckt zu haben scheinen, denn die kleine *Zoë* ist ein Bild von dem, was ihre Mutter war.

»Sie stand in jener Zeit noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit, die von jeder Zunge gepriesen wurde und die Eitelkeit des lüsternen Tyrannen erregt hatte. Ich hatte dieß errathen, vertraute aber der Tugend meines Weibes und beachtete sein Verhalten nicht.

»Als ich einmal nach langer Abwesenheit aus den Mienen zurückkam, theilte mir *Adele* mit, was sie mir bis dahin verschwiegen hatte, die Beleidigungen, die sie mehrmals von Sr. Excellenz erfahren, namentlich aber bei einem Besuche, den er ihr während meiner Abwesenheit gemacht.

»Dieß reichte für mein Creolenblut hin. Ich ging nach Albuquerque und züchtigte den Gouverneur auf öffentlichem Platze. Ich wurde ergriffen und in das Gefängniß geworfen, in welchem ich mehrere Wochen lag. Als ich in mein Haus zurückkam, war es öde und geplündert. Die wilden Navajoes waren da gewesen und hatten mein Kind, meine kleine *Adele* mit in die Gebirge genommen.«

»Und Ihr Weib, Ihr zweites Kind?« fragte ich begierig.

»Sie waren entkommen. In dem schrecklichen Kampfe – denn meine Leute hatten sich tapfer vertheidiget – war meine Frau mit der kleinen Zoë auf dem Arm hinausgestürzt und hatte sich in einer Höhle im Garten versteckt. Ich fand sie in der Hütte eines Mannes im Walde, wohin sie sich geflüchtet hatte.«

»Und Ihre Tochter *Adele*? Haben Sie von ihr seitdem wieder etwas gehört?«

»Ja, ja. Ich werde sogleich darauf kommen.

»Meine Grube war gleichzeitig zerstört und geplündert worden, mancher von den Arbeitern erschlagen. Mein Vermögen war vernichtet.

»Mit einigen der Bergleute, die entflohen waren und einigen aus Valverde, die gleich mir gelitten hatten, verfolgte ich den wilden Feind, aber vergebens, und wir mußten zurückkehren, manche von uns mit gebrochenem Herzen und zerrütteter Gesundheit. Ach, Herr, Sie wissen es nicht, was es heißt ein geliebtes Kind so zu verlieren, Sie können sich den Schmerz eines beraubten Vaters nicht denken!«

Der Erzähler drückte den Kopf mit beiden Händen und schwieg eine Zeit lang. Seine Züge drückten das größte Herzensleid aus.

»Meine Geschichte bis zum heutigen Tage ist nun bald erzählt. Wie sie enden wird, weiß Niemand.

»Jahre lang trieb ich mich an der Grenze des Indianergebietes umher und machte Jagd auf mein Kind. Mit mir war eine kleine Schaar, meist Unglückliche gleich mir, die ein Weib oder Töchter in ähnlicher Weise verloren hatten. Aber unsere Mittel erschöpften sich bald und wir fielen der Verzweiflung anheim. Die Theilnahme meiner Gefährten erkaltete. Einer nach dem andern fiel ab. Die Regierung von Neu-Mexico unterstützte uns nicht; – im Gegentheil man vermuthete damals – und jetzt ist es gewiß – daß der Gouverneur selbst im geheimen Bunde mit den Navajo-Häuptlingen sei. Er sollte sie unbelästigt lassen, während sie ihrerseits versprachen, *nur seine Feinde zu plündern*.

»Als ich dieß schreckliche Geheimniß erfuhr, sah ich auch die Hand, von welcher ich jenen Streich erhalten hatte. Aus Rache wegen der Beschimpfung, die er durch mich erlitten und wegen der Kälte meiner Frau gegen ihn überließ er mich den Indianern.

»Seitdem ist sein Leben zweimal in meinen Händen gewesen, aber wenn ich es ihm genommen, hätte ich wahrscheinlich auch das meinige verloren und ich lebte nicht um meinetwillen und für mich allein. Noch kommt vielleicht der Tag der Abrechnung mit ihm.

»Meine Schaar schmolz zusammen, wie ich sagte. Mit wundem Herzen verließ ich die Provinz und zog über die Jornada nach El Paso, wo ich eine Zeit lang im Stillen um mein verlornes Kind trauerte. Lange aber konnte ich nicht unthätig bleiben. Die häufigen Raubzüge der Apachen nach Sonora und Chihuahua hatten der Regierung mehr Energie in der Vertheidigung der Grenze gegeben. Die Presidios wurden ausgebessert und mit mehr Truppen besetzt, auch ein Corps Schützen eingerichtet, welche je nach der Zahl der Scalps bezahlt wurden, welche sie einsendeten.

»Mir übertrug man den Befehl über diese seltsame Guerilla und in der Hoffnung, mein Kind wieder zu erlangen, übernahm ich ihn, – wurde ich Scalpjäger.

»Es war ein entsetzliches Amt, und wäre Rache allein mein Antrieb gewesen, sie würde längst vollständig befriediget sein. Wir haben manche blutige That begangen und manche Vergeltung geübt.

»Ich wußte, daß meine gefangene Tochter in den Händen der Navajoes sei. Ich hatte es zu verschiedenen Malen von Gefangenen gehört, die wir machten, aber nur fehlten mir hinreichende Mittel und Leute. Die fortwährenden Revolutionen erhielten die Staaten in Armuth und Bürgerkrieg und unsere Interessen wurden vernachlässiget oder vergessen. Trotz allen meinen Anstrengungen brachte ich nie eine Macht zusammen, die hinreichend gewesen wäre in das öde Land nördlich von der Gila einzudringen, in welchem die Städte der wilden Navajoes liegen.«

»Und Sie meinen . . .«

»Geduld, ich bin sogleich zu Ende. Jetzt ist meine Schaar stärker als je und durch Einen, der kürzlich aus der Gefangenschaft bei den Navajoes entkommen ist, erfuhr ich, daß die Krieger beider Stämme nächstens nach dem Süden ziehen wollen. Sie bieten ihre ganze Streitmacht auf, denn sie beabsichtigen einen großen Raubzug, sogar bis an die Thore von Durango. Ich habe also die Absicht, in ihr Land einzufallen, während sie abwesend sind und meine Tochter zu suchen.

»Und Sie glauben, sie lebe noch?«

»Ich weiß es. Derselbe, welcher mir diese Nachricht brachte und der – der Arme – seinen Scalp, (seine Kopfhaut) und seine Ohren zurücklassen mußte, sah sie oft. Sie ist erwachsen, und wie er erzählt, eine Art Königin unter ihnen mit seltsamen Vorrechten und großer Macht. Ja – sie lebt noch und wenn ich das Glück habe sie wieder zu erlangen, wird diese tragische Scene enden. Ich ziehe weit, weit hinweg.«

Ich hatte diese Erzählung mit gespanntem Interesse angehört. Der Widerwille und Abscheu, die ich sonst gegen den Mann gefühlt hatte, schwanden und ich bemitleidete, ja ich bewunderte ihn. Er hatte so viel gelitten. Leiden sühnt Verbrechen und in meinen Augen war er gerechtfertigt. Vielleicht war ich zu nachsichtig, aber Niemand wird mich darum tadeln. Vor allem freute ich mich unbeschreiblich, daß meine geliebte Zoë nicht die Tochter eines Teufels in Menschengestalt war.

Er schien meine Gedanken zu errathen, denn in seinem Gesichte, als er die Gläser wieder füllte, lag ein Lächeln der Befriedigung, ich möchte fast sagen, des Triumphs.

»Trinken Sie,« sagte er, »meine Erzählung muß Sie ermüdet haben.«

Wir leerten schweigend unsere Gläser.

»Nun kennen Sie den Vater Ihrer Geliebten – wenigstens um etwas besser als sonst. Sind Sie noch geneigt ihr Ihre Hand zu geben?«

»Sie ist jetzt mehr als je in meinen Augen ein geweihtes Wesen.«

»Aber Sie müssen sie, wie ich schon gesagt, von mir verdienen.«

»Sagen Sie mir nur, in welcher Weise. Ich bin bereit zu jedem Opfer, das in meinen Kräften steht.«

»Sie müssen mir behilflich sein, ihre Schwester wieder zu erlangen.«

»Gern.«

»Sie müssen mit mir nach der Wüste aufbrechen.«

»Das will ich.«

»Morgen brechen wir auf,« sagte er, stand auf und ging in dem Zimmer auf und ab.

»Und zeitig?« fragte ich, in der Besorgniß, sie nicht noch einmal sehen zu dürfen, nach der ich mich mehr als je sehnte.

»Mit der Morgendämmerung,« antwortete er, ohne, wie es schien, auf meine Besorgniß zu achten.

»So muß ich nach meinem Pferde und meinen Waffen sehen,« sagte ich, stand auf und ging nach der Thüre zu, denn ich hoffte, ihr draußen zu begegnen.

»Es ist für sie bereits gesorgt, – *Godé* ist da. Sie ist nicht draußen. Bleiben Sie hier. Ich will für die Waffen sorgen, nach denen Sie Verlangen tragen. *Adele! Zoë!* – Ach, Doctor, Sie sind mit Ihren Pflanzen zurückgekommen? Das ist gut. Morgen brechen wir auf. *Adele*, Kaffee und dann etwas Musik! Unser Gast verläßt Euch morgen.«

Zoë trat mit einem lauten Angstausrufe zwischen uns.

»Nein, nein – nein!« sagte sie und blickte bald auf den Einen, bald auf den andern.

»Erschrick nicht, mein Täubchen,« entgegnete der Vater, indem er sie an den Händen faßte. »Nur auf kurze Zeit. Er kommt wieder.«

»Auf wie lange, Vater? Wie lange, *Enrique?*«

»Eine sehr kurze Zeit, die mir länger vorkommen wird als Ihnen, *Zoë.*«

»Ach nein, nein; eine Stunde wird für mich lange sein. Wie viele Stunden meinen Sie, *Enrique?*«

»Wir werden, fürchte ich, Tage abwesend sein.«

»Tage, Vater? Tage, *Enrique?*«

»Sie werden bald vergehen, meine Kleine. Jetzt sei Deiner Mutter bei der Bereitung des Kaffees behilflich.«

»Ach, Vater, Tage, lange Tage! Sie werden nicht schnell vergehen, wenn ich allein bin.«

»Du wirst auch nicht allein sein. Deine Mutter ist bei Dir.«

»Ach!« seufzte sie und ging nach dem Geheiß ihres Vaters hinaus. In der Thüre seufzte sie nochmals hörbar.

Der Doctor war ein schweigender und sich verwundernder Zuschauer bei diesem letzten Auftritte. Als sie hinaus war, konnte ich ihn murmeln hören:

»Ja, ja; ich habe es mir wohl gedacht. Das arme Fräulein!«

SIEBENZEHNTE KAPITEL. DEN DEL NORTE HINAUF.

Ich will den Leser mit der Schilderung des Abschiedes nicht betrüben. Ehe die Sterne am Himmel verblichen, waren wir im Sattel und ritten auf dem sandigen Wege hin.

In kurzer Entfernung von dem Hause machte der Weg einen Bogen und wendete sich nach einer dichten Waldung. Hier hielt ich mein Pferd an, ließ die Andern vorüber, richtete mich in den Steigbügeln auf und blickte zurück. Mein Auge schweifte an den alten grauen Mauern hin und oben an der Brustwehr in dem matten Lichte der Dämmerung erkannte ich sie, nach der mein Blick suchte. Die Züge konnte ich nicht erkennen, wohl aber die zierliche Gestalt, die sich wie ein Medaillon von dem Himmel abhob.

Sie stand neben einer der Yuca-Palmen, die da wuchsen. Ihre Hand ruhte auf dem Stamme und sie neigte sich vor, wohl um besser durch das Dunkel unten sehen zu können. Vielleicht sah sie das Wehen eines Tuches, vielleicht hörte sie ihren Namen und wiederholte das Abschiedsgebet, das ihr die stille Morgenluft zutrug.

Ich aber konnte nicht länger zögern und riß mein Pferd herum, das mich in den düstern Waldesschatten hineintrug.

Ich ritt weiter und sah mich noch oftmals um, aber von keiner andern Stelle aus war das Haus noch einmal sichtbar. Es lag tief versteckt in dunklem majestätischem Walde. Nur die langen Schwertblätter der malerischen Palme konnte ich erkennen und da sich unser Pfad unter Hügeln hinabsenkte, verschwanden auch diese bald meinen Blicken.

Ich ließ den Zügel fallen und mein Pferd gehen, wie es wollte, um mich in Gedanken zu versenken, die süß und schmerzenseich zu gleicher Zeit waren.

Ich wußte, daß die Liebe zum Leben von nun an der Mittelpunkt aller meiner Hoffnungen sein und all mein Thun leiten werde. Eben war ich in das Mannesalter eingetreten, und ich kannte die Wahrheit, daß reine Liebe gleich der, die ich im Busen trug, die beste Führerin unserer nur zu leicht irrenden Natur ist, der beste Zügel aller Leidenschaften. Aber das Bild, das meine Gedanken mir vorhielten, dunkelte und etwas flüsterte mir zu: »vielleicht siehst Du sie, die Du liebst, nimmer wieder.« Dies war genug, die düstersten Ahnungen in mir zu erwecken und ich wandte meine Blicke der Zukunft zu. Ich war keineswegs auf dem Wege nach einer Vergnügungsreise, von der ich zu einer bestimmten Stunde zurückkehren könnte. Es lagen Gefahren mancherlei Art vor mir, – die Gefahren der Wüste, und ich wußte, was diese bedeuteten. *Sequin* hatte mir die Fährnisse unserer Unternehmung nicht

verheimlichtet, ja, sie weitläufig geschildert, ehe er mein schriftliches Versprechen forderte, ihn zu begleiten. Vor mehreren Wochen würde ich sie nicht im mindesten beachtet haben; ja, sie wären für mich ein Reiz mehr gewesen. Jetzt fühlte ich anders, denn ich wußte, daß in meinem Leben ein anderes lag. Wenn es nun Wahrheit war, was die Stimme in mir flüsterte? Wenn ich Zoë nie wieder sah? Es war ein grauenhafter Gedanke und er drückte mich nieder wie eine schwere Last.

Aber ich saß wieder auf meinem lieben Moro, der seinen Reiter zu kennen schien und geschaukelt auf seinem elastischen Körper kehrte auch mein leichter Sinn wieder zurück.

Nach einiger Zeit nahm ich den Zügel wieder, zog ihn an und ritt scharf meinen Gefährten nach.

Unser Weg zog sich an dem Flusse hinauf, bisweilen durch sein seichtes Wasser hindurch und durch tiefe dichtbewaldete Niederungen. Er war beschwerlich wegen des dichten Unterholzes und obgleich die Bäume früher einmal durch Abhauen der Rinde zur Bezeichnung der Richtung gezeichnet worden waren, so ließ sich doch außer einigen einzelnen Pferdehufeindrücken, keine Spur von der Anwesenheit von Menschen in der letzten Zeit da erkennen. Die Gegend schien wild und unbewohnt zu sein, was sich auch an der Menge der Hirsche und Antelopen errathen ließ, die über unsern Weg sprangen. Hier und da entfernte sich unser Pfad von dem Flusse. Mehrmals kamen wir über weite Strecken, wo die riesigen Bäume gefällt und Lichtungen begonnen worden

waren. Aber das mußte vor sehr langer Zeit geschehen sein, denn das Land, das vom Pfluge durchzogen worden, war bereits wieder mit fast undurchdringlichen Dickichten bedeckt. Einige zerbrochene und verfaulende Stämme oder verfallene Steinmauern waren das Einzige, was die Stätte einer frühern Niederlassung bezeichnete.

Wir kamen an einer bereits fast ganz zusammenge-stürzten alten Kirche vorüber. Haufen von Steinen lagen umher und bedeckten ganze Aecker. Ein blühendes Dorf hatte dagestanden. Eine wilde Katze sprang von den unkrautumrankten Mauern hinein in den Wald. Eine Eule flog von der Kirchenkuppel und schwebte unheimlich über uns. Sonst war Alles um uns her todtenstill.

Wo waren die, welche sonst in diesen Mauern gelebt hatten und glücklich gewesen waren? Wer hat in dem heiligen Schatten dieses Gotteshauses gekniet? Sie waren hinweg; aber wann? warum? wohin?

Ich legte *Seguin* diese Fragen vor und er antwortete kurz nur:

»Die Indianer.«

Der Wilde hatte es gethan mit seinem rothen Speer, seinem Scalpirmesser, seinem Bogen und Tomahawk und seinen vergifteten Pfeilen.

»Die Navajoes?« fragte ich.

»Navajoes und Apachen.«

»Kommen sie jetzt nicht mehr hieher?« fragte ich weiter.

Ein ängstliches Gefühl erfüllte mein Herz. Ich dachte an die Nähe des Hauses, das wir verlassen hatten und an

seine schutzlosen Mauern. Darum wartete ich mit Ungeduld auf die Antwort.

»Nicht mehr,« lautete sie kurz.

»Und warum?«

»Das ist unser Gebiet;« antwortete *Seguin* bedeutungsvoll.

»Sie sind jetzt, *Haller*, in einer Gegend, in welcher seltsame ungewöhnliche Menschen wohnen, – wie Sie sehen werden. Wehe dem Navajo oder Apachen, der sich in diese Wälder wagte!«

Als wir weiter ritten, lichtete sich die Gegend mehr und mehr und wir erblickten hohe Berge, die sich an beiden Seiten des Flusses von Norden nach Süden zusammenzogen bis das Bett des Flusses ganz verschlossen zu sein schien. Aber es schien nur so. Wir gelangten bald in eine jener schauerlichen Schluchten – *cañons* werden sie genannt – die man in den Hochebenen des tropischen Amerika's so häufig findet.

Durch diese Schlucht schäumte der Fluß zwischen tausend Fuß hohen Felsenwänden, die wie erzürnte Riesen aussahen, welche eine allmächtige Hand getrennt hat, so daß sie einander nun für alle Zeit drohend anblicken müssen. Mit Grauen blickte ich zu ihnen hinauf.

»Sehen Sie jenen Punkt dort?« fragte *Seguin*, indem er auf ein Felsenstück deutete, das am höchsten Rande des Felsenufers hervorragte. »Von da wollten Sie hinunterspringen. Dort an jenem Felsen hingen Sie.«

»Großer Gott!« rief ich aus, als meine Blicke auf jener schwindelnden Höhe ruheten und ich konnte nicht weiter reiten.

»Wäre Ihr braves Pferd nicht gewesen,« fuhr mein Begleiter fort, »so studirte der Doctor gar wahrscheinlich an Ihren Gebeinen.«

»Jawohl,« antwortete der deutsche Doctor, indem er mit gleichem Grauen wie ich zu der Höhe hinaufschaute.

Seguin war an mir vorübergeritten und streichelte dabei bewundernd den Hals meines Pferdes.

»Aber warum,« fragte ich, da ich dabei an unser erstes Zusammentreffen dachte, »warum wünschten Sie früher so sehnlich, mein Pferd zu besitzen?«

»Es war ein Einfall. Ich wollte meine Tochter den Wilden stehlen und bedurfte dazu Ihres Pferdes.«

»Warum?«

»Es war vor der Zeit, als ich von dem beabsichtigten Unternehmen unserer Feinde hörte. Da ich sie in keiner andern Weise erlangen konnte, so gedachte ich allein oder mit einem erprobten Cameraden in ihr Land zu reiten und die Tochter durch List fortzuführen. Ihre Pferde sind schnellfüßig, stehen aber dem Araber weit nach, wie Sie zu sehen Gelegenheit finden werden. Mit einem solchen Pferde würde ich ziemlich sicher gewesen sein, wenn ich nicht umringt würde und selbst da hätte ich mit einigen leichten Wunden davonkommen können. Ich wollte mich verkleiden und ihr Land als Einer ihrer Krieger betreten. Ihre Sprache spreche ich längst geläufig.«

»Es wäre doch ein gefährliches Unternehmen gewesen.«

»Allerdings, der letzte Versuch und nur unternommen, weil alle andern nach jahrelangen Mühen fehlgeschlagen. Ich hätte dabei umkommen können, aber eine Zeitlang ging ich wirklich ernsthaft mit dem Plane um.«

»Hoffentlich kommen wir diesmal zum Ziele.«

»Ich habe die beste Hoffnung, denn die Vorsehung selbst scheint mir behilflich zu sein. Die, welche sie gefangen halten, sind abwesend und meine Schaar ist zu rechter Zeit durch die Ankunft einiger Jäger aus den östlichen Ebenen verstärkt worden. Die Biberfelle sind zu sehr im Preise gefallen und die Jagd auf die Rothhäute lohnt besser, wie sie meinen – hoffentlich habe ich bald nichts mehr damit zu schaffen.«

Und er seufzte tief bei diesen letzten Worten.

Wir befanden uns jetzt am Eingange der Schlucht und eine schattige Gruppe von Baumwollenbäumen lud uns zur Ruhe ein.

»Hier wollen wir Mittag halten,« sagte *Seguin*.

Wir stiegen ab und banden unsere Pferde an, doch so, daß sie grasen konnten. Dann ließen wir uns selbst in dem weichen Grase nieder und holten die Lebensmittel hervor. *Seguin* war mittheilend, er schien lange nicht so glücklich gewesen zu sein.

»Wir sind hier,« sagte er, »ziemlich in der Mitte des Festlandes, im Herzen der amerikanischen Sahara. Neu-Mexico ist eine Oase, nicht mehr. Rund umher liegt hunderte von Meilen weit Wüste, ja nach manchen Seiten

hin kann man tausend Meilen weit von dem del Norte aus reisen, ohne eine einzige fruchtbare Stelle zu finden. Neu-Mexico verdankt seine Existenz nur der Bewässerung durch den del Norte und es ist die einzige Ansiedelung von Weißen von den Grenzen des Mississippi bis zu den Küsten des stillen Meeres in Californien. Nach Norden und Süden hin, tausend Meilen weit, von den Ebenen von Texas bis zu den Seen Canadas, an den Felsenbergen hin, liegt baum- und grasloses Land, eine weite Hochebene, wo es selten wettet und regnet. Ich kenne Gegenden, in denen viele Jahre lang kein Tropfen Regen gefallen ist. Und wenn kein anderer Volksstamm Besitz von dem Lande ergreift, werden in kurzer Zeit die Apachen, die Navajoes und Comanchen – die von Cortez und andern besiegt wurden – die Nachkommen ihrer Ueberwinder von dem Boden Mexicos vertreiben. Betrachten Sie nur Sonora und Chihuahua, wie selbe entvölkert! Aber kommen Sie,« schloß *Seguin* nach langem Gespräche über die Zustände des Landes, »die Sonne sagt uns, daß wir aufbrechen müssen. Wir können durch den Fluß reiten; es hat in der letzten Zeit nicht geregnet und das Wasser ist seicht, sonst müssen wir einen Umweg von fünfzehn Meilen machen. Halten Sie sich dicht an den Felsen und folgen Sie mir immer.«

So ritt *Seguin* in die Schlucht hinein und wir folgten ihm, ich, *Godé* und der Doctor.

ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DIE SCALPJÄGER.

Es war noch nicht spät am Abend, als wir das Lager erreichten, – das Lager der Scalpjäger. Unsere Ankunft wurde kaum beachtet. Keiner erhob sich von seinem Sitze, als wir einritten oder stellte seine Beschäftigung ein. Wir mußten unsere Pferde selbst absatteln.

Ich war ermüdet, da ich so lange im Sattel gewesen, breitete also meine Decke aus, setzte mich nieder und lehnte mich an einen Baumstumpf. Ich hätte schlafen mögen, aber das Ungewöhnliche alles dessen, was ich um mich her sah, regte meine Phantasie an und neugierig sah ich mich um und lauschte.

Um eine deutliche Vorstellung von dem Schauspiel zu geben, müßte ich den Pinsel zu Hilfe nehmen können, aber auch damit würde doch nur ein schwaches Bild herzustellen sein. Kein menschliches Auge hat jemals einen wilderen und malerischeren Anblick gehabt. Er erinnerte mich einigermaßen an die Bilder von Räuberbivouak's in den Abruzzen, die ich gesehen hatte.

Ich schildere aus der Erinnerung, die über viele Jahre eines abenteuerreichen Lebens zurückblickt. Nur die vorstechenden Punkte kann ich angeben. Alle Einzelheiten sind vergessen, obgleich damals selbst das Kleinste meinem Auge neu und seltsam erschien und meine Aufmerksamkeit fesselte. Später freilich wurde ich vertraut damit und ihr scharfer Eindruck hat sich verwischt.

Das Lager befand sich an einer Krümmung des del Norte auf einem freien Platze, den ungeheure Baumwollenbäume umgaben, deren glatte Stämme kerzengerade aus den dichten Palmen und anderem Gebüsch emporstiegen. Einzelne zerrissene Zelte standen umher und Fellhütten nach Art der Indianer. Die meisten Jäger aber hatten keinen andern Schutz als ein Büffelfell, das auf vier Pfählen ausgespannt war. Auch einige Hütten von Zweigen sah man, die mit Palmenblättern oder Schilf aus dem Flusse gedeckt waren.

Nach verschiedenen Richtungen hin liefen Wege und durch eine dieser Oeffnungen im Walde blickte man auf eine grüne Wiese, auf welcher Maulthiere und Mustangs weideten. Im Lager sah man die Sättel, die Zäume, die auf Baumstümpfen lagen oder an Zweigen hingen. Gewehre lehnten an den Bäumen und verrostete Säbel hingen über den Zelten und Hütten. Kesseln, Pfannen, Beile und anderes Lagergeräthe lag am Boden umher. Feuer brannten und um dieselben her saßen Gruppen von Männern. Sie suchten nicht die Wärme, denn es war nicht kalt. Sie brieten Wildrippen oder rauchten aus altmodischen Pfeifen. Einige putzten auch ihre Gewehre. Mein Ohr vernahm Worte aus verschiedenen Sprachen, französische, spanische, englische, indianische Brocken und ihre Bedeutung entsprach denen, die sie aussprachen. Fein und zart waren sie nie, sehr häufig Flüche und Schwüre. Die verschiedenen Nationen schienen Vertreter hier zu haben.

Drei Gruppen namentlich fielen mir auf. In jeder wurde eine andere Sprache geredet und die Kleidung der Personen in jeder war ähnlich. Die mir zunächst sprachspanisch. Es waren Mexikaner und ich will die Kleidung Eines derselben beschreiben: Beinkleider von grünem Baumwollensammet, ähnlich wie die der Matrosen geschnitten, eng um die Hüften, unten weit und da mit schwarzem zierlich gestepptem Leder benäht; die äußere Naht von der Hüfte bis über die Schenkelmitte offen, mit Borten benäht und mit Reihen silberner Knöpfe besetzt. Durch diese Oeffnung hindurch zeigen sich die Unterbeinkleider von weißem Mousselin, die in weiten Falten um die Knöchel fallen. Der Stiefel ist von gegerbtem, aber nicht geschwärztem Kalbsleder, röthlich, an den Zehen rundlich und mit einem Sporn versehen, der wenigstens ein Pfund wiegt und ein drei Zoll großes Rad trägt. Der Sporn ist eigenthümlich geformt und mit einem Riemen von gepreßtem Leder an dem Stiefel befestiget. Von den Zähnen des Spornrädchens hängen Glöckchen (*campanillas*) herab und klingeln bei jeder Bewegung des Fußes. Die Beinkleider (*calzoneros*) werden nicht durch Träger gehalten, sondern durch eine seidene Schärpe um den Leib, die meist roth ist. Sie ist mehrmals um den Leib herumgeschlungen und hinten festgemacht, wo die gefranseten Enden zierlich über die linke Hüfte fallen. Eine Weste wird nicht getragen, aber ein Jäckchen von dunkelfarbigem Tuch, das gestickt, fest anliegt und hinten kurz ist, so daß das Hemd darunter und über der Schärpe hervorsieht. Das Hemd selbst mit seinem breiten

Kragen und der gestickten Vorderseite zeugt von der geschickten Hand einer schwarzäugigen Schönen. Auf dem Kopfe ruht der breitrömpige schattige, schwarzglasierte schwere Hut mit seiner breiten silbernen Tresse und den Schlingen an beiden Seiten an den Krämpfen, durch die er ein ganz eigenthümliches Aussehen gewinnt. Ueber eine Achsel hängt halb zusammengefoldet der malerische *Serape*, die bunte Decke. Ein Gürtel und eine Tasche, ein Stutzen, auf dem die Hand ruht, noch ein Gürtel mit einem Paar kleiner Pistolen darin und ein langes spanisches Messer, das quer über die linke Hüfte hängt, vervollständigen den Anzug.

Aehnlich waren alle seine Genossen gekleidet, wenn auch vielleicht in andere Stoffe. So trugen Einige lederne Beinkleider mit einem Spenzer oder Jäckchen von demselben Stoffe, vorn und hinten zu. Einige hatten statt des malerischen *Serape* die Decke der Navajoes mit den breiten schwarzen Streifen. Von den Achseln Anderer hing die schöne zierliche Manga. Einige trugen Moccassins, andere die gemeineren einfachen Sandalen.

Die Gesichter dieser Männer waren dunkelfarbig und wild; das schlichte rabenschwarze Haar hing lang herab und der Bart wuchs wild und ungepflanzt im ganzen Gesicht. Schwarze scharfe Augen sprüheten unter den breiten Hutkrämpfen hervor. Wenige waren groß von Gestalt, aber alle sehnig, so daß sie offenbar große Anstrengungen zu ertragen vermochten. Alle oder doch fast alle

stammten aus den mexikanischen Grenzländern, in denen so oft mit den feindlichen Indianern gekämpft werden muß, und waren Büffeljäger und Landleute und hatten in ihrem häufigen Verkehr mit den irischen und sächsischen Jägern aus den östlichen Ebenen einen gewissen Grad von verwegendem Muthe erlangt, der sonst ihrem Volke nicht eigen ist. Sie rauchten kleine Cigarren, die sie zwischen den Fingern in dürre Maisblätter rollten, und spielten um ihren Tabak auf den Decken. Sie fluchten, wenn sie verloren und riefen der allerheiligsten Jungfrau ihren Dank zu, wenn die Karten sich für sie erklärten.

In geringer Entfernung von ihnen befand sich die zweite Gruppe, die sich von der ersten gänzlich unterschied und zwar durch Kleidung, Sprache, Stimme und Gesichtsbildung. Man sah den Leuten auf den ersten Blick den Anglo-Amerikaner an. Sie waren Jäger (Fallensteller), Prairie-Jäger, Männer vom Gebirge. Wiederum Einen aus ihnen will ich beschreiben.

Er steht da, stützt sich auf seine lange Büchse und sieht in das Feuer. Wenigstens sechs Fuß mißt er mit seinen Moccassins und sein Bau verräth Kraft und sächsisches Blut. Seine Arme sind wie junge Eichen und seine Hände, die das Gewehr umfassen, groß, fleischlos, aber sehnig. Seine Wange ist breit und fest und zum Theil von einem buschigen Backenbarte bedeckt, der am Kinne zusammenläuft und die Lippen ganz umzieht. Er ist weder weiß noch dunkelfarbig, sondern von einem gewissen Braun

und lichter um den Mund. Das Auge ist grau oder bläulich grau, klein und an den Winkeln von Fältchen eingefast. Es steht fest, schweift selten umher und scheint Einen nicht bloß anzusehen, sondern in ihn *hinein*. Das Haar ist braun und von mittlerer Länge (wahrscheinlich bei seinem letzten Besuche in einer Niederlassung verschnitten), das Gesicht nicht unangenehm, ja fast hübsch und sein Ausdruck kühn, aber gutmüthig.

Seine Kleidung hat er sich selbst bereitet und aus einem Stoffe, den ihm seine Kugel holte. Sie ist ein Werk seiner Hände, wenn er nicht vielleicht zufällig in der Zeit der Ruhe seine Hütte mit irgend einer Indianerin getheilt hat. Sie besteht aus einem Jagdhemd von Hirschhaut, die weich wie Handschuhleder ist, aus Beinkleidern aus demselben Stoffe, welche bis über die Hüften reichen und in eben solchen Moccassins, die aber mit dickem Büffelle der besohlt sind. Das Jagdhemd ist durch einen Gürtel zusammengekommen, auf der Brust und am Halse aber offen, wo es anmuthig auf die Achseln zurückfällt. Darunter sieht man ein feineres Hemd etwa von zugerichtetem Antelopfell. Auf dem Kopfe trägt er die Waschbärmütze mit dem Gesicht des Thieres daran, das vorn über seine Stirn herabsieht, während der Schwanz wie eine schwankende Feder über die linke Schulter hängt.

Seine Ausrüstung ist eine Kugeltasche von dem ungegerbten Felle der Bergkatze und ein großes halbmondförmiges Pulverhorn, auf das er manche seltsame Erinnerung eingekritzelt hat. Seine Waffen bestehen in einem langen Bowie-Messer und einem schweren Pistol, das in

einem Futter an dem Gurt um seinen Leib ruht. Dazu seine fast fünf Fuß lange ganz gerade Büchse von kleinem Kaliber, da sie Kugeln schießt, von denen neunzig auf das Pfund gehen (er würde sonst nicht Kugeln genug mit sich umhertragen können).

Ogleich auf die Verzierung seines Anzugs, seiner Waffen u. s. w. wenig geachtet worden ist, so liegt doch eine gewisse Anmuth in den Falten seines tunicaartigen Jagd-Hemdes, etwas Keckes und Unternehmendes in der Art, wie er seine seltsame Mütze tragt, so daß er wohl auch auf sein persönliches Aussehen achtet. Auf seiner Brust hängt ein hübsch mit gefärbten Stachelschweinspitzen gesticktes Täschchen, das er gelegentlich wohlgefällig betrachtet. Es ist dieß sein Pfeifenetui, ein Liebeszeichen irgend einer dunkeläugigen Schönen im Walde.

So sieht ein Trapper (ein Fallensteller, ein Jäger vom Gebirge) aus.

Viele um ihn her in der Gruppe waren ganz ähnlich gekleidet und ausgerüstet. Einige trugen Schlapphüte von grauem Filz, andere Mützen von Katzenfell. Die Jagdhemden Einiger waren heller gebleicht und mit bunten Farben gestickt, Andere sahen zerrissener, ausgebesserter und verräuchert aus, aber alle hatten doch eine bestimmte Aehnlichkeit, an welcher man sogleich die Leute vom Gebirge erkannte.

Die dritte Gruppe befand sich am weitesten von mir und sie bestand zu meiner großen Verwunderung aus *Indianern*.

»Ob sie wohl Gefangene sind?« dachte ich. »Nein. Sie sind nicht gefesselt. Weder in ihrem Aussehen noch in ihrem Verhalten haben sie etwas, das auf Gefangenschaft deutet und doch sind sie Indianer. Sollten sie mitkämpfen gegen ...?«

Eben ging ein Jäger an mir vorüber und ich fragte ihn:

»Wer sind diese Indianer?«

»*Delawaren*, – einige *Schawnis*.«

Das also waren die berühmten *Delawaren*, die Nachkommen jenes großen Stammes, welcher am atlantischen Meere zuerst die eingedrungenen bleichen Gesichter bekämpfte! Ihre Geschichte ist eine wunderbare. Krieg ist ihre Schule, ihr Gottesdienst, ihr Zeitvertreib und ihr Gewerbe. Jetzt sind nur einzelne Trümmer übrig und ihre Geschichte wird bald zu Ende sein.

Ich stand auf und trat theilnehmend zu ihnen. Einige saßen um ein Feuer herum und rauchten aus seltsam geschnitzten Pfeifen von rothem Thonsteine. Andere gingen auf und ab mit der majestätischen Haltung, durch welche die »Wald«-Indianer sich so berühmt gemacht haben. Eine tiefe Stille herrschte unter ihnen und stach seltsam genug von dem unablässigen Geschwätze der Mexikaner ab. Gelegentlich eine Frage in tiefer volltönender Stimme, – eine kurze bedeutungsvolle Antwort – ein Grunzen tief aus der Kehle, ein würdevolles Kopfnicken, eine Bewegung mit der Hand, so unterhielten sie sich untereinander, während sie ihre Pfeifen stopften und sie im Kreise umhergehen ließen.

Ich betrachtete diese stoischen Söhne des Waldes mit mehr als Neugierde, wie Jemand zum erstenmale den Gegenstand betrachtet, von dem er Seltsames gehört und gelesen hat. Die Geschichte ihrer Kriege und ihrer Wanderungen war mir frisch im Gedächtnisse und vor mir standen nun sie, die selbst eine Rolle darin gespielt hatten, wenigstens Personen aus ihrem Volke in voller Wirklichkeit und malerischer Wildheit. Obgleich nicht zwei unter ihnen gleich gekleidet waren, hatte doch ihre Bekleidung eine gewisse Gleichförmigkeit. Die meisten trugen Jagdhemden, aber nicht von Hirschhaut wie die Weißen, sondern von Baumwolle in hellen Farben, und hübsch ausgeputzt und mit den Kriegsgeräthen des wilden Mannes darauf sahen sie auffallend genug aus. Vorzüglich zeichnete sie aber ihre Kopfbedeckung aus, – eine Art Turban, den sie dadurch hervorbringen, daß sie eine hellfarbige Schärpe oder ein Tuch, wie es die Creolen von Hayti tragen, um den Kopf schlingen. Hier in der Gruppe waren nicht zwei dieser Turbane gleich. Die schönsten bestanden aus gegitterten seidenen Tüchern und sie trugen bunte Federn vom Adler oder blauen Reiher.

Ihr übriger Anzug bestand in Beinkleidern und Moccassins von Hirschhaut ähnlich denen der Jäger; an der Außennaht bei einigen mit Scalplocken verziert. Eigenthümlich waren die Moccassins, die sich von denen der Indianer auf den Prairien gänzlich unterschieden, nämlich obenhin gesäumt, ohne Stepperei oder Verzierung und in eine Doppelreihe von Falten gelegt.

Die Waffen und die Ausrüstung waren wie die der weißen Jäger. Längst schon haben sie den Bogen aufgegeben und die Büchse wissen sie so gut zu brauchen, wie ihre weißen Gefährten. Neben dem Gewehre und dem Messer führten aber Viele auch noch die ehemalige Waffe ihres Stammes, – den gefürchteten Tomahawk.

Außer diesen Gruppen gab es aber Männer noch, die keiner derselben angehörten. Es waren da Franzosen – canadische Voyageurs – in ihren weißen Röcken, die mit allem Esprit ihres Volkes plauderten, tanzten und ihre Schifferlieder sangen; dann Pueblos-Indianer in ihren häßlichen Decken, die mehr die Diener der andern als ihnen gleich zu sein schienen; ferner Mulatten und glänzend schwarze Neger von den Pflanzungen in Louisiana; es zeigten sich zerrissene Uniformen, welche Deserteure verriethen, die von irgend einem Grenzposten in diese ferne Gegend entlaufen waren. Selbst Kanakas von den Sandwichs-Inseln waren darunter, die aus Californien über die Wüsten gekommen waren, Männer von jeder Farbe, aus jedem Klima, von jeder Sprache hatte der Zufall oder die Abenteuersucht hier zusammengeführt und alle waren mehr oder minder seltsame Glieder der seltsamsten Schaar, welche ich jemals mit Augen gesehen habe, – die *Scalpjägerschaar*.

ZWEITES KAPITEL. SCHIESSPROBEN.

Ich war zu meiner Decke zurückgegangen und wollte mich eben auf derselben ausstrecken, als der Schrei eines Kranichs meine Aufmerksamkeit erregte. Ich blickte auf

und sah den Vogel nach dem Lager zu fliegen. Er kam, flog ziemlich niedrig und lockte durch seine breiten Flügel und seinen trägen langsamen Flug zum Schusse.

Es fiel auch ein Schuß. Einer der Mexikaner hatte mit seinem Stutzen geschossen, aber der Vogel flog weiter und rascher, als wolle er sobald als möglich aus dem Bereiche der Gefahr kommen.

Die Jäger lachten und eine Stimme tief:

»Dummer Kerl, glaubst Du denn mit Deinem schlechten Schießprügel eine ausgebreitete Decke treffen zu können?«

Ich drehete mich um. Zwei Männer legten eben nach dem Vogel an. Einer war der junge Jäger, welchen ich eben beschrieben habe, der andere ein Indianer, den ich vorher nicht gesehen hatte.

Die Hähne krachten gleichzeitig und der Kranich senkte den langen Hals, sank im Kreise sich drehend herunter und blieb an dem hohen Zweige eines Baumes hängen.

Nach ihrer Stellung wußte keiner der beiden Männer, daß der andere geschossen hatte. Es stand ein Zelt zwischen beiden und die beiden Schüsse klangen wie einer. Ein Jäger aber rief aus:

»Gut gemacht, *Garey*. Gott stehe dem armen Dinge vor Deinem alten Bären tödter da bei, wenn Du hinten durch's Visir schielst!«

Der Indianer kam eben um das Zelt herum. Da er diese Worte hörte und das Gewehr des jungen Jägers noch rauchen sah, so fragte er diesen:

»Hast Du geschossen?«

Und zwar in reinem Englisch, so ohne alle Beimischung von indianischem Accent, daß dies allein schon meine Aufmerksamkeit erregt haben würde, wäre sie nicht bereits durch die ungemein imposante Erscheinung gefesselt worden.

»Wer ist er?« fragte ich Einen in meiner Nähe.

»Weiß nicht, – erst angekommen,« lautete die kurze Antwort.

»Er ist also ein Fremder hier?«

»Ja. Er ist eben erst angekommen. Es kennt ihn glaub' ich Niemand; vielleicht der Hauptmann; denn ich sah, wie er ihm die Hand schüttelte.«

Der Indianer schien ein Mann von etwa dreißig Jahren zu sein, maß sicherlich wenig unter sieben Fuß, war gewachsen wie ein Apoll und sah deshalb kleiner aus als er wirklich war. Seine Züge waren ganz die römischen und seine schöne Stirn, seine Adlernase und starke Kinnlade verriethen in ihm Talent, so wie Festigkeit und Energie. Seine Kleidung glich der seiner Landsleute, sein Jagdhemd von Hirschhaut aber war fast so weiß gebleicht wie ein Glacéhandschuh. Oben und unten herum war es mit dem weichen schneeweißen Pelz des Hermelin besetzt und eine Reihe ganzer Felle solcher Thiere hing unten herunter, ein zierlicher und sehr kostbarer Aufputz. Das Auffallendste aber an dem Manne war sein Haar. Es fiel lose auf seine Schultern und berührte den Boden, wenn er ging. Es mußte mindestens sieben Fuß lang sein und war glänzend schwarz. Auf dem Kopfe trug er den Turban

mit den Adlerfedern rund herum und erhob sein majestätisches Aussehen noch mehr.

Eine *weiße* Büffelhaut (eine große Seltenheit) hing über seine Schultern in so anmuthigem Faltenwurf wie eine Toga. Das seidenglänzende Haar daran entsprach seinem übrigen Anzuge und stach grell von dem rabenschwarzen langen Haar ab.

Seine Waffen glänzten metallisch hell und der Schaft seiner Büchse war reich mit Silber ausgelegt. Er selbst erschien mir als das Ideal eines Wilden, obgleich weder seine Sprache noch sein Aussehen etwas Wildes oder Rohes an sich hatte. Die Antwort, die er auf seine Frage erhielt, war nicht so höflich.

»Ob ich schoß? Hast Du den Knall nicht gehört? Sahst Du das Ding nicht fallen? Sieh dort hängt's.«

Garey wies dabei nach dem Vogel.

»So müssen wir gleichzeitig geschossen haben,« meinte der Indianer und deutete auf seine Büchse, die ebenfalls noch rauchte.

»Ob wir gleichzeitig geschossen oder anders, ist mir so gleichgiltig als wenn ein Biber mit dem Schwanz wackelte: aber ich zielte nach dem Vogel, ich traf den Vogel und meine Kugel holte ihn herunter.«

»Ich muß ihn auch getroffen haben,« antwortete der Indianer bescheiden.

»Das ist nicht wahrscheinlich mit dem geputzten Dinge da,« sagte *Garey*, indem er verächtlich auf das Gewehr des Indianers sah (denn alle Jäger im »wilden Westen«

achten verzierte Büchsen nicht), stolz dagegen auf seine braune verwitterte Büchse blickte, die er eben abgewischt hatte und von neuem laden wollte.

»Geputztes Ding oder nicht,« entgegnete der Indianer, »es trägt die Kugel gerader und weiter als irgend ein anderes Gewehr, das ich in der Hand gehabt hatte. Ich wette, daß meine Kugel durch den Leib des Kranichs gegangen ist.«

»Ja, Herr – denn unser Eins muß wohl »Herr« zu dem sagen, der so gut spricht und so gut aussieht, wenn er auch nur ein Indianer ist – es ist bald auszumachen, wer den Vogel traf. Dein Schießholz da schießt Nr. 50, mein Bärenjäger Nr. 90. Es ist also leicht zu sagen, welche Kugel den Burschen rupfte. Das wollen wir gleich sehen.«

Damit trat der Jäger an den Baum, an welchem hoch oben der Kranich hing.

»Wie willst Du ihn herunterbekommen?« fragte Einer von denen, die herbeigetreten waren um zu sehen, wie der Streit ende.

Eine Antwort erfolgte nicht, denn *Garey* hatte sein Gewehr zum Schusse angelegt. Es knallte und der Ast, den die Kugel zersplittert, bog sich unter der Last des Vogels nieder. Aber der Kranich hing in einem Gabelzweige fest und fiel noch immer nicht herunter.

Ein beifälliges Gemurmeln folgte dem Schusse, denn die Leute waren nicht gewöhnt, einen gewöhnlichen Vorfall mit lautem Hurrah zu begrüßen.

Der Indianer, der seine Büchse auch wieder geladen hatte, trat nun hinzu, zielte, traf den Ast an der bereits

geknickten Stelle und schoß ihn glatt ab. Der Vogel fiel unter lautem Jubel, namentlich der mexikanischen und indianischen Jäger herunter. Er wurde sofort aufgehoben und untersucht. Zwei Kugeln waren ihm durch den Leib gegangen und jede einzelne hätte ihm den Tod bringen müssen.

Auf dem Gesicht des jungen Jägers zeigte sich ein Schatten von Verdruß. Im Beisein so vieler Jäger aus jedem Volke von einem Indianer und noch dazu mit einer »Pfefferkuchenflinte« übertroffen zu werden! Er mußte alle Willenskraft, die er jedenfalls in reichlichem Maße besaß, zusammennehmen, um seinen Aerger zu verbergen. So begann er denn, ohne ein Wort zu sagen, sein Gewehr mit der Männern seines Gewerbes eigenen stoischen Ruhe auszuwischen. Dann lud er, wie ich bemerkte, mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt. Offenbar wollte er sich mit der Probe nicht zufrieden geben, sondern entweder den Indianer ausstechen oder selbst vollständig besiegt werden.

Als er wieder geladen hatte, wendete er sich an die Menge, die sich von allen Seiten des Lagers her gesammelt hatte und sagte:

»Ein Schießen ist so gleich, wie von einem Stamme herunterzufallen. Jeder kann es, der durch das Visir sehen kann. Ein anderes ist aber nicht so leicht; da heißt es: fest halten.«

Der Jäger hielt inne und sah nach dem Indianer, der ebenfalls wieder lud.

»Fremder,« rief er ihm dann zu, »hast Du einen Cameraden hier, der weiß, wie Du schießest?«

Nach einigem Zögern antwortete der Indianer: »Ja.«

»Kann sich Dein Camerad auf Deinen Schuß verlassen?«

»Ich glaube es. Warum willst Du das wissen?«

»Weil ich Dir einen Schuß zeigen will, wie wir ihn bisweilen thun, um die Grünschnäbel zu ärgern. Am Schusse ist nicht viel, aber er stärkt die Nerven, denk' ich. He-da, *Rube!*«

»Hole Dich – – –! Was willst Du?« antwortete eine kräftige, aber ärgerliche Stimme, nach der sich alle Augen wendeten. Unter Baumstumpfen und Stämmen saß ein Mann an einem Feuer. Es würde schwer zu erkennen gewesen sein, ob es eine Menschengestalt, wären nicht eben die Arme in Bewegung gewesen. Der Rücken war der Menge zugekehrt und der Kopf war über das Feuer gebeugt. Der Mann hielt eine lange Hirschrippe in beiden Händen und nagte mit seinen ärmlichen Zähnen das Fleisch ab.

Der Mann sah seltsam genug aus. Seine Kleidung – wenn sie Kleidung zu nennen war – war so einfach als plump und bestand in einem Dinge, das früher einmal ein Jagdhemd gewesen sein mochte, jetzt aber mehr wie ein lederner Sack ohne Boden aussah, an dem man an den Seiten Aermel genähet. Es war schmutzigbraun, zusammengeschrumpft, an den Ellenbogen ausgebessert und schmutzig über und über. Von einer Verzierung nirgends

eine Spur. Jedenfalls war früher eine Kapuze daran gewesen, sie hatte aber so oft Stücke zum Ausbessern hergeben müssen, daß kaum eine Spur davon geblieben. Die Beinkleider und Moccassins entsprachen diesem Hemd. An dem Knöchel reichten sie nicht zusammen, so daß derselbe frei blieb; auch er war dunkelbraun und schmutzig. Von einem andern Kleidungsstück keine Spur, außer einer dicht anliegenden Mütze von Katzenfell, das aber auch nicht ein Haar mehr hatte. Wahrscheinlich war der ganze Anzug seit dem Tage, an welchem er zuerst angelegt worden – und das dürfte vor vielen Jahren geschehen sein, nicht einmal wieder vom Leibe gekommen. Das Hemd war offen und zeigte die nackte Brust und den Hals, die wie Gesicht und Hände von der Sonne gebräunt und von dem Feuer geräuchert waren.

Das Gesicht verrieth einen Mann von etwa sechszig Jahren; die Züge waren scharf und adlerartig, die kleinen Augen schwarz und scharf. Das schwarze Haar war kurz geschnitten.

Trotz seiner Farbe hatte er nichts von einem Franzosen oder Spanier; er mußte aus angelsächsischem Blute stammen.

Als ich den Mann ansah, denn die Neugierde hatte mich zu ihm getrieben, schien mir außer seinem seltsamen Anzuge noch etwas Ungewöhnliches an ihm zu sein. Seinem Kopfe fehlte jedenfalls etwas, – richtig: er hatte *keine* Ohren mehr. Ein Mann ohne Ohren aber ist etwas

Grauenhaftes; man denkt sofort an ein gräßliches Drama, an eine schreckliche Racheszene, an ein begangenes Verbrechen und an erlittene Strafe.

Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich plötzlich einer Bemerkung *Seguins* gedachte, die er in vergangener Nacht gemacht. Von *diesem* Manne hatte er offenbar gesprochen.

Nachdem der alte Mann die obige Antwort gegeben hatte, saß er eine Zeit lang da und kaute an dem Knochen wie ein alter dürre Wolf.

»Komm 'mal her, *Rube*, ich brauche Dich,« fuhr *Garey* in halb bittendem Tone fort.

»Ich rühre mich nicht vom Platze, bis die Rippe rein ist.«

»So mach' geschwind,« sagte der Jäger, der sein Gewehr hinstellte und schweigend wartete.

Nachdem der alte *Rube* – unter diesem Namen war der lederne alte Sünder bekannt – noch eine Zeit lang genagt, gekauet und gemurmelt hatte, richtete er seinen dünnen Cadaver langsam auf und kam zu den Andern.

»Was willst Du von mir?« fragte er den Jäger.

»Das sollst Du mir halten,« antwortete *Garey*, indem er ihm eine runde weiße Muschel von der Größe einer Taschenuhr reichte.

»Eine Wette?«

»Nein.«

»So verschwende Dein Pulver nicht.«

»Ich bin durch den Indianer da im Schießen übertroffen worden,« entgegnete der Jäger halblaut. Der alte

Mann sah dahin, wo der seltsame Indianer gerade und majestätisch in seinem Federschmucke stand, auf seine Büchse gestützt.

Aus der Art, wie der alte *Rube* ihn anblickte, ließ sich deutlich erkennen, daß er ihn schon gesehen hatte, – nicht in diesem Lager.

»Coco,« murmelte er endlich.

»Für einen Coco hältst Du ihn?« fragte der andere gespannt.

»Siehst Du denn nicht seine Moccassins? Bist Du blind?«

»Du hast Recht. Aber ich war zwei Jahre unter diesem Volke und sah da keinen solchen Mann.«

»Er war nicht da.«

»Wo war er?«

»Wo es nicht viele Rothhäute giebt. Er schießt gut, ich hab's gesehen.«

»So kennst Du ihn?«

»Ja. Sonst. Hübsche Squaw (Frau, Mädchen), sehr hübsch. Wohin soll ich treten?«

Ich glaubte, *Garey* wolle das Gespräch weiter fortsetzen, denn das Wort »Squaw« schien seine Aufmerksamkeit stark anzuregen. Vielleicht hatte er eine Liebeserinnerung, da aber der andere gehen wollte, so wies er nach einem Platze im Walde und setzte hinzu: »Sechszig Schritte.«

»Nimm meine Pfoten in Acht. Die Indianer haben mir nicht viel gelassen und ich kann keine mehr entbehren.«

Dabei zeigte er seine rechte Hand, an der der kleine Finger fehlte.

»Sei unbesorgt, Alter,« lautete die Antwort, worauf der Alte langsam und bedächtig, die Schritte zählend, nach der bezeichneten Stelle ging.

Als er den sechszigsten Schritt gethan hatte, drehte er sich nach uns herum, nahm die Fersen zusammen, streckte den rechten Arm aus, so daß die Hand sich in gleicher Linie mit der Achsel befand, hielt die Muschel zwischen zwei Fingern, die platte Seite uns zu und rief zurück:

»Nun schieß in's Teufels Namen.«

Die Muschel war ein wenig ausgetieft. Daumen und Zeigefinger reichten um den Rand herum, so daß derselbe bedeckt war.

Es sah grauenhaft aus und ist unter den Jägern im Gebirge nicht so häufig als Reisende erzählen. Ein solcher Schuß zeugt von der Sicherheit des Zielenden und von seiner Ruhe, dann aber von dem Vertrauen, das ein Anderer in seine Geschicklichkeit setzt. Jedenfalls ist das Halten des Zieles eben so schwierig, als das Treffen desselben. Viele Jäger werden bereit sein, den Schuß zu wagen, wenige aber die Muschel zu halten.

Es sah grauenhaft aus und ich bebte leise dabei. Niemand schritt aber ein. Wenige dürften dies gewagt haben, selbst wenn die beiden Männer die Absicht gehabt hatten, auf einander zu schießen. Beide waren »Jäger erster Classe«.

Garey holte tief Athem und stellte sich fest hin – die Ferse des linken Fußes dem Balle des rechten gegenüber.

Dann warf er das Gewehr in die linke Hand und rief seinem Cameraden zu:

»Stehe fest, alter dürrer Sünder; es gilt Dir.«

Die Worte waren kaum gesprochen, als er das Gewehr anlegte. Einen Augenblick herrschte Todtenstille und Aller Augen waren auf das Ziel gerichtet. Dann kam der Knall und die kleine Muschel flog in fünfzig Stücken umher. Die Umstehenden jubelten. Der alte *Rube* bückte sich, um ein Stück aufzuheben, untersuchte es genau und rief dann laut:

»Richtig Centrum.«

Der junge Jäger hatte wirklich die Muschel in die Mitte getroffen, wie der bläuliche Flecken von der Kugel zeigte.

DRITTES KAPITEL. EIN TELLSSCHUSS.

Alle Augen richteten sich nun auf den merkwürdigen Indianer, der während des oben beschriebenen Vorganges still dagestanden und ruhig zugesehen hatte. Sein Blick schweifte nun am Boden hin; er suchte offenbar etwas.

Zu seinen Füßen lag ein kleiner »Prairie-Kürbiß«, der rund und von der Größe einer Citrone war, auch ohngefähr dieselbe Farbe hatte. Er bückte sich und hob ihn auf, dann schien er ihn aufmerksam zu untersuchen und wog ihn auf der Hand, um seine Schwere zu berechnen.

Was will er damit thun? Will er ihn empor werfen und in der Luft mit der Kugel treffen?

Man beobachtete schweigend seine Bewegungen. Fast alle Scalpjäger – sechszig bis siebenzig – standen in gespannter Erwartung da. Nur *Seguin* und der Doctor beschäftigten sich nebst einigen Andern mit dem Aufschlagen eines Zeltcs. *Garey* stand im Siegesstolze zwar, doch nicht ohne Besorgniß bei Seite. Der alte *Rube* war zu seinem Feuer zurückgegangen und briet sich noch eine Rippe.

Der kleine Kürbiß schien den Erfordernissen zu entsprechen. Ein langes Knochenstück, das Schenkelbein eines Adlers, hing auf der Brust des Indianers. Es war seltsam geschnitzt und mit Löchern versehen wie ein musikalisches Instrument. Ein solches war es auch.

Er hielt es an die Lippen, hielt die Löcher mit den Fingern zu und blies darauf drei eigenthümliche scharfe Töne.

Dann ließ er das Instrument wieder fallen und sah nach Osten in den Wald hinein. Aller Augen blickten eben dahin. Die Jäger schwiegen ganz still oder flüsterten nur leise mit einander.

Die drei Töne wurden wie von einem Echo in der Ferne wiederholt. Offenbar hatte der Indianer einen Gefährten im Walde, aber Niemand aus der Schaar schien etwas davon zu wissen – außer *Rube*.

»Jetzt paßt auf, Jungens,« rief er, indem er über die Achsel sah. »Ich wette diese fette Rippe gegen das schlechteste Gericht, daß Ihr nun das hübscheste Mädchen seht, das jemals vor Euere Augen gekommen ist.«

Niemand antwortete, – wir sahen alle gespannt der Ankunft entgegen.

Ein Rascheln in dem Gebüsch wurde hörbar – ein leichter Tritt und das Knacken von Zweigen. Dann zeigte sich etwas Helles zwischen den Blättern. Es kam Jemand durch das Gebüsch – ein Mädchen, – eine Indianerin in seltsamer malerischer Tracht.

Sie trat aus dem Gebüsch heraus und kam keck auf uns zu. Aller Augen richteten sich auf sie mit Bewunderung, mit Verwunderung. Sie war ziemlich gekleidet wie der Indianer, mit dem sie auch in anderer Hinsicht Aehnlichkeit hatte. Aber die Tunica des Mädchens ist von feinerem Stoffe, von Hirschkalbhaut, reich verziert und mit bunten Farben gefleckt. Sie reichte bis in die Mitte ihrer Schenkel und endigte in einer Besetzung mit Muscheln, die bei jeder Bewegung klirrten. Ihre Beine waren mit scharlachrothem Tuch bekleidet, das ebenfalls befranset und bis auf die Knöchel fiel, an die die Moccassins reichten. Die Letztern waren weiß und schlossen knapp an dem zierlichen Fuße an.

Ein Gürtel hielt die Tunica über den Hüften zusammen und zeigte eine runde volle Brust. Der Kopfputz war ähnlich dem des Indianers, aber kleiner und leichter: ihr Haar hing ebenfalls lose über die Schultern bis auf den Boden herab. Ihr Hals, ihr Nacken und ein Theil ihres Busens waren unbedeckt, aber mit Perlenschnüren in verschiedenen Farben geschmückt.

Ihr Gesicht hatte einen edeln Ausdruck. Die Lippen vereinigten sich mit einer doppelten Bogenlinie und der

Hals war voll und rund. Die Farbe war die indianische, aber ein liebliches Roth schimmerte durch das Braun der Wange.

Sie war eine Jungfrau obgleich völlig und üppig ausgebildet, ein Musterbild von Gesundheit und wilder Schönheit.

Die Männer empfangen sie mit bewunderndem Gemurmel. Unter Jagdhemden schlugen Herzen stärker, die sonst selten an weibliche Reize denken.

Mir fiel in diesem Augenblicke das Aussehen des jungen Jägers *Garey* auf. Alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, seine Lippen hatten sich entfärbt und wurden fest auf einander gedrückt, die Augen sprüheten Zorn, aber auch noch eine andere Bedeutung lag in ihnen. Eifersucht? Ja.

Er war hinter Einen seiner Cameraden getreten, als wünschte er nicht gesehen zu werden. Eine Hand spielte unwillkürlich mit dem Messergriffe, während die Andere das Rohr der Büchse faßte, als wolle er es zerdrücken.

Das Mädchen kam ganz heran. Der Indianer gab ihr den Kürbiß und sprach einige Worte in einer – mir wenigstens – unbekannten Sprache. Sie nahm ihn ohne etwas zu entgegnen und ging an die Stelle, wo *Rube* gestanden hatte, wie ihr der Indianer anzeigte.

Sie erreichte den Baum und drehete sich bei diesem herum, wie es der alte Jäger gethan hatte.

Es war in dem ganzen Vorgange so etwas Dramatisches, so Theatralisches, daß wir bis dahin der Entwicklung schweigend entgegen gesehen hatten. Jetzt wußten

wir, was geschehen sollte und die Männer begannen zu sprechen.

»Er will den Kürbiß von der Hand des Mädchens schießen,« sagte Einer.

»Das ist nichts Großes,« antwortete ein Anderer und dies war allerdings die allgemeine Meinung.

»Damit sticht er *Garey* nicht aus;« sagte ein Dritter.

Wie staunten wir aber als das Mädchen ihre Federmütze abnahm, den kleinen Kürbiß sich auf den Kopf legte, die Arme über den Busen übereinander schlug und so ruhig und unbeweglich vor uns stand, als sei sie ein Bild.

Ein Gemurmél lief durch die Menge. Der Indianer hob seine Büchse, um zu zielen, als Einer vorstürzt, um ihn zu hindern, – *Garey*.

»Nein, das thust Du nicht, nein!« rief er und faßte das Gewehr; »sie hat mich betrogen, das sehe ich wohl, aber ich kann das Mädchen, das mich einst liebte oder doch zu lieben vorgab, nicht in solcher Gefahr sehen. *Garey* nicht.«

»Was soll das?« entgegnete der Indianer mit Donnerstimme. »Wer wagt mich zu hindern?«

»Das thue ich,« antwortete *Garey*. »Sie ist wahrscheinlich jetzt die Deine. Magst Du sie nehmen, – nimm auch das dazu,« fuhr er fort, indem er sein gesticktes Pfeifenfutteral abriß und es dem Indianer vor die Füße warf, »aber niederschießen sollst Du sie nicht, wenn ich dabei stehe.«

»Warum hinderst Du mich? Meine Schwester fürchtet sich nicht und ... «

»Deine Schwester?«

»Ja, meine Schwester.«

»Das Mädchen ist Deine Schwester?« fragte *Garey* nochmals und der Ausdruck seines Gesichtes änderte sich ganz und gar.

»Ich habe es gesagt.«

»So bist Du *El Sol*?«

»Der bin ich.«

»Ich bitte Dich um Verzeihung, aber . . . «

»Ich verzeihe Dir, aber tritt bei Seite.«

»Thue es nicht, thue es nicht! Sie ist Deine Schwester, ich weiß, daß Du das Recht hast, aber es ist nicht nöthig. Ich habe von deiner Geschicklichkeit gehört und gebe zu, daß Du mich übertriffst. Um Gottes Willen, wage es nicht, thue es nicht.«

»Es ist nichts dabei zu wagen. Ich werde Dir es zeigen.«

»Nein, nein. Wenn Du durchaus den Schuß thun willst, so stelle ich mich hin. Laß mich den Kürbiß halten,« bat der Jäger inständig.

»Was treibst Du für Possen, *Bill*?« rief ihm der alte *Rube* zu, der nun auch herbeikam. »Laß ihn schießen. Ich habe schon davon gehört. Er krümmt ihr kein Härchen.«

Damit faßte der Alte seinen Freund am Arme und zog ihn von dem Indianer hinweg.

Das Mädchen hatte die ganze Zeit über still gestanden als kenne sie die Ursache der Unterbrechung nicht. Sie konnte *Garey's* Gesicht nicht sehen und eine zweijährige Trennung hinderte sie wahrscheinlich auch ihn zu erkennen.

Ehe *Garey* sich wieder umkehren konnte, lag der Indianer im Zielen. Sein Finger berührte den Drucker und sein Auge sah durch das Visir. Es war zu spät nun ihn zu hindern. Jeder Versuch dies zu thun hätte die gefürchtete Folge haben können.

Es war ein Augenblick der peinlichsten Spannung und die tiefste Stille herrschte. Niemand schien zu athmen. Jedes Auge war auf denselben Gegenstand gerichtet, der, nicht größer als eine Citrone, auf dem Kopfe des Mädchens sechszig Schritte hin lag – Gott, kommt der Schuß nie?

Er kam. Der Blitz – der Knall – der Feuerstrom – das laute Hurrah – das Vorwärtsspringen – Alles war das Werk eines Augenblickes. Wir sahen den Kürbiß in Stücken umherfliegen, das Mädchen aber stand da wohlbehalten.

Ich lief mit den Uebrigen. Einen Augenblick blendete mich der Rauch. Ich hörte den schrillen Ton der Indianerpfeife und – *das Mädchen war verschwunden*.

Wir eilten an die Stelle, wo sie gestanden hatte und hörten noch ihre Tritte, das Rascheln im Gebüsch, da wir aber ahneten, daß es gegen den Wunsch ihres Bruders sei, folgte ihr Keiner.

Wir sahen die Stücke des Kürbisses umherliegen und fanden den Eindruck des Bleies daran. Die Kugel selbst war in den Baum eingedrungen und Einer der Jäger fing an sie mit seinem Messer herauszugraben.

Der Indianer war unterdeß hinweggegangen und sprach vertraulich mit *Seguin*, neben dem er stand.

Garey hatte das Liebespfand, das bunte Pfeifenfutteral, längst wieder aufgehoben und ihm den früheren Platz angewiesen. Ja er schien dieses Andenken jetzt sogar noch werther zu halten als je.

VIERTES KAPITEL. NOCH EIN SCHUSS.

Ich war in träumerisches Sinnen verfallen, denn die Vorfälle, bei denen ich Zeuge gewesen, beschäftigten meine Gedanken, als eine Stimme, in welcher ich die des alten *Rube* erkannte, mich von neuem aufmerksam machte.

»Jetzt paßt auf, Jungens. Der alte *Rube* wirft das Blei nicht oft weg, aber über diesen Schuß des Indianers komme ich noch, oder Ihr mögt mir die Ohren abschneiden.«

Ein lautes Lachen begleitete diese Anspielung des Alten auf seine Ohren, die er, wie schon erwähnt, bereits verloren hatte. Ja sie waren ihm so dicht am Kopfe abgeschnitten, daß kein Messer noch etwas von ihnen gefunden hätte.

»Wie willst Du das anfangen, *Rube*?« fragte Einer. »Willst Du Dir einen Kürbiß von dem eigenen Kopfe schießen?«

»Wenn Ihr wartet, sollet Ihr es sehen,« antwortete der Alte, indem er nach einem Baum ging und von demselben eine lange schwere Büchse holte, die er sorgsam abwischte.

Die Aufmerksamkeit Aller war nun dem alten Jäger zugewendet und jeder äußerte eine andere Vermuthung

über das Vorhaben *Rubes*. Was konnte er thun wollen, wodurch er den Schuß des Indianers überträfe?

»Ich komme über ihn,« murmelte er, während er sein Schießholz lud, »oder Ihr sollt den kleinen Finger von des alten *Rube* rechter Pfote abhauen.«

Und wiederum lachte man, da alle sahen, daß jener Finger fehle.

»Ja,« fuhr er fort und sah die an, welche um ihn herstanden, »Ihr mögt mich meinetwegen scalpiren, wenn ich es nicht thue.«

Obgleich er das Katzenfell dicht über den Kopf gezogen hatte, so wußte doch Jeder, daß *Rube* bereits seine Kopfhaut eingebüßt hatte.

»Was willst Du denn thun, altes Pferd?«

»Seht Ihr das da?« fragte er, indem er eine kleine Frucht des Pitahaya-Cactus hinhielt, die er eben abgepflückt hatte und von ihren Spitzen reinigte.

»Ja, ja!« riefen mehrere Stimmen.

»Es ist nur halb so groß wie der Kürbiß des Indianers, nicht wahr? Das seht Ihr doch?«

»Jeder Narr kann das sehen.«

»Wenn ich es nun auf sechszig Schritt in die Mitte treffe?«

»Weiter nichts?« fragten ein Paar, denn man hatte etwas ganz anderes erwartet.

»Steck' es auf einen Pfahl,« sagte der Hauptsprecher, »und Jeder von uns schießt es herunter, *Barney* sogar mit seiner alten Muskete; nicht wahr, *Barney*?«

»Ich glaub's, wenn ich es versuchte,« antwortete ein sehr kleiner Mann in einer zerrissenen Uniform, die einmal blau gewesen war. Er war mir schon früher aufgefallen, theils wegen seines eigenthümlichen Anzuges, hauptsächlich aber wegen seines Haares, des *röthesten*, welches ich bisher gesehen. Seine Nationalität war durchaus nicht zu verkennen; ein Narr hätte sie errathen können, um einen Ausdruck der Jäger im Westen zu gebrauchen.

Was hatte einen solchen Menschen hierher gebracht? Ich fragte so und erhielt Aufklärung. Er war Soldat an einem Grenzposten gewesen, Einer von den amerikanischen »Himmelblauen«, und davon gelaufen, wahrscheinlich weil er Langeweile gefühlt hatte oder des Schweinefleisches überdrüssig gewesen war. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht; er wurde *Barney* aus *Cork* genannt.

»Still geschwiegen,« fiel *Rube* ein, der fertig mit dem Laden war; »Ihr seid Schwatzhänse, das seid Ihr. Wer hat von einem Pfahle geredet? Ich habe auch einen Schatz wie der Indianer und sie wird das Ding da halten.«

»Eine Frau? Du eine Frau?«

»Ja, einen Schatz habe ich und ich gebe ihn nicht für zwei von der Art hin, die der Indianer zeigte. Ich werde meinen alten Schatz jetzt holen. Wollt Ihr warten?«

Der verräucherte alte Sünder schulterte seine Büchse und ging in den Wald hinein.

Ich mit mehreren andern, die *Rube* auch noch nicht kannten, glaubten nun wirklich, er habe eine »Alte«. In

der Nähe des Lagers waren allerdings keine Frauen zu sehen, aber sie konnte in dem Walde versteckt sein. Die Jäger dagegen, welche ihn kannten, vermutheten eine Schnurre, was bei dem Alten nichts Seltenes zu sein schien.

Wir blieben nicht lange im Ungewissen. Nach wenigen Minuten kam *Rube* zurück mit seinem »alten Schatze«, nämlich einer langen dünnen Stute, an der man alle Knochen hätte zählen können, und die ihm selbst, bis auf die Ohren, gar nicht unähnlich sah; denn sie hatte Ohren, sogar lange Ohren, wie das Thier, auf welchem Don Quixote die Windmühle angriff. In frühen Jahren mochte sie jene schmutzige gelbe Farbe gehabt haben, die bei den mexikanischen Pferden so häufig ist; Zeit und Narben hatten aber eine Aenderung bewirkt und so herrschten jetzt die grauen Haare vor, namentlich am Kopfe und Halse. Sie litt an einem garstigen Husten oder wenigstens an Engbrüstigkeit. Den Kopf trug sie tief gesenkt; in ihrem einzigen Auge aber – denn nur eins war ihr geblieben – lag etwas, daß sie noch keineswegs gesonnen sei, so bald aus der »süßen Gewohnheit des Daseins« zu scheiden.

»Die Alte« wurde mit lautem Hurrah empfangen.

»Da,« sagte *Rube*, »Ihr mögt lachen und schwatzen bis Ihr Bauchgrimmen habt, Jungens, ich werde doch den Schuß des Indianers übertreffen.«

Manche der Anwesenden wollten das gar nicht bezweifeln und warteten nur ungeduldig, wie es geschehen sollte. Niemand, der den alten *Rube* kannte, zweifelte daran, daß er – wie er es wirklich war – einer der besten Schützen im Gebirge sei und dem Indianer vielleicht völlig gleichkomme, aber die Umstände, unter denen der Letztere seinen Meisterschuß gethan hatte, umgaben ihn mit so viel Glanz. Es fand sich nicht alle Tage ein schönes junges Mädchen, das auf sich schießen ließ wie die Indianerin und nicht jeder Jäger würde auf ein solches Ziel zu feuern gewagt haben. Das Auffallende der That lag in der Neuheit und Eigenthümlichkeit. Wie wollte nun der alte *Rube* den Indianer überbieten? So fragte sich jeder und so wurde endlich *Rube* selbst gefragt.

»Sperrt Euere Fleischfallen auf,« antwortete er, »und Ihr werdet's sehen. Zuerst seht Ihr, daß das stachelige Ding da nicht halb so groß ist als der Kürbiß.«

»Ja,« antworteten mehrere Stimmen. »Das ist eins zu Deinen Gunsten.«

»Und nun noch eins. Der Indianer schoß das Ding vom Kopfe 'runter. Ich kann's vom Schwanze 'runterschießen. Konnte das der Indianer, he! Jungens?«

»Nein! Nein!«

»Schlage ich ihn damit?«

»Ja! Ja! – Hurrah!« schrien mehrere Stimmen unter tollem Lachen und Niemand widersprach, da die Jäger den Spaß ganz sehen wollten.

Rube hielt sie nicht lange auf. Er übergab sein »Schießholz« seinem Freunde *Garey* und führte »seine Alte« an

die Stelle, wo die Indianerin gestanden hatte. Wir erwarteten nun, er werde das Thier so stellen, daß sie uns eine Seite zukehre; aber das würde der Sache das rechte Aussehen genommen haben. *Rube* wählte eine Stelle, wo der Boden zufällig etwas vertieft war und führte sein Pferd so, daß es mit den Vorderbeinen in dieser Grube stand und der Schwanz in Folge davon in die Höhe kam.

Als dies geschehen war, flüsterte er der Alten etwas in's Ohr; dann begab er sich an ihr Hintertheil, legte die kleine Frucht auf die Schwanzwurzel und kam zurück.

Würde die Stute stehen bleiben? Sicherlich. Sie war gewöhnt, an irgend einem Punkte länger zu stehen als jetzt von ihr erwartet wurde. Das Bild, das sie gewährte, da nichts als ihr Hintertheil zu sehen war – vom Schweife war nicht viel mehr übrig – hatte alle Anwesenden zur Lachlust gereizt und viele lachten laut auf.

»Haltet die Mäuler!« rief nun *Rube*, indem er sein Gewehr nahm und anlegte. Alle schwiegen, denn keiner mochte den Schuß stören.

»Nun, Alte, wirf Dein Futter nicht weg,« murmelte der Jäger seiner Büchse zu.

Niemand zweifelte daran, daß er den Gegenstand treffen werde, nach dem er zielte, denn nach einem Gegenstande von solcher Größe schießen die Schützen im Gebirge auf sechszig Schritte oft genug, aber gerade in dem Augenblicke als *Rube* abdrückte, bekam »seine Alte« den Hustenkrampf und die kleine Frucht fiel herunter.

Die Kugel aber war hinaus, streifte das Kreuz des Thieres und ging ihm durch ein Ohr.

Die Richtung der Kugel erfuhr man erst später, ihre Wirkung war aber sogleich sichtbar, denn die Stute, die an ihrem empfindlichsten Theile getroffen war, stieß einen menschenähnlichen Schrei aus, drehete sich äußerst rasch herum, kam im Galopp nach dem Lager und schlug nach allem, was ihr im Wege stand.

Das laute Gelächter der Jäger, die seltsamen Ausrufungen der Indianer, die Viva's der Mexikaner, das Fluchen *Rube's*, alles zusammen bildete ein Gemisch von Tönen, welche das Ohr ganz seltsam berührten und von keiner Feder beschrieben werden können.

FÜNFTES KAPITEL. DER PLAN.

Bald darauf sah ich nach meinem Pferde, als sich ein Hornruf hören ließ, das Signal zur Zusammenkunft. Ich kehrte in das Lager zurück.

Seguin stand an seinem Zelte und hatte das Horn noch in der Hand. Die Jäger sammelten sich um ihn, standen in Gruppen umher und warteten, daß der Hauptmann spreche.

»Cameraden,« begann er endlich, »morgen verlassen wir das Lager und unternehmen einen Zug gegen den Feind. Ich habe Euch zusammenberufen, um Euch meinen Plan mitzutheilen und mir Euern Rath zu erbitten.«

Ein beifälliges Murmeln folgte diesen Worten, denn der Aufbruch aus dem Lager ist für die, welche ein Gewerbe aus dem Kriege machen, immer eine freudige Kunde.

»Viel zu kämpfen werden wir wahrscheinlich nicht haben,« fuhr *Seguin* fort. »Unsere größten Gefahren sind die der Wüste, aber wir wollen versuchen uns so gut als möglich gegen dieselben zu schützen.

»Aus zuverlässiger Quelle habe ich erfahren, daß unsere Feinde in diesem Augenblicke einen großen Raubzug gegen die Städte Sonora und Chihuahua unternehmen wollen. Wenn sie nicht auf Regierungstruppen stoßen, gedenken sie ihr Unternehmen bis Durango auszudehnen. Beide Stämme haben sich dazu vereinigt und man glaubt, daß alle Krieger südwärts ziehen werden, so daß ihr Land unbeschützt bliebe.

»Ich habe deshalb die Absicht, sobald ich erfahren, daß sie aufgebrochen sind, in ihr Gebiet einzufallen und bis zu ihrer Stadt Navajoes vorzudringen.«

»Bravo! Hurrah! Bueno! *Très bien!* So gut wie baar Geld!« und zahlreiche ähnliche Ausrufungen folgten.

»Einige von Euch wissen, welche Absicht ich bei diesem Unternehmen habe, andere wissen es nicht. Deshalb theile ich es Euch Allen mit. Es geschieht um – –«

»Einige Dutzend Scalpe zu holen, was sonst?« unterbrach ein roh aussehender Mann den Hauptmann.

»Nein, *Kirker*,« entgegnete *Seguin*, indem er den Sprecher ansah. »Wir werden nur Frauen finden. Und wer das Haar auf dem Haupte einer Indianerin berührt, thut es auf seine Gefahr. Scalpe von Weibern und Kindern bezahle ich nicht.«

»Und wo wäre da unser Verdienst? Gefangen können wir sie nicht mitnehmen, denn wir werden, denke ich,

genug zu thun haben, uns selbst durch die Wüste zurückzubringen.«

Diese Ansichten schienen die der Andern zu sein, denn sie drückten ihren Beifall darüber aus.

»Ihr werdet nichts einbüßen. Jeder Gefangene, den Ihr macht, wird gezählt und nach unserer Rückkunft bezahlt. Ich stehe dafür.«

»Damit sind wir zufrieden, Hauptmann,« riefen mehrere Stimmen.

»Also merkt es Euch, keine Weiber und keine Kinder. Was Ihr erbeutet, ist nach unsern Gesetzen Euer Eigenthum, aber vergießt kein Blut, das geschont werden kann. Wir haben vergossen genug. Verpflichtet Ihr Euch alle dazu?«

»Ja – Alle! *Yes! Oui! Si! Todos!*« rief eine Menge von Stimmen, denn jeder antwortete in seiner Sprache.

»Die, welche damit nicht einverstanden sind, mögen sprechen.«

Es folgte eine tiefe Stille; alle verpflichteten sich, wie es der Führer gewünscht hatte.

»Ich freue mich, daß Ihr einstimmig seid. Nun will ich auch meinen Zweck vollständig mittheilen. Es ist recht und billig, daß Ihr ihn kennet. Wir suchen unsere Freunde und Verwandte, die Jahre lang bei unsern wilden Feinden gefangen gewesen sind. Manche unter uns haben Verwandte verloren, – Frauen, Schwestern, Töchter.«

Ein zustimmendes Gemurmél folgte, namentlich von den Männern in mexikanischer Kleidung.

»Ich selbst gehöre zu diesen!« fuhr *Seguin* fort und seine Stimme bebte leicht. »Vor vielen Jahren ist mir von den Navajoes ein Kind geraubt worden. Erst vor kurzem erfuhr ich, daß es, eine Tochter, noch lebt und zwar nebst vielen andern weißen Gefangenen in der Hauptstadt. Wir wollen sie befreien und sie ihren Freunden und ihrer Heimath wiedergeben.«

»Ja, wir holen sie! *Vive le capitaine! Viva el gefe!*« rief man ihm entgegen.

Als es wieder ruhig geworden war, fuhr *Seguin* fort:

»Ihr kennt nun unsere Absicht und habt ihr beige-stimmt. Jetzt will ich Euch den Plan vorlegen, wie ich sie zu erreichen gedenke.«

Er schwieg wiederum eine Zeitlang und auch von den Leuten sprach niemand.

»Durch drei Pässe,« fuhr er endlich fort, »können wir von dieser Seite aus in das Indianer-Gebiet gelangen; zuerst auf dem westlichen Puerco und dieser Weg würde uns gerade nach den Städten der Navajoes führen.«

»Warum wählen wir also nicht diesen Weg?« fragte Einer der Jäger, ein Mexikaner. »Bis zu den Pecos-Städten kenne ich ihn genau.«

»Weil wir durch diese Pecos-Städte nicht würden kommen können, ohne von Kundschaftern der Navajoes gesehen zu werden. Es sind immer einige da. Ja noch mehr,« fuhr *Seguin* mit einem Blicke fort, der eine geheime Bedeutung zu haben schien, »wir würden nicht weit an dem del Norte hinaufkommen ohne daß den Navajoes unsere Ankunft verrathen wäre. Wir haben Feinde in der Nähe.«

»Das ist wahr!« sagte ein spanischer Jäger.

»Erführen Sie etwas von unserer Ankunft, so würden wir, das sehet Ihr ein, den Weg umsonst gemacht haben, selbst wenn die Krieger nach dem Süden gezogen wären.«

»Sehr wahr!« bemerkten einige Stimmen.

»Aus demselben Grunde können wir den Paß von Polvidera nicht wählen, abgesehen davon, daß auf beiden Wegen keine Aussicht ist, Wild zu treffen und mit unserem jetzigen Vorrathe können wir einen Zug nicht unternehmen. Wir müssen durch ein Wildpretland ziehen, ehe wir die Wüste betreten.«

»Das ist richtig, Hauptmann, aber wir werden auch wenig Wild finden, wenn wir über die alte Erzgrube ziehen. Welchen andern Weg können wir wählen?«

»Es giebt einen bessern. Wir schlagen uns nach Süden und dann westlich über die Llanos nach der alten Mission. Von da können wir uns nördlich nach dem Lande der Apachen wenden.«

»Ja, das ist der beste Weg, Hauptmann.«

»Wir haben zwar einen längern Ritt, aber mit Vortheilen. Auf den Llanos finden wir wilde Rinder oder Büffel. Uebrigens können wir da unsere Zeit absehen, da wir uns in den Piñon-Bergen, welche den Kriegspfad der Apachen überragen, verstecken und unsern Feind abziehen sehen können. Sind sie fort nach Süden, so gehen wir über die Gila und halten uns an den Prieto. Haben wir unsern Zweck erreicht, können wir auf dem nächsten Wege zurückkehren.«

»Bravo! Viva! Das ist richtig! Hauptmann, das ist gewiß der beste Plan!« lauteten einige der Ausdrücke, mit denen die Jäger ihre Zustimmung zu der Auseinandersetzung zu erkennen gaben. Dagegen sprach gar Niemand. Der Name Prieto klang ihnen wie Musik; er war ein Zauberwort, der Name des weit und breit berühmten Flusses, an dessen Ufer die Jägersagen so lange Zeit El dorado, – den Goldberg verlegt hatten. Gar manche Geschichte von dieser gerühmten Gegend war an der Jäger Lagerfeuer erzählt worden und alle stimmten darin überein, daß dort Gold in Klumpen an der Oberfläche liege und die Flüsse mit seinen glänzenden Körnern fülle. Schon oftmals hatten die Jäger von einem Zuge nach diesem unbekannten Lande gesprochen und kleine Gesellschaften sollten sogar dahin gekommen sein, aber Keiner von allen diesen Abenteurern war jemals zurückgekommen.

Jetzt sahen die Jäger zum erstenmale die Aussicht vor sich, in aller Sicherheit in jene Gegend zu gelangen und ihre Phantasie spielte ihnen tausend reizende Bilder vor. Nicht wenige hatten sich *Seguins* Schaar angeschlossen weil sie hofften, dieser Zug würde einmal unternommen und das »Goldgebirge« erreicht werden.

»Morgen also brechen wir auf,« setzte der Führer hinzu. »Jetzt geht und trifft Anstalten; mit der Morgendämmerung reiten wir.«

Die Jäger gingen, um nach ihren sieben Sachen zu sehen, was bald geschehen war, denn diese rauhen Männer belästigen sich nicht mit vielem Gepäck.

Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und sah eine Zeit lang meinen seltsamen Genossen zu.

Endlich kam der Sonnenuntergang oder die Nacht, denn in dieser Gegend ist dies gleichbedeutend. In die Feuer, die hoch aufloderten, wurden frische Holzstücke geworfen. Die Männer saßen um dieselben her, kochten, aßen, rauchten, sprachen laut und lachten über Geschichten aus ihrem abenteuerlichen Leben. Das rothe Flammenlicht fiel auf ihre wilden dunkelfarbigen Gesichter, die in der Glut noch um vieles dämonischer erschienen. Die Bärte sahen dunkler, die Zähne weißer aus, die Augen tiefer eingesunken, blitzender und unheimlicher. Man sah malerische Trachten – Turbane, spanische Hüte und Federn, – Stutzen und Büchsen lehnten an den Bäumen, hohe Sättel lagen auf Baumstämmen, – Zäune hingen an den Aesten – und Streifen gedörrten Fleisches vor den Zelten, neben Stücken von Wild, das noch rauchte und tropfte von Fett. Die rothe Farbe auf der Stirn der indianischen Krieger glänzte im Dunkel wie Blut. Es war ein ebenso wildes als kriegerisches Bild, – ein Bild, wie man es nur in dem Lager von Guerillas – Räubern – *Menschenjägern* sehen kann.

SECHSTES KAPITEL. EL SOL UND LA LUNA (SONNE UND MOND).

»Kommen Sie,« sagte *Seguin*, indem er mir auf den Arm klopfte, »unser Abendessen ist bereit; ich sehe, daß der Doctor winkt.«

Ich ließ mir dieß nicht wiederholen, denn die kühle Abendluft hatte die Eßlust gereizt.

Wir traten an das Zelt, vor welchem das Feuer brannte, an dem der Doctor, *Godé* und ein Diener das leckere Abendgericht vollends bereiteten. Ein Theil davon war bereits in das Zelt hineingetragen worden. Wir folgten und setzten uns auf Sättel und Decken.

»Doctor,« sagte *Seguin*, »Sie haben sich heute als vortrefflichen Koch bewiesen.«

»Ach, Herr Hauptmann, ich habe auch vortreffliche Hilfe durch *Godé* gehabt.«

»Nun wir werden es uns munden lassen. Langt alle zu.«

»*Oui, monsieur le capitaine*,« antwortete *Godé*, der eifrig zulangte. Der Canadier war stets in seinem Elemente, wenn es viel zu kochen und zu essen gab.

Diesmal hatten wir Beefsteaks von wilden Rindern, gebratene Wildrippen, gedörrte Büffelzungen, Tortillos und Kaffee. Die beiden letztern hatte der Diener bereitet; in der Zurichtung des Fleisches war *Godé* Meister. Aber er hatte noch einen besonderen Leckerbissen in Bereitschaft, den er endlich mit triumphirender Miene herbeibrachte.

»*Voici, messieurs*,« sagte er und setzte sein Gericht hin.

»Was ist das, *Godé*?«

»*Fricassée, monsieur*.«

»Von was, *Godé*?«

»Von die Frosch, von die groß Frosch. *Voulez-vous*?«

»Nein, ich danke.«

»Ich bitte darum, *Godé*,« sagte dagegen *Seguin*.

»Ich auch, *Godé*,« fiel der deutsche Doctor ein; »Froschfricassée ist delicat.« Und er hielt seinen Teller hin.

Godé hatte bei einem Gange an dem Flusse hin in einer Lache Riesenfrösche gefunden und das Fricassée war die Folge davon. Ich hatte damals meinen Widerwillen gegen diese Thiere noch nicht überwunden und schlug demnach zum großen Erstaunen des Voyageur das leckere Gericht aus.

Während unseres Tischgesprächs erfuhr ich auch Einiges aus der Lebensgeschichte des Doctors, was mit dem, was ich bereits von ihm kannte, den alten Mann mir sehr interessant machte.

Bis dahin hatte ich mich immer verwundert, was wohl ein Mann von seinem Character in einer Gesellschaft wie die der Scalpjäger zu schaffen haben könne.

Er hieß Friedrich Richter, war aus Köln gebürtig und früher ein ziemlich angesehener Arzt gewesen. Die Liebe zu seiner Wissenschaft, besonders aber zur Botanik, hatte ihn aus seiner rheinischen Heimath vertrieben; er war nach Amerika ausgewandert und nach dem fernen Westen gegangen, um die Pflanzen dieser unbekannten Gegend zu studiren. Mehrere Jahre hatte er in dem großen Mississippi-Thale sich aufgehalten, dann sich einer der St. Louis-Caravanen angeschlossen und war mit derselben über die Prairien nach der Oase Neu-Mexicos gekommen. Bei seinen wissenschaftlichen Wanderungen am del Norte war er mit den Scalpjägern zusammengetroffen

und, da er mit ihnen die Gelegenheit erhielt noch unerforschte Gegenden kennen zu lernen, hatte er sich erboten sie zu begleiten. Seiner ärztlichen Kunst wegen war sein Anerbieten mit Freuden angenommen worden und so hatte er bereits seit zwei Jahren ihre Gefahren und Mühseligkeiten getheilt.

Er hatte manche Gefahr bestanden, manche Entbehrung ertragen aus Liebe zu seiner Wissenschaft, vielleicht auch in der ehrgeizigen Hoffnung, seine seltene *flora* den Gelehrten Europas vorlegen zu können. Armer Richter! Es war ein Traum, der nimmer in Erfüllung gehen sollte.

Unsere Abendmalzeit war zu Ende und wurde mit einer Flasche El Paso hinuntergespült. Davon, wie von Taos-Branntwein gab es große Vorräthe im Lager und das helle Lachen, das zu uns herüberschallte, bewies, daß die Jäger reichlich davon genossen.

Der Doctor und *Godé* stopften sich ihre Pfeifen, während wir, *Seguin* und ich, unsere Maiscigarren anzündeten.

»Aber sagen Sie mir,« wendete ich mich an *Seguin*; »wer ist der Indianer, welcher den Tellsschuß that?«

»*El Sol*, – ein Coco.«

»Ein Coco?«

»Aus dem Maricopas-Stamme.«

»Das macht mich nicht klüger als vorher. So viel wußte ich bereits.«

»Wer sagte es Ihnen?«

»Ich hörte den alten *Rube* davon sprechen.«

»Er muß ihn allerdings kennen,« bemerkte *Seguin* und schwieg.

»Nun?« fuhr ich fort, denn ich wünschte mehr zu erfahren.

»Wer sind die *Maricopas*? Ich habe nie von ihnen gehört.«

»Sie sind auch ein wenig bekannter Stamm, ein Volk merkwürdiger Menschen, Feinde der *Apachen* und *Navajoes*. Ihr Gebiet liegt an der *Gila* unten. Ursprünglich kamen sie von dem Stillen Meere her, – von den Küsten des kalifornischen Meeres.«

»Der Mann ist aber unterrichtet, er scheint es wenigstens zu sein. Er spricht Englisch und Französisch so gut als Sie und ich. Er scheint talentvoll, artig, mit einem Worte, ein Gentleman zu sein.«

»Das alles ist er.«

»Ich verstehe das nicht.«

»So will ich es Ihnen erklären. Der Mann erhielt seine Bildung auf einer der ersten Universitäten Europa's, hat viele Reisen gemacht und vielleicht mehr Länder gesehen, als irgend Einer von uns!«

»Ein Indianer! Wie machte er dies möglich?«

»Durch das, was schon oftmals unbedeutende Menschen (zu denen *El Sol* nicht gehört) in den Stand gesetzt hat, Großes auszuführen oder wenigstens sich das Ansehen zu geben, – durch Gold.«

»Gold! Und woher bekam er das Gold? Wie ich immer gehört habe, besitzen die Indianer wenig davon. Die

Weißten haben ihnen alles genommen, das sie sonst besaßen.«

»Im Allgemeinen ist dies wahr und auch bei den Maricopas. Es gab eine Zeit, in welcher sie Gold in großer Menge besaßen, sowie Perlen aus dem rothen See. Das ist dahin, wohin werden die Väter Jesuiten sagen können.«

»Aber dieser Mann, *El Sol*?«

»Er ist ein Häuptling und hat nicht all' sein Gold verloren. Er besitzt noch genug davon und es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich dasselbe von den frommen Vätern ablocken läßt, – nein, denn er hat die Welt gesehen und kennt den Werth dieses glänzenden Metalles.«

»Ist auch seine Schwester gebildet?«

»Nein, die arme Luna ist noch eine Wilde, aber er giebt ihr in manchen Dingen Unterricht. Er kam freilich erst kürzlich nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren zu seinem Stamme zurück.«

»Ihre Namen sind seltsam, – »Sonne« – »Mond!«

»Sie wurden ihnen von den Spaniern in Sonora gegeben, sind aber nur die Uebersetzung ihrer indianischen.«

»Warum sind sie hier?«

Diese Frage sprach ich nur zögernd aus, da irgend eine besondere Geschichte dabei ins Spiel kommen konnte.

»Theilweise aus Dankbarkeit gegen mich, glaube ich,« antwortete *Seguin*. »Ich rettete *El Sol*, als er noch ein Knabe war, aus den Händen der Navajoes. Vielleicht aber

auch aus einem andern Grunde. Aber kommen Sie,« unterbrach er sich, denn er schien dem Gespräche eine andere Wendung geben zu wollen, »Sie sollen unsere indianischen Freunde näher kennen lernen. Er ist ein Gelehrter und wird Sie interessiren. Aber wahren Sie Ihr Herz vor der lieblichen Luna! – Vicente, lauf nach dem Zelte des Cocohäuptlings und bitte ihn, zu uns zu kommen und einen Becher Wein mit uns zu trinken; sage ihm, er möge auch seine Schwester mitbringen.«

Der Diener eilte durch das Lager. Während seiner Abwesenheit sprachen wir über den bewunderungswürdigen Schuß, den der Coco gethan hatte.

»Ich habe ihn niemals sein Ziel fehlen sehen,« sagte *Seguin*. »Es sieht das wahrhaft geheimnißvoll und unheimlich aus. Das Treffen scheint bei ihm reines Wollen zu sein. Es muß nothwendig noch etwas anderes als scharfer Blick und Ruhe dabei thätig sein. Außer ihm habe ich nur noch einen Mann gekannt, welcher diese merkwürdige Fähigkeit besaß.«

Der letzte Theil dieser Erzählung wurde halb wie ein Selbstgespräch gesprochen und *Seguin* saß darauf schweigend und in Gedanken versunken da.

Ehe das Gespräch wieder aufgenommen wurde, traten *El Sol* und dessen Schwester in das Zelt und *Seguin* stellte uns einander vor. Nach wenigen Augenblicken befand ich mich in lebhafter Unterhaltung mit *El Sol* und zwar weder über Pferde, noch Gewehre, noch Scalps, noch Krieg oder Blut oder irgend etwas Aehnliches. Wir besprachen einen botanischen Gegenstand – die Verwandtschaft der

verschiedenen Formen der Cactusfamilie. Ich wußte weit weniger als er und wohl zwei Stunden lang saßen wir da, sprachen von ähnlichen Dingen und rauchten. Dabei bemerkte ich auf der Zeltleinwand den Schatten eines Mannes und als ich hinaussah, was ich thun konnte, ohne aufzustehen, erkannte ich ein Jagdhemd mit einem gestickten Pfeifenfutteral auf der Brust.

Luna saß neben ihrem Bruder und nähete Büffelledersohlen auf ein Paar Moccassins. Es entging mir nicht, daß ihre Gedanken umher zu wandern schienen und daß sie oftmal aus dem Zelte hinausblickte. Einmal stand sie auf und ging hinaus.

Nach einiger Zeit kam sie zurück und ich konnte das Liebeslicht in ihren Augen strahlen sehen.

El Sol verließ uns endlich mit seiner Schwester und bald darauf wickelten wir uns in unsere Decken, um zu schlafen.

SIEBENTES KAPITEL. DIE KRIEGSSTRAFE.

Mit der ersten Morgendämmerung saßen wir zu Pferde und ritten durch den Fluß an das andere Ufer hinüber. Bald kamen wir aus dem Walde heraus und gelangten in die sandigen Ebenen, die sich westlich nach den Mimbres-Bergen hinzogen. Ueber diese Ebenen ritten wir in südlicher Richtung über lange Sanddünen hin, die sich von Ost nach West zogen. Unsere Pferde sanken oftmal bis über die Fessel ein. Wir befanden uns in dem westlichen Theile der Jornada (der »Todesreise«) und ritten

in Indianerart, d. h. Einer hinter dem Andern, wie alle Indianer und Jäger auf dem Marsche. Die schmalen Waldpfade und engen Gebirgspässe lassen nichts anderes zu. Selbst auf einer Ebene hatte unsere Reiterschaar eine Länge von wohl einer Viertel (englischen) Meile. Die Arrieros folgten mit den Maulthieren.

Am ersten Tage machten wir nicht »Mittag«. Es gab auch weder Gras noch Wasser und ein Anhalten in der heißen Sonnenglut würde uns nicht erfrischt haben. Bald am Nachmittag wurde eine dunkle Linie sichtbar, die sich über die Ebene zog. Als wir näher kamen, erhob sich eine grüne Wand vor uns und wir erkannten Baumwollenbäume. Die Jäger wußten, daß dieselben an dem Paloma standen. Bald gelangten wir in ihren Schatten, erreichten die Ufer eines klaren Flusses und machten Halt für die Nacht.

Unser Lager zeigte weder Zelte noch Hütten. Die, welche wir am del Norte gebraucht hatten, waren da versteckt worden. Wir konnten uns bei unserm Unternehmen nicht mit Lagergepäck beschweren. Die Decke eines jeden war sein Haus, sein Bett, sein Mantel.

Es wurden Feuer angezündet und Fleischstücke gebraten, da uns der Ritt ermüdet hatte – der erste thut dies stets – so lagen wir bald im Schlafe. Am nächsten Morgen rief uns das Horn auf. Es bestand eine gewisse militairische Einrichtung in der Schaar und Jeder kannte die Cavallerie-Signale. Das Frühstück war bald bereitet und verzehrt; die Pferde wurden herbeigeholt und gesattelt und nach einem zweiten Signale brachen wir auf.

So ging es ziemlich gleich mehrere Tage hintereinander. In der Wüste trafen wir bald Salbeibüsche, bald Cactusklumpen, bald Dickichte von Kreosotbüschen, die ihren häßlichen Gestank verbreiteten. Am vierten Abende lagerten wir an der »Kuhquelle« am östlichen Rande der Llanos.

Ueber den westlichen Theil dieser ungeheuren Prairie zieht sich der Kriegspfad der Apachen südlich nach Sonora. In der Nähe steigt ein hohes Gebirg aus derselben empor, das Piñon heißt und von dem man den Kriegspfad übersehen kann.

Dies wollten wir erreichen und uns unter den Felsen – bei einer wohlbekannten Quelle versteckt halten, bis unsere Feinde vorübergekommen sein würden; aber da mußten wir quer über den Kriegspfad hinweg und unsere eigenen Spuren konnten uns verrathen. Diese Verlegenheit hatte *Seguin* übersehen. Einen andern Punkt als den Piñon gab es nicht, der uns Versteck gewährt und erlaubt hätte die Feinde zu beobachten. Wir mußten demnach nothwendig das Gebirg erreichen; wie aber ohne über den Kriegspfad zu ziehen?

An der Kuhquelle berief *Seguin* die Leute zusammen, um ihnen den schwierigen Fall vorzulegen.

»Wir wollen uns ausbreiten,« sagte ein Jäger, »so daß sie nur hie und da eine Spur finden.«

»Denkst Du denn, ein Indianer sähe Pferdetritte ohne ihnen zu folgen? Mit dem Vorschlage ist es nichts.«

»So können wir die Hufe der Pferde umwickeln,« meinte der erste Sprecher.

»Damit würden wir die Sache nur schlimmer machen. Ich habe die List einmal versucht und meinen Scalp dabei fast verloren. Nur ein blinder Indianer läßt sich so täuschen.«

»Wenn sie auf dem Kriegspfade sind, werden sie nicht so genau hinsehen, verlasset Euch darauf. Ich sehe also nicht ein, warum es nicht gehen sollte.«

Die meisten Jäger stimmten dem Widersprechenden dann bei, daß die Indianer so viele Spuren von umwickelten Pferdehufen bemerken und vermuthen würden, es sei »nicht richtig«. Das »Umwickeln« wurde also aufgegeben. Was nun? Der Jäger *Rube*, der bis dahin nicht gesprochen hatte, erregte die Aufmerksamkeit, indem er laut rief: »Bst!«

»Nun, was weißt Du zu sagen, Alter?« fragte Einer aus der Schaar.

»Ihr seid Alle zusammen, wie ich Euch da sehe, so dumme Kerls, daß Ihr mich dauert. Ich will mit einem ganzen Haufen Pferde hinreiten, ohne eine Spur zu hinterlassen, welcher ein Indianer folgen könnte, besonders wenn sie in den Krieg ziehen wie jetzt.«

»Wie?« fragte *Seguin*.

»Das will ich Dir sagen, Hauptmann, wenn Du mir sagen willst, warum wir über den Kriegsweg reiten sollen.«

»Nun um uns in dem Piñon-Gebirge zu verstecken.«

»Wie willst Du Dich da verstecken ohne Wasser?«

»Es ist eine Quelle am Fuße.«

»Das ist so wahr als ständ's in der Bibel; ich weiß das, aber gerade an dieser Quelle werden die Indianer sich

lagern, wenn sie nach Süden ziehen. Wie wollen wir dahin kommen, ohne gesehen zu werden, ohne uns durch Spuren zu verrathen? Das kann ich nicht begreifen.«

»Du hast Recht, *Rube*, wir können zu der Quelle nicht gelangen, ohne deutliche Spuren zu hinterlassen und gerade da werden die Indianer Halt machen.«

»Ich sehe überhaupt keinen Nutzen darin, daß wir jetzt über die Prairie ziehen. Wir können Büffel jagen, bis sie vorbei sind. Meine Meinung ist, ein Dutzend von uns in dem Piñon zur Beobachtung der Indianer sind genug.«

»Und die Uebrigen sollen hier bleiben?«

»Hier nicht. Nach Norden zu wollen wir gehen und dann westlich über die Berge. Es läuft da ein Wasser durch. Gras und Wasser ist da genug.«

»Warum denn aber nicht lieber gleich hier bleiben?«

»Hauptmann, weil es Einigen der Indianer gerade in den Kopf kommen könnte, sich auch hierher zu wenden. Wir würden darum auch wohl thun, wenn wir blinde Spuren machten, wenn wir abziehen.«

Die Gründe *Rube's* schienen Allen einzuleuchten, am meisten *Seguin* selbst, und so wurde denn beschlossen, diesem Rathe zu folgen. Die Vedette-Partei wurde ausgewählt und die Uebrigen mit den Maulthieren zogen in nordwestlicher Richtung ab, nachdem die Spuren an der Quelle verwischt waren.

Sie sollten sich nach den Mezquit-Bergen wenden, die zehn oder zwölf Meilen weit entfernt waren und sich dort am Flusse verborgen halten, bis sie die Aufforderung erhielten, sich uns anzuschließen.

Die Vedette, zu welcher ich gehörte, zog westlich über die Prairie. Sie bestand aus *Rube*, *Garey*, *El Sol*, dessen Schwester, *Sanchez*, einem ehemaligen Stierkämpfer und einem halben Dutzend Anderer. *Seguin* selbst war unser Führer.

Ehe wir die Quelle verließen, hatten wir die Eisen von unsern Pferden genommen und die Nagellöcher in den Hufen mit Thon gefüllt, so daß ihre Spuren für die von wilden Mustangs gehalten werden konnten. Wir mußten solche Maßregeln brauchen, denn wir wußten, daß unser Leben vielleicht davon abhing.

Als wir an die Stelle kamen, wo der Kriegspfad über die Prairie ging, trennten wir uns, so daß wir eine halbe Meile auseinander waren. In dieser Weise ritten wir nach dem Piñon, wo wir uns wieder zusammenfanden und am Fuße des Gebirges nördlich hinritten.

Die Sonne war unter, als wir die Quelle erreichten, und wir waren den ganzen Tag über geritten. Sie befand sich dicht am Fuße der Berge unter Baumwollenbäumen und Weiden. Unsere Pferde führten wir nicht dahin, sondern ritten in eine Schlucht hinein und versteckten sie da in einem Dickicht von Nußfichten, wo wir die Nacht verbrachten.

Am andern Morgen musterten wir unser Versteck. Vor uns befand sich ein niedriger mit losen Steinen und einzelnen Nußfichten bedeckter Bergrücken. Er trennte die Schlucht von der Ebene und von dem Gipfel aus, den ein Wald verdeckte, übersahen wir das Wasser, den Kriegspfad der Indianer so wie die Llanos, die sich fernhin nach

Norden, Süden und Osten streckten. Wir konnten für unsern Zweck keinen bessern Platz finden.

Früh mußten wir hinuntergehen, um Wasser zu holen. Wir hatten zu diesem Zweck Gefäße bei uns, füllten sie, sorgten aber, keine Fußstapfen in dem weichen Boden zurückzulassen.

Am ersten Tage hielten wir unausgesetzt Wache, aber es zeigten sich keine Indianer. Hirsche, Antelopen und eine kleine Heerde Büffel erschienen an der Quelle und streiften dann von neuem auf den grünen Wiesen umher. Es war ein verlockender Anblick, denn wir hätten leicht zum Schusse kommen können, aber wir wagten es nicht, sie zu berühren, weil wir wußten, daß die indianischen Hunde das frische Blut wittern würden.

Abends holten wir wiederum Wasser, ja wir gingen zweimal, denn unsere Pferde fingen an vom Durste zu leiden. Am nächsten Tage streiften unsere Blicke ebenfalls am nördlichen Horizonte umher. *Seguin* besaß ein kleines Fernrohr und wir konnten ziemlich dreißig Meilen weit über die Prairie sehen, aber noch immer ließ sich kein Feind entdecken.

Der dritte Tag verging ebenso erfolglos und wir fingen an zu fürchten, die Krieger könnten einen andern Weg genommen haben. Noch ein anderer Umstand machte uns besorgt: wir hatten bereits fast unsern ganzen Lebensmittelvorrath aufgezehrt und fingen an, die rohen Nüsse zu kauen. Ein Feuer, um sie zu braten, wagten wir nicht anzuzünden. Die Indianer können den Rauch aus weiter Ferne »lesen«.

Der vierte Tag kam, aber noch kein Zeichen am nördlichen Horizonte. Wir fingen an zu hungern. Die Nüsse reichten nicht hin. An der Quelle befand sich Wild genug: Einer erbot sich dann, sich unter die Weiden zu legen und eine Antelope oder einen schwarzwänzigen Hirsch zu schießen.

»Das dürfen wir nicht wagen,« sagte *Seguin*, »ihre Hunde würden das Blut finden und wir wären verrathen.«

»Ich kann eines herbeischaffen ohne einen Tropfen Blut zu vergießen,« sagte ein mexikanischer Jäger.

»Wie?« fragten mehrere gleichzeitig.

Der Mann zeigte auf seinen Lasso.

»Aber Deine Fußstapfen? Sie würden bei dem Kampfe tief genug sein.«

»Wir können sie verwischen, Capitain.«

»So mache einen Versuch,« meinte der Hauptmann.

Der Mexikaner lösete seinen Lasso von dem Sattel und ging mit einem Cameraden an die Quelle. Sie krochen unter den Weiden hin und lauerten. Wir sahen ihnen von oben herunter zu.

Sie mochten etwa eine Viertelstunde da gelegen haben, als eine Heerde Antelopen von der Ebene daherkam. Sie begaben sich geraden Wegs nach der Quelle, eine hinter der andern und waren bald bei den Weiden, wo die Jäger sich versteckt hatten. Da machten sie plötzlich Halt, hielten die Köpfe hoch und schnoberten. Sie hatten die Gefahr bemerkt, für die Vorderste aber war es zu spät, um sich zu wenden und zu fliehen.

»Da sauset der Lasso!« rief Einer.

Wir sahen die Schlinge fliegen und um den Kopf des Thieres fallen. Die Heerde drehte sich sogleich um, die erste aber war gefangen und nach einigen Sätzen stürzte sie und lag bewegungslos da.

Der Jäger trat unter den Weiden hervor, faßte das erwürgte Thier und trug es nach dem Eingange der Schlucht. Sein Camerad verwischte die Fußstapfen. Nach wenigen Minuten waren sie bei uns; die Antelope wurde abgehäutet und roh verzehrt. Unsere Pferde magereten ab in Folge des Hungers und Durstes. Wir scheuten uns zu oft nach Wasser zu gehen, obgleich wir mit der Zeit minder vorsichtig wurden. Der geschickte Jäger fing noch zwei Antelopen.

Die Nacht des vierten Tages war mondenhell. Die Indianer reiten oft im Mondenschein, besonders wenn sie in den Krieg ziehen. Wir hielten deshalb Wache wie am Tage und hatten diesmal besondere Hoffnung. Die Nacht war gar zu lieblich. Diesmal hatten wir uns auch nicht getäuscht. Gegen Mitternacht weckten uns die Wachen; weit im Norden zeigten sich dunkle Gestalten. Es konnten Büffel sein, aber wir erkannten, daß sie sich näherten. Wir strengten Alle unsere Augen an – – Es flimmerte; – das mußten Waffen sein.

»Pferde! Reiter! Es sind die Indianer!«

»Gott, Cameraden, wir sind doch wahrhaftig wahnsinnig: *unsere Pferde können wiehern!*«

Wir eilten auf der Stelle unserm Führer nach den Berg hinunter über Felsenstücke hinweg, zwischen den Bäumen hindurch nach dem Dickicht, in welchem unsere

Pferde angebunden waren. Es konnte schon zu spät sein, denn die Pferde hören einander meilenweit und in der reinen elastischen Luft dieser Hochebenen schwingt jede Erschütterung sehr weit. Wir kamen endlich an. Was that *Seguin*? Er hatte die Decke unter dem Sattel hervorgerissen und verhüllte damit den Kopf seines Pferdes.

Wir folgten seinem Beispiele – ohne ein Wort zu sprechen – denn wir sahen ein, daß dies das Beste war.

Nach wenigen Minuten fühlten wir uns wieder sicher und kehrten zu unserm Beobachtungsposten auf dem Berge zurück.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn als wir den Gipfel wieder erreichten, konnten wir bereits das Rufen der Indianer, das Pferdegetrappel auf der harten Ebene und einzelnes Wiehern hören, da die Pferde das Wasser witterten. Die vordersten näherten sich der Quelle und wir konnten die lange Reihe der Reiter bis zum fernsten Horizonte überblicken.

Immer näher kamen sie und wir konnten die Fähnchen und glitzernden Spitzen der Lanzen erkennen; wir konnten die halbnackten Körper deutlich im hellen Mondenschein wahrnehmen.

In kurzer Zeit waren die vordersten an das Gebüsch herangeritten, hielten an und ließen ihre Thiere trinken. Einer nach dem andern wendete dann um, trabte eine kurze Strecke über die Prairie, sprang ab und begann

abzuschirren. Offenbar hatten sie die Absicht, die Nacht über da zu bleiben.

Fast eine Stunde lang dauerte es, bis der letzte heran gekommen war und zweitausend Krieger mit ihren Pferden sich unter uns auf der Ebene befanden.

Wir beobachteten ihre Bewegungen, ohne zu fürchten von ihnen gesehen zu werden. Wir lagen hinter den Felsen und unsere Gesichter bargen zum Theil die Blätter. Deutlich konnten wir so alles sehen und hören, was vorging, denn die Indianer waren nicht über dreihundert Ellen von uns entfernt.

Sie pflöckten ihre Pferde in einem weiten Kreise an weit draußen auf der Ebene, denn dort war das Gras größer und üppiger als unmittelbar in der Nähe der Quelle. Sie schirrten die Thiere ab, d. h. sie nahmen die Haarzäume, die Büffelhäute, die Bärenfelle herunter; Sattel hatten wenige. Wenn sie in den Krieg ziehen, pflegen die Indianer sie nicht zu verwenden.

Jeder stieß seine Lanze in den Boden und lehnte seinen Schild, seinen Bogen und Köcher daran wie seine Büffel- oder Bärenhaut. Das ist sein Zelt und Bett.

Die Lanzen bildeten bald eine Front von wenigstens siebenhundert Ellen und so hatten sie ihr Lager mit einer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit geordnet, daß sie selbst die Jäger von Vincennes übertrafen.

Sie lagerten in zwei Haufen, denn es waren zwei Schaaren – die Apachen und die Navajoes. Die Letzteren waren minder zahlreich und am weitesten von uns entfernt.

Wir hörten sie mit ihren Tomahawks in dem Dickicht unten am Berge hacken und konnten sehen, wie sie Haufen Holz in die Ebene trugen und Feuer anmachten. Die Wilden kauerten um dieselben her und kochten ihre Abendmahlzeit. Wir konnten die hellfarbigen Malereien auf ihren Gesichtern und ihrer Brust sehen. Einige waren roth, als wären sie mit Blut bestrichen: andere glänzend schwarz; noch andere schwarz an der einen Seite des Gesichtes und roth oder weiß auf der andern; einige davon waren gefleckt wie Hunde, andere gestreift oder gegittert. Auf ihren Wangen und ihrer Brust waren Thiergestalten eintätowirt – Wölfe, Panther, Bären, Büffel – und diese wie andere häßliche Bilder waren in dem hellen Lichtscheine der gewaltigen Feuer deutlich erkenntlich. Auf der Brust Einiger war eine rothe Hand gemalt und an nicht wenigen, gleichsam als ihre Devise, ein Todtenkopf zu erkennen.

Das sind ihre Wappen und ihre Annahme beruht auf den gleichen Ansichten, nach welchen bei uns Wappen auf die Wagen gemalt, auf die Knöpfe der Diener gepreßt oder in das Petschaft geschnitten werden. Es ist dies die Eitelkeit in der Wildniß, die sich von jener im civilisirten Leben nicht unterscheidet.

Und was sahen wir? Glänzende Helme von Erz und Stahl mit nickenden Straußenfedern! Bei den Wilden?

Woher diese? – Von den Cuirassieren in Chihuahua, den armen Teufeln, die bei einer Gelegenheit von den wilden Lanzenreitern gar viel leiden mußten.

Wir sahen das rothe Fleisch an Spießen von Weidenholz über den Feuern zischen und sprudeln. Wir sahen die Indianer die Nüsse in die Kohlen werfen und die gerösteten wieder hervorholen. Wir sahen sie ihre Tabakpfeifen anzünden und den blauen Rauch von sich blasen. Wir sahen sie gesticuliren, während sie einander ihre blutigen Abenteuer erzählten. Wir hörten sie schreien und lachen – wie ganz anders als die Wilden im Walde!

Zwei Stunden lang beobachteten wir ihre Bewegungen und hörten auf ihre Stimmen. Dann wurde unsere Wache bei den Pferden aufgestellt und von den Indianern breitete einer nach dem andern das Fell hin, wickelte sich in die Decke und schlief.

Die Feuer hörten auf zu leuchten, aber in dem Mondlichte konnten wir die Indianer noch immer liegen sehen. Weiße Gegenstände bewegten sich unter ihnen hin – die Hunde, welche nach den Ueberbleibseln von dem Abendessen suchten. Sie liefen hin und her, knurrten einander an und bellten nach den Coyots, welche um das Lager schlichen.

Draußen auf der Prairie waren die Pferde noch wach und emsig. Wir konnten sie stampfen und scharren und das Gras abnagen hören. An ihrer Reihe hin standen in gewissen Entfernungen Menschengestalten, – die Wächter der Thiere.

ACHTES KAPITEL. DREI TAGE IN DER FALLE.

Unsere Aufmerksamkeit wendete sich nun auf unsere eigene Lage, denn es stellten sich uns plötzlich Gefahren und Schwierigkeiten dar.

»Wenn sie hier blieben, um zu jagen!«

Wir alle schienen diesen Gedanken gleichzeitig zu haben und sahen einander erschrocken an.

»Das ist nicht unwahrscheinlich,« sagte *Seguin* leise aber stark betont. »Offenbar haben sie keinen Fleischvorrath und wie sollten sie ohne denselben nach dem Süden kommen? Sie müssen hier oder anderswo jagen. Warum nicht hier?«

»Dann sind wir in einer netten Falle!« meinte Einer der Jäger, der zuerst auf die Schlucht und dann nach dem Gebirge zeigte. »Wie sollen wir heraus kommen?«

Unsere Augen folgten der Richtung, welche der Sprecher andeutete. Vor der Schlucht, in welcher wir uns befanden, dehnte sich das Lager der Indianer aus, – kaum hundert Ellen von den Felsenstücken, die am Eingange lagen. Noch näher stand eine indianische Schildwache, und selbst wenn diese geschlafen, hätten wir nicht hinauskommen können, denn die Hunde waren da und schlichen in großer Anzahl um das Lager her.

Hinter uns stieg das Gebirge lothrecht wie eine Mauer empor. Zu übersteigen war es durchaus nicht und so befanden wir uns vollkommen in der Falle.

»Verflucht!« sagte Einer der Leute; »wir müssen da verhungern und verdursten wenn sie hier bleiben und jagen.«

»Noch eher dürften wir vom Leben kommen,« meinte ein Anderer, »wenn es Ihnen in den Sinn kommen sollte, in die Schlucht herein zu sehen.«

Das war nicht gerade unwahrscheinlich, obgleich nicht leicht zu erwarten. Die Schlucht war eine Art Sackgasse. Nichts konnte unsere Feinde verlocken, da hinein zu wandern, als etwa das Aufsuchen von Piñon-Nüssen. Aber ihre Hunde freilich konnten so weit vordringen.

»Wenn sie uns nicht finden,« sagte *Seguin* ermuthigend, »so können wir recht wohl einen oder ein Paar Tage von den Nüssen leben. Reichen diese nicht zu, so müssen wir ein Pferd schlachten. Wie viel Wasser haben wir noch?«

»Zum Glück, Hauptmann, sind die Gefäße noch ziemlich voll.«

»Unsere armen Thiere werden doch viel leiden müssen.«

»Der Durst ist nicht zu fürchten,« sagte *El Sol*, indem er an den Boden blickte, »so lange diese aushalten.« Dabei trat er auf eine große runde Masse, die unter den Felsen wuchs. Es war der runde Cactus. »Seht,« fuhr er fort, »da wachsen hunderte.«

Alle Anwesenden verstanden ihn, und sahen die Cactus freundlich an.

»Cameraden,« sagte *Seguin*, »das Wachen nützt uns nichts. Wer schlafen will und kann, mag sich hinlegen.

Einer wacht dort und Einer bleibt hier. Geh, Sanchez,« sagte der Hauptmann und deutete in der Schlucht auf einen Punkt, von dem aus man den Eingang beobachten konnte.

Der Mann ging und stellte sich schweigend auf. Wir übrigen begaben uns hinunter, sahen nach, ob die Köpfe unserer Pferde noch verhangen waren und kehrten dann zu der Wache auf dem Hügel zurück. Dort wickelten wir uns in unsere Decken, legten uns an die Felsen und schliefen die ganze Nacht.

Wir erwachten vor Tagesanbruch und blickten mit höchster Spannung durch die Blätter. Keine Bewegung in dem Lager der Indianer! Ein schlechtes Anzeichen; denn hätten sie die Absicht gehabt, weiterzuziehen, so würden sie schon aufgebrochen sein. Sie machen sich stets mit der Morgendämmerung auf den Weg.

Das graue Licht begann sich über die Prairie zu verbreiten. Am östlichen Himmel zeigte sich ein weißer Streifen. Im Lager entstand Lärm. Wir hörten Stimmen. Dunkle Gestalten bewegten sich unter den ausgestellten Lanzen hin. Hochgewachsene Wilde schritten über die Ebene, umhüllt von ihren Büffelhäuten als Schutz gegen die rauhe Morgenluft. Sie trugen Holz. Sie zündeten die Feuer wieder an.

Die Unserigen flüsterten mit einander, während sie in höchster Spannung zusahen.

»Offenbar wollen sie bleiben.«

»Wir stecken in der Falle, nichts kann gewisser sein. Ich möchte nur wissen, wie lange sie da zu liegen gedenken.«

»Drei Tage wenigstens, vielleicht auch vier oder fünf.«

»Wir halten es nicht die Hälfte der Zeit aus.«

»Was sollten sie denn so lange da treiben? Verlaßt Euch darauf, sie ziehen weiter, sobald sie können.«

»Gewiß, aber sie können eben nicht eher.«

»In einem Tage können sie soviel Fleisch erlangen als sie brauchen. Seht Ihr die Büffel dort und dort und dort?« Und der Sprecher zeigte auf verschiedene schwarze Gegenstände, – eine Heerde Büffel.

»Ja wohl, in einem halben Tag, – aber wie können sie es unter weniger als drei Tagen dörren? he?«

»Das ist richtig,« sagte Einer der drei Mexikaner; »sie brauchen wenigstens drei Tage.«

»Wenn nämlich die Sonne so gut sein und scheinen will.«

Dies Gespräch wurde von zwei oder drei der Leute noch weiter fortgeführt, leise zwar, aber doch laut genug, daß wir es verstehen konnten. Es enthüllte uns eine neue Seite unserer Verlegenheit. Sollten die Indianer da bleiben, um Fleisch zu dörren, so mußte uns der Durst in schrecklicher Weise drohen und unser Versteck konnte am Ende auch ausfindig gemacht werden. Die Aussicht war fürchterlich, denn wir sahen den Tod oder doch wenigstens entsetzliche Durstesqualen vor uns, während wir uns vor dem Hunger nicht fürchteten. Wir hatten ja unsere Pferde und unsere Messer sie zu schlachten. Von

ihnen konnten wir Wochen lang leben; aber würden die Cactus drei oder vier Tage lang unsern und unserer Pferde Durst stillen? Das war eine Frage, die Niemand zu beantworten vermochte. Der Versuch übrigens mußte bald gemacht werden. Der Tag war völlig angebrochen; die Indianer erhoben sich. Die Hälfte aber lösete ihre Pferde los und führte sie an das Wasser. Dann legten sie ihnen den Zaum an, nahmen die Lanzen, die Bogen und die Köcher und schwangen sich auf.

Nach kurzer Berathung jagten sie nach Osten und nach einer halben Stunde konnten wir sie die Büffel hetzen, mit den Pfeilen niederstrecken, mit den Lanzen speißen sehen.

Die Zurückgebliebenen führten ihre Pferde an das Wasser und wieder zurück zu dem Grase; dann hieben sie junge Bäume nieder und trugen das Holz zu den Feuern. Sie trieben lange Stangen in den Boden und zogen Stricke von der einen zur andern. Zu welchem Zwecke wußten wir nur zu wohl.

»Na, da seht Ihr's;« sagte der, welcher es zuerst bemerkte; »da habt Ihr die Dörrleine. Wir sind gefangen.«

»Bei allen Heiligen, es ist so!«

»*Carambo! Carajo! Chingaro!*« fluchte ein Spanier, denn nun ließ sich nicht mehr daran zweifeln, daß die Wilden mehrere Tage blieben.

Die Stangen mit den Stricken zogen sich bald wenigstens hundert Ellen weit an dem Lager hin und warteten auf die Rückkehr der Jäger. Einige jagten denselben zu und schlossen sich der Jagd an.

Wir konnten nur mit der größten Vorsicht durch das Gebüsch hinaus schießen, denn es war sehr hell und unsere Feinde, die Wilden, haben scharfe Augen. Wir sprachen nicht anders als leise, obgleich unsere Stimmen nicht hätten gehört werden können, auch wenn wir lauter gesprochen hätten.

Nach zwei Stunden kamen die Indianer in einzelnen Haufen zurück, langsam, denn jeder hatte seine Beute hinter sich auf dem Pferde, – große Massen frisch geschlachteten rothen noch blutenden Fleisches. Die besten Bissen, Zunge, Rippen, Herz u. s. w. waren in das Fell des geschlachteten Thieres gewickelt.

Im Lager begann nun ein geschäftiges Treiben. Die Wilden liefen schreiend, lachend, schwatzend, tanzend hin und her. Sie zogen die langen Scalpmesser und schnitten breite lange Fleischstücke ab und hielten sie an Bratspießen über das Feuer. Das Fett stopften sie in die Därme. Die braune Leber aßen sie roh. Die Beinknochen zerschlugen sie mit schweren Tomahawks, um das saftige Mark heraus zu holen und bei allem dem schreien und lachten und schwatzten und tanzten sie.

Das dauerte länger als eine Stunde.

Andere setzten sich auf und ritten fort zur Jagd. Die Zurückbleibenden schnitten das Fleisch in lange Streifen und hingen sie auf die Leinen, um sie in der Sonne zu »backen«.

Wir wußten recht wohl, was alles dies für uns zu bedeuten hatte, aber Männer, wie die der Schaar *Seguins*

verzweifeln nicht, so lange noch ein Schatten von Hoffnung bleibt.

»Wir dürfen nicht schreien, ehe wir getroffen sind,« sagte Einer der Jäger.

»Wenn »getroffen« auch ein leerer Magen ist, der ganz allein schreit,« antwortete ein anderer, »so gehöre ich schon zu den Blessirten. Ich könnte einen Esel roh essen, ohne ihm das Fell über die Ohren zu ziehen.«

»Laßt's gut sein;« fiel ein Anderer ein; »wir wollen vor der Hand Nüsse suchen.«

Dieser Rath wurde befolgt, leider aber überzeugten wir uns dabei, daß es nur einen geringen Vorrath von diesen kostbaren Früchten gab, nicht soviel, daß wir zwei Tage uns davon erhalten konnten.

»Die Pferde werden bald dran müssen!« sagte Einer.

»Ja, Zeit dazu behalten wir immer genug; erst kauen wir an den Nägeln.«

Das Wasser wurde in sehr geringen Quantitäten verteilt; es blieb dann zwar noch eine Kleinigkeit davon übrig, aber die Pferde hatten nichts.

»Wir wollen auch für sie sorgen,« sagte *Seguin*, der einen der Cactus zu schälen begann. Wir folgten seinem Beispiele. Aus den geöffneten Gefäßen quoll eine kühlende schleimige Flüssigkeit. Die Pferde bissen gierig die saftigen Pflanzen an, und verschluckten Saft und Fasern. Es war Futter und Trank für sie. Vielleicht, hieß es, können wir sie doch noch retten.

Zwei Schildwachen mußten unterdessen emsig umschauen.

So verging der erste Tag.

Die Indianer brachten bis spät in die Nacht hinein Fleisch von der Jagd in ihr Lager. Ueberall brannten Feuer und um dieselben her saßen fast die ganze Nacht hindurch die Wilden kochend und essend.

Am folgenden Tage erhoben sie sich erst spät. Es war ein Ruhe- und Müsiggangstag, denn das Fleisch hing ja zum Dörren da und sie konnten nichts thun als auf dasselbe warten. Sie gingen träge in dem Lager umher, besserten ihre Zäume und Lassos aus oder sahen nach den Waffen. Sie führten ihre Pferde an das Wasser und pfählten sie dann wieder an. Die ganze übrige Zeit hindurch schienen sie zu essen.

Auch die Hunde hatten mit den Knochen vollauf zu thun, so daß wir wenigstens nicht zu fürchten brauchten, daß sie in die Schlucht kommen würden.

Den ganzen zweiten Tag über schien die Sonne heiß und brannte in der engen Schlucht. Sie erhöhte unsern Durst gewaltig, aber wir klagten nicht sehr darüber, weil sie die Abreise unserer Feinde beschleunigte. Gegen Abend sahen die aufgehängenen Fleischstücke bereits braun und runzelig aus. Noch ein Tag und es war zum Einpacken gut. Unser Wasser war zu Ende und wir kaueten bereits die saftigen Cactusstücke, die unsern Durst allerdings linderten, aber ihn nicht stillten. Auch unser Hunger stieg, denn wir hatten alle Nüsse aufgezehrt und es blieb uns nichts übrig als eines unserer Pferde zu schlachten.

»Bis morgen wollen wir noch aushalten,« meinte Einer. »Lasset den armen Thieren noch eine Möglichkeit der Rettung. Wer weiß, ob die rothen Teufel nicht morgen abziehen.«

Alle stimmten bei. Kein Jäger verliert gern sein Pferd, namentlich in der Prairie. Hungrig legten wir uns hin und warteten auf den dritten Tag.

Der Morgen brach endlich an und wir krochen wie gewöhnlich vor, um zu sehen, was im Lager vorging. Die Wilden schliefen lange wie am vergangenen Tage; endlich standen sie auf, führten die Pferde zur Tränke und fingen an zu kochen. Der leckere Geruch drang bis zu uns herauf und reizte unsern Hunger bis zur Unerträglichkeit. Wir konnten ihm nicht länger widerstehen; es mußte ein Pferd geopfert werden.

Welches? Das sollte das Gesetz des Berges entscheiden. Eilf weiße Steinchen und ein schwarzes wurden in einen Wasserkübel geworfen und Einer nach dem Andern von uns griff hinein und holte ein Steinchen heraus.

Ich zitterte als ich meine Hand ausstreckte, als wenn es sich um mein eigenes Leben gehandelt hätte.

»Gott sei Dank! Mein Moro war dies Mal gerettet.«

Einer der Mexikaner hatte den schwarzen Stein gezogen.

»Das ist Glück!« sagte Einer. »Etwas ist doch immer besser als gar nichts.«

Das Opferthier war ein recht wohl genährtes und wir zogen denn still in das Dickicht, um es zu schlachten. Wir mußten sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen, das Pferd

an einen Baum binden und ihm die Vorder- und Hinterbeine fesseln, damit es nicht zu heftig um sich schlage. Wir wollten es verbluten lassen.

Der ehemalige Stierkämpfer zog sein langes Messer, während Einer mit einem Kübel neben ihm stand, um das Blut, die kostbare Flüssigkeit, aufzufangen. Die meisten andern hielten einen Becher bereit.

Da machte uns ein ungewöhnliches Geräusch aufmerksam. Wir schielten durch die Blätter. Ein großes graues Thier stand an dem Dickicht und stierte uns an. War es ein Wolf? Nein. Es war ein *Indianer-Hund*.

Das schon gezückte Messer hielt inne und Jeder zog das seinige. Wir gingen langsam auf das Thier zu und suchten es zu kirren. Aber vergebens. Es ahnete unsere Absicht, knurrte und lief in der Schlucht hin. Wir sahen ihm nach. Der Eigenthümer des zum Schlachten erlesenen Pferdes stand auf der Wache. Um hinaus zu kommen, mußte der Hund an ihm vorbei und er stand mit der Lanze bereit ihn zu empfangen. Das Thier sah sich abgeschnitten, kehrte um, lief hin und her und machte endlich eine verzweifelte Anstrengung an der Schildwache vorbeizukommen. Als es ihr ganz nahe war, heulte es laut, aber im nächsten Augenblicke war es auch gespießt. Mehrere von uns liefen auf die Höhe, um zu sehen, ob das Heulen des Hundes die Aufmerksamkeit der Wilden erregt hatte. Aber es ließ sich nichts Ungewöhnliches erkennen. Sie hatten sonach nichts gehört.

Der Hund wurde getheilt und verzehrt, ehe sein zuckendes Fleisch ganz kalt geworden. Das Pferd erlangte eine neue Frist.

Wiederum legten wir unsern Thieren kühlende saftige Cactus vor, was uns eine Zeitlang beschäftigte. Als wir wieder auf die Höhe kamen, erwartete uns ein fröhlicher Anblick. Wir sahen die Krieger um die Lagerfeuer hersitzen und ihre Körper frisch bemalen. Was das bedeutete, wußten wir. Das Fleisch war fast schwarz gedörst und zum Verpacken bereit. Einige der Indianer tränkten ihre Pfeilspitzen in Gift. Sie brachen also gewiß bald auf, wenn nicht noch in der Nacht, sicherlich am nächsten Morgen.

Wir wünschten uns Glück und beobachteten alle Bewegungen im Lager. Gegen Abend war offenbar ein Befehl erlassen worden. »Da! *Voilà!* Seht Ihr?« flüsterte es unter uns. Das gedörstte Fleisch wurde von den Leinen genommen, dann ging ein Jeder nach seinem Pferde: alle wurden zur Tränke geführt, aufgezäumt und gegürtet. Die Krieger nahmen ihre Lanzen, warfen den Köcher über, griffen nach Schild und Bogen und schwangen sich leicht auf das Pferd. Im nächsten Augenblicke ordneten sie sich blitzschnell und ritten einer hinter dem andern ab nach dem Süden zu.

Die größere Schaar war bereits abgezogen, die kleinere – die Navajoes – folgte. Nein; sie schwenkten plötzlich links ab und wendeten sich über die Prairie nach Osten – der »Kuhquelle« zu.

NEUNTES KAPITEL. DIE GRÄBER.

Hätten wir unserm ersten Drange gefolgt, so wären wir hinuntergestürzt, um an der Quelle unsern Durst zu löschen und unsern Hunger an den halbabgenagten Knochen zu stillen, die auf der Prairie umherlagen. Aber die Vorsicht behielt doch die Oberhand.

»Wartet, bis sie ganz fort sind,« sagte *Garey*. »In drei Ziegensätzen werden sie uns aus den Augen sein.«

»Ja, bleibt noch eine Weile da, wo wir sind,« meinte auch ein Anderer, »es könnten Einige zurückkommen, – sie könnten etwas vergessen haben.«

Das war so unwahrscheinlich nicht und trotz unserm Hunger und Durst beschlossen wir, in der Schlucht noch eine Zeitlang zu bleiben.

Wir gingen in das Dickicht, um Anstalten zum Aufbruche zu machen, unsere Pferde zu satteln und ihnen die Decken von den Köpfen zu nehmen, die sie fast blind gemacht hatten. Die armen Thiere schienen aber auch zu wissen, daß Hilfe nahe sei.

»Warum wohl die Navajoes nach der »Kuhquelle« gezogen sind?« bemerkte unser Führer ziemlich besorgt. »Wohl unsern Cameraden, wenn sie nicht gewartet haben!«

»Das Warten wird ihnen langweilig geworden sein,« entgegnete *Garey*; »die Hirsche müßten denn zahlreicher sein als ich glaube.«

»Sie können der heiligen Jungfrau danken,« sagte *Sanchez*, »daß sie uns nicht Gesellschaft leisteten. Ich bin zu einem wahren Gerippe abgezehrt.«

Unsere Pferde waren gesattelt und gezäumt und die Lassos zusammengerollt. Die Wache aber hatte noch nicht gemeldet, daß die Wilden gänzlich verschwunden. Unsere Ungeduld wuchs mit jeder Minute.

»Kommt,« sagte endlich Einer, »sie sind weit genug fort und werden nicht immer zurück sehen. Vor sich hin haben sie zu sehen.«

Wir konnten nicht länger widerstehen und zogen unsern Wachtposten ein, der eben noch die Köpfe der letzten gesehen hatte.

»Das ist genug,« sagte *Seguin*. »Kommt, nehmt Euere Pferde!«

Die Männer gehorchten diesmal außergewöhnlich eifrig und wir führten die Pferde die Schlucht hinunter. Ein junger Mann, ein Diener *Seguins*, war der erste, denn er sehnte sich am stärksten nach dem Wasser. Bereits hatte er den Eingang der Schlucht erreicht, als er plötzlich voll Entsetzen zurückprallte und rief:

»Herr, Herr, sie sind noch immer da!«

»Wer?« fragte *Seguin*, der vorwärts eilte.

»Die Indianer, Herr, die Indianer.«

»Du bist toll! Wo sahst Du sie?«

»Im Lager, Herr; sehen Sie selbst hin!«

Ich eilte mit *Seguin* nach den Felsen, die am Eingange der Schlucht lagen und wir sahen uns vorsichtig um. Ein seltsamer Anblick erwartete uns.

Der Lagerplatz lag noch da, wie ihn die Indianer verlassen. Die Stangen standen noch. Die zottigen Büffelhäute und Haufen von Knochen waren umher gestreut. Hunderte von Coyotes lungerten umher, knurrten einander an oder verfolgten einen, der einen besonders guten Bissen gefunden hatte. Die Feuer rauchten zum Theil noch und die Wölfe jagten darüber hin.

Etwas aber entsetzte mich mehr als Alles. Fünf oder sechs *fast* menschliche Gestalten liefen zwischen den Feuern hin und her, sammelten die Ueberreste von Häuten und Knochen und stritten sich darum mit den Wölfen, die in Schaaren sie umschwärmten. Fünf oder sechs andere saßen um ein *noch* hell brennendes Feuer und nagten still an halb gebratenen Rippen. »Sollten auch *sie* Menschen sein?«

Mir graute einen Augenblick, während ich auf die runzeligen Zwerge mit den langen Affenarmen und unverhältnißmäßig dicken Köpfen blickte, von denen das schwarze zusammenklebende Haar wie Schlangen herunterhing.

Nur ein Paar schien irgend eine Art von Kleidungsstück zu tragen und zwar eine Art Schurz. Die anderen waren nackt wie die wilden Thiere um sie her, nackt von Kopf bis zu den Füßen.

Der Anblick dieser dämonenhaften Zwerge, die um die Feuer kauerten, Knochen mit den langen runzeligen Armen hielten und das Fleisch mit ihren blendendweißen

Zähnen abnagten, war grauenhaft und es vergingen mehrere Augenblicke, ehe ich mich von meinem Staunen so weit erholte, um fragen zu können, wer sie wären.

»Die Yamparicos,« antwortete der Spanier.

»Wer?« fragte ich nochmals.

»Die Yamparicos-Indianer.«

»Die Gräber – die Gräber,« fiel ein Jäger ein, der wohl glauben mochte, das würde mir klarer sein.

»Ja,« setzte auch *Seguin* hinzu, »es sind Grab-Indianer. Kommen Sie, von ihnen haben wir nichts zu fürchten.«

»Wohl aber etwas von ihnen zu erhalten,« meinte ein Jäger mit bedeutungsvollem Blicke. »Ein solcher ist so viel werth wie ein Häuptling. – Scalp ist Scalp.«

»Es darf Niemand schießen,« fiel *Seguin* in sehr festem Tone ein. »Es ist zu bald; seht dort!« und er wies über die Ebene hin, wo man noch zwei oder drei glänzende Gegenstände – Helme der fortziehenden Krieger – über dem Grase sehen konnte.

»Wie sollen wir sie sonst bekommen, Hauptmann?« fragte der Jäger. »Sie können laufen wie gejagte Hunde.«

»Lasset die armen Teufel laufen,« entgegnete *Seguin* der nicht zu wünschen schien, daß so muthwillig Blut vergossen werde.

»Nein, Hauptmann,« fuhr derselbe Jäger fort, »wir wollen nicht schießen, aber sie anders zu bekommen suchen. Folgt mir!«

Und der Mann wollte sein Pferd zwischen den einzeln herumliegenden Felsenstücken hinführen, um unbemerkt an die Zwerge zu gelangen; aber der Plan des

rohen Menschen wurde vereitelt, denn in diesem Augenblicke erschienen *El Sol* und dessen Schwester und die Indianer bemerkten deren bunte Anzüge. Wie aufgestörtes Wild sprangen sie auf und liefen, nach dem Gebirge zu. Die Jäger wollten sie da abfangen, kamen aber zu spät. Ehe sie anlangten, waren die Indianer in den Felsenritzen verschwunden oder kletterten wie Gemen über die Felsenzacken.

Nur einer der Jäger, *Sanchez*, machte einen Fang. Sein Opfer hatte eine Wand erreicht und kletterte an derselben hin als ihm der Lasso des Stierkämpfers um den Hals fiel. Im nächsten Augenblicke stürzte er herab.

Ich ritt hin um ihn zu sehen. Er war todt – in Folge des hohen Falles. Der gefühllose Jäger bückte sich mit einem rohen Scherze über den Verunglückten, schnitt ihm die Kopfhaut (den Scalp) ab und hing sie blutig an seinen Gürtel.

ZEHNTES KAPITEL. DACOMA.

Wir alle eilten nun zur Quelle, stiegen ab und ließen unsere Pferde trinken so viel sie wollten, während wir selbst unseren brennenden Durst stillten. Dann eilten wir in das Lager der Indianer und suchten, womit wir unseren Hunger befriedigen könnten, zugleich mit den Wölfen und Coyotes. Mit einemmale veranlaßte uns ein eigenthümlicher Ausruf eines der Jäger aufzusehen.

»*Malraya!* Cameraden, seht da den Bogen!«

Der Mexikaner, der so sprach, wies auf einen Gegenstand, der am Boden lag.

»Hauptmann,« fuhr der Mann fort, »es ist ein *weißer* Bogen.«

»Wahrhaftig, ein weißer Bogen!« bestätigte *Garey*, während die andern erstaunt und besorgt hinsahen. »Er gehörte gewiß einem großen Krieger.«

»Ja,« setzte ein Anderer hinzu, »einem, der so gewiß zurückkommt und ihn holt – – – da seht, da kommt er schon!«

Unsere Augen wendeten sich über die *Prairie* hin nach Osten, wo am Horizonte eben ein Gegenstand bemerklich wurde, gleich einem glänzenden beweglichen Sterne. Es war ein Helm, auf dem die Sonne sich spiegelte und der mit der Bewegung des Pferdes sich hob und senkte.

»Zurück zu den Weiden! Zurück!« rief *Seguin*. »Werft den Bogen hin! Laßt ihn liegen! Zu den Pferden! Führt sie und bückt Euch!«

Wir alle liefen zu unsern Pferden, faßten die Zügel und zogen sie nach dem Weidendickicht. Dann setzten wir uns auf, um für jeden Fall bereit zu sein und schauten durch die Blätter, die uns versteckten.

»Sollen wir schießen, wenn er herankommt, Hauptmann?« fragte Einer.

»Nein.«

»Wir können ihn ganz gut bekommen, wenn er sich bückt, um den Bogen aufzuheben.«

»Nein, wenn Euch Euer Leben lieb ist.«

»Was sonst, Hauptmann?«

»Lasset ihn den Bogen nehmen und fortreiten,« antwortete *Seguin*.

»Warum, Hauptmann?«

»Narren Ihr, seht Ihr nicht ein, daß der ganze Stamm hinter uns her sein würde, ehe es Mitternacht ist? Seid Ihr toll? Lasset ihn ziehen. Er bemerkt wahrscheinlich die Hufe unserer Pferde nicht.«

»Wenn er aber hierher schielt?«

Garey zeigte bei diesen Worten auf die Felsen am Fuße des Berges.

»*Sacre Dieu!* der Wilde!« rief *Seguin* aus und sein Gesicht erhielt einen ganz andern Ausdruck.

Der todte Körper lag an einer sehr in die Augen fallenden Stelle, auf dem Gesichte, mit dem scalpirten Kopfe nach oben, so daß er fast nothwendig die Blicke eines jeden auf sich ziehen mußte, der von der Ebene herkam. Mehrere Coyotes waren bereits in seiner Nähe und schnoberten umher, schienen die Beute aber zu verachten.

»Er muß es sehen, Hauptmann,« setzte der Jäger hinzu.

»Wenn dies der Fall ist, müssen wir ihn mit der Lanze, dem Lasso oder lebendig fangen. Kein Gewehr darf abgeschossen werden. Sie könnten es noch hören und würden hinter uns sein, ehe wir um das Gebirge herumzukommen im Stande sind. Die, welche Lanzen und Lassos haben, mögen sich bereit halten.«

»Wann soll die Hetze beginnen, Hauptmann?«

»Das überlasset mir. Vielleicht steigt er ab, um den Bogen zu holen oder er reitet an das Wasser, um sein Pferd zu tränken; dann können wir ihn umringen. Sieht er den

totden Indianer dort, so reitet er vielleicht näher heran, um ihn genauer zu betrachten. In diesem Falle können wir ihm leicht den Weg versperren. Nur Geduld! Ich werde das Zeichen geben.«

Der Navajoe kam unterdeß in regelmäßigem Galopp immer näher. Nach der Beendigung des Gesprächs war er etwa noch dreihundert Ellen von der Quelle und noch immer ließ er sein Pferd nicht langsamer gehen. In athemloser Stille beobachteten wir Roß und Reiter.

Es war ein herrlicher Anblick. Das Pferd war ein großer kohlschwarzer Mustang mit feurigen Augen und rothen offenen Nüstern. Der Schaum stand ihm am Maulte und hing am Halse und am Buge in großen Flocken. Der Reiter war nackt am Oberkörper bis auf den Helm mit den Federn und einigem Schmucke, der an seinem Halse, an seiner Brust und an den Handgelenken glänzte. Ein tunicaartiges Hemd, hellfarbig und gestickt, bedeckte seine Hüften und Schenkel. Unter dem Knie waren die Beine ebenfalls unbedeckt bis zu den Moccassins, die dicht am Knöchel anlagen. An seinem ganzen Körper zeigte sich keine Malerei, was ihn von den Apachen unterschied und sein bronzeähnliches Gesicht strahlte von Gesundheit. Seine Züge waren edel und martialisch, seine Augen kühn und scharf und sein Haar so lang, daß es mit dem Schweife seines Pferdes zusammenfloß. Er ritt in einem spanischen Sattel und seine Lanze ruhte auf dem Steigbügel, sowie leicht auf dem rechten Arme. Den linken hatte er durch den Halter eines weißen Schildes

gesteckt und über seine Schulter hinweg sah ein Köcher mit den befiederten Pfeilen.

Es war ein herrlicher Anblick, wie beide, Roß und Reiter über die grüne Prairie daherschwebten, – ein Bild mehr gleich dem eines homerischen Helden als eines Wilden aus dem »wilden Westen«.

»Seinem glitzernden Helme haben wir alles zu danken,« sagte Einer; »hätten wir den nicht so weit gesehen, wären wir vielleicht jetzt so schlimm daran, wie er es ist. Was!« rief der Jäger aus, »*Dacoma*, beim ewigen Gott! *Dacoma*, der zweite Häuptling der Navajoes!«

Ich drehte mich nach *Seguin* um, damit ich sähe, welchen Eindruck diese Nachricht auf ihn mache. Der *Maricopa* bog sich eben zu ihm, flüsterte ihm einige Worte in einer unbekannten Sprache zu und gesticulirte lebhaft dabei. Ich verstand auch da den Namen *Dacoma* und ein Ausdruck leidenschaftlichen Hasses lag in den Zügen des Indianers, während er auf den herankommenden Reiter zeigte.

»Nun,« antwortete *Seguin*, indem er, wie es schien, in die Wünsche des Andern einging, »er soll uns nicht entkommen, ob er den Todten sieht oder nicht. Aber braucht die Flinten nicht – die Indianer sind noch nicht sehr weit, – kaum hinter jenen Hügeln dort. Wir können ihn leicht umringen und wenn dies nicht gelingt, kann ich ihn auf diesem Pferde einholen und da ist ein anderes.«

Seguin wies dabei auf meinen Moro. »Still nun!«

Es wurde todtenstill. Ein Jeder drückte die Knie an sein Pferd, um es ruhig zu halten.

Der Navajo hatte nun die Grenze des verlassenen Lagers erreicht, wendete sich links und galoppierte an der Linie herunter, so daß die Wölfe erschrocken davon liefen. Er lehnte sich etwas zur Seite und sein Auge suchte eifrig am Boden. Als er unserm Versteck ziemlich gegenüber war, erblickte er, was er suchte, zog den Fuß aus dem Steigbügel und leitete sein Pferd so, daß es dicht an dem Bogen vorbeikommen mußte. Ohne es anzuhalten, ja ohne es nur langsamer gehen zu lassen, bog er sich nieder, bis seine Helmfeder den Boden berührte, hob den Bogen auf und schwang sich wieder in den Sattel hinauf.

»Schön!« rief der Stierkämpfer bewundernd aus.

»Es ist bei Gott Schade, ihn zu tödten!« murmelte ein Jäger, denn alle bewunderten den gewandten schönen Reiter.

Eben wollte der Indianer sein Pferd wieder herumziehen, als ihm der blutige Leichnam am Felsen in die Augen fiel. Augenblicklich hielt er sein Pferd an, daß er es fast auf den Boden setzte und blickte staunend den Leichnam an.

»Carambo, schön!« sagte der Spanier nochmals.

Es war in der That ein so schönes Bild als je das Auge eines gesehen; das Pferd mit dem Schweife den Boden berührend, den Kopf hoch emporgestreckt und zitternd unter seinem Meister-Reiter, – der Reiter selbst mit seinem blitzenden Helme und den wogenden Federn – seiner Bronzefarbe – seinem festen anmuthigen Sitze – verwundernd vor sich hinblickend! Eine lebendige Statue war es und wir alle sahen ihn bewundernd an. Mit

einer einzigen Ausnahme war vielleicht nicht Einer unter uns, welcher im Stande gewesen wäre, den Mann herunterzuschießen.

Roß und Reiter blieben einige Secunden in dieser Stellung. Dann nahm das Gesicht des Reiters plötzlich einen andern Ausdruck an. Er sah sich suchend und etwas besorgt um. Sein Blick ruhte auf dem Wasser, das noch getrübt war von unsern Pferden.

Ein Blick reichte hin: mit einem raschen Zuge am Zügel riß er sein Pferd herum und begann von neuem über die Prairie zu jagen.

In demselben Augenblicke erhielten wir das Zeichen zur Verfolgung und wir stürzten aus dem Gebüsch heraus.

Wir mußten über das Wasser hinüber. *Seguin* war einige Schritte voraus und so sah ich, wie sein Pferd am Ufer stolperte und kopfüber hineinstürzte. Wir Uebrigen eilten schnell hindurch. Ich hielt nicht an, um mich umzusehen, denn ich wußte, daß nun von dem Fangen des Indianers unser Tod und Leben abhing; deshalb drückte ich meinem Pferde die Sporen scharf ein.

Eine Zeit lang ritten wir Alle in einem dichten Haufen. Auf der freien Prairie draußen war uns der Indianer vielleicht um ein Dutzend Pferdelängen voraus und alle fühlten wir mit Grauen, daß er diese Entfernung hielt, ja sie noch vergrößerte. Wir hatten an den Zustand unserer Pferde nicht gedacht, die schwach waren von Hunger und steif vom langen Stehen: überdies hatten sie eben sehr viel getrunken.

Ich überzeugte mich indeß bald, daß ich meinen Gefährten vorkam, denn Moro war schnellfüßiger als alle. Nur *El Sol* war noch vor mir. Ich sah wie er den Lasso schwang und ihn plötzlich schleuderte. Ich sah, wie die Schleife an dem Pferde des fliehenden Indianers abglitt. Er hatte sein Ziel gefehlt.

Er rollte den Strick von neuem zusammen als ich an ihm vorüber schoß und seinen Verdruß in seinen Zügen las.

Mein Araber war nun warm geworden und ich meinen Cameraden weit vorausgekommen. Ich näherte mich dem Wilden; jeder Satz brachte mich näher; er war nicht mehr zwölf Pferdelängen von mir.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Meine Büchse hatte ich in der Hand und ich hätte den Indianer durch den Rücken schießen können, aber ich dachte an das Verbot *Seguins*, zumal wir dem Feinde näher waren als je. Wir konnten ihn sogar im Gesicht haben. Ich wagte also nicht zu schießen.

Noch war ich unentschlossen, ob ich mein Messer brauchen oder versuchen sollte, den Indianer mit dem Gewehr von dem Pferde herunterzuschlagen, als er über die Achsel zurückblickte und sah, daß ich allein hinter ihm war.

Da riß er sein Pferd herum, legte seine Lanze ein und kam im Galopp zurück auf mich zu. Sein Pferd schien die Leitung durch den Zügel gar nicht zu bedürfen, – es folgte der Stimme und dem Kniedrucke seines Reiters.

Ich hatte eben nur Zeit meine Büchse empor zu halten und den Lanzenstoß zu parieren, was mir nicht gut gelang. Die Spitze streifte meinen Arm und riß das Fleisch auf. Mein Gewehr fing sich in der Schleife der Lanze und wurde mir aus der Hand gerissen.

Die Wunde, der Stoß und der Verlust meiner Waffe hatten mir die Herrschaft über mein Pferd genommen und es dauerte einige Zeit, ehe ich es wieder herum-drehen konnte. Mein Gegner war bereits wieder auf der Flucht und ein Pfeil von ihm fuhr mir durch das Haar am rechten Ohr. Als ich mich endlich wieder herumge-dreht hatte, lag bereits ein zweiter auf dem Bogen und im nächsten Augenblicke stak er in meinem linken Arm.

Nun war ich wüthend, riß ein Pistol aus den Halftern, spannte den Hahn und galoppierte nach. Ich wußte, daß dieß mein einziges Rettungsmittel war.

Der Indianer ließ gleichzeitig seinen Bogen fallen, legte die Lanze ein und jagte mir zum zweiten Male entgegen. Ich war entschlossen, nicht eher zu schießen bis ich nahe und des Treffens sicher wäre.

Im vollen Galopp rannten wir gegen einander. Die Pferde berührten einander fast. Ich legte an und drückte ab. Es versagte.

Die Lanzenspitze blitzte vor meinen Augen. Sie berührte fast meine Brust. Da schlug mich etwas gewaltig in das Gesicht. Es war die Schleife eines Lasso. Ich sah wie sie sich um die Schultern des Indianers legte und um seinen Ellenbogen sich zusammenzog. Mein Gegner stieß einen grellen Schrei aus, – sein Körper zuckte, die Lanze

entfiel seinen Händen, im nächsten Augenblicke war er aus dem Sattel gerissen und lag hilflos auf der Prairie.

Sein Pferd rannte so heftig mit dem meinigen zusammen, daß beide stürzten.

Als ich wieder aufkam, stand *El Sol* mit geschwungenem Messer neben dem gefesselten Navajo.

»Das Pferd! das Pferd! Fangt das Pferd!« rief *Seguin*, als er davon sprang und die Unserigen jagten ihm nach. Es war bald eingeholt und an die Stelle zurückgebracht, die bald mein Grab geworden wäre.

EILFTES KAPITEL. EIN ESSEN MIT ZWEI GERICHTEN.

El Sol stand, wie gesagt, neben dem am Boden liegenden Indianer und sein Gesicht drückte Haß und Siegesfreude aus.

Jetzt kam seine Schwester heran, die vom Pferde sprang und rasch herbeitrat.

»Siehe,« sagte er, indem er auf den Navajo-Häuptling zeigte, »siehe da den Mörder unserer Mutter.«

Das Mädchen stieß einen kurzen scharfen Laut aus, zog das Messer und stürzte nach dem Gefangenen.

»Nein, *Luna*!« rief *El Sol*, indem er sie bei Seite drängte; »nein, wir sind keine Mörder. Das ist auch keine Rache. Er soll noch nicht sterben. Lebendig wollen wir ihn den Weibern der Maricopa zeigen. Sie sollen den Maman-schik um den großen Häuptling tanzen, diesen Krieger, der gefangen wurde und keine Wunde an sich hat.«

El Sol sprach diese Worte in verächtlichem Tone und ihre Wirkung sah man an dem Navajo.

»Hund von einem Cocol« rief er und strengte sich unwillkürlich an sich zu befreien. »Hund von einem Cocol, im Bunde mit den weißen Räubern!«

»So erkennst Du mich, *Dacoma*? Das ist gut.«

»Hund!« schrie der Navajo nochmals und die Worte zischten durch seine Zähne, während aus seinen Augen der wildeste Haß sprach.

»Ha! Ha!« rief *Rube*, der in diesem Augenblicke auch herankam. »Der Indianer ist ja so blutgierig wie ein Metzgerbeil. Wärmt ihm doch den Rücken mit dem Stricke; er hat meiner Alten auch warm gemacht.«

»Zuerst wollen wir nach Ihrer Wunde sehen, *Haller*,« sagte *Seguin*, der von seinem Pferde sprang und ziemlich besorgt zu mir trat. »Wie ist sie? Durch das Fleisch? Da können Sie von Glück sagen – wenn nicht etwa der Pfeil vergiftet gewesen ist. Das fürchte ich; *El Sol*, rasch, Freund, sagen Sie, ist die Pfeilspitze vergiftet?«

»Erst wollen wir den Pfeil herausnehmen,« antwortete der *Maricopa*.

Der Pfeil war durch meinen Vorderarm gegangen. Die Spitze hatte das Fleisch durchbohrt und ragte mit der Hälfte des Stabes an der andern Seite des Armes hervor.

El Sol nahm das gefiederte Ende in beide Hände und brach es ab; dann faßte er die Spitze und zog den Pfeil vorsichtig durch die Wunde durch.

»Lassen Sie es bluten,« sagte er, »bis ich die Spitze untersucht habe. Er sieht nicht aus wie ein Kriegspfeil, aber die Navajos gebrauchen ein sehr feines Gift. Zum Glücke

besitze ich die Mittel, es zu entdecken wie seine Wirkung unschädlich zu machen.«

Bei diesen Worten nahm er aus seinem Täschchen etwas rohe Baumwolle und rieb damit das Blut vorsichtig von der Pfeilspitze. Dann holte er ein Fläschchen hervor, goß ein Paar Tropfen daraus auf das Metall und beobachtete aufmerksam den Erfolg.

Ich wartete in nicht geringer Spannung; auch *Seguin* schien besorgt zu sein und da ich wußte, daß er schon oftmals die Wirkung eines vergifteten Pfeiles gesehen haben mußte, so beruhigte es mich nicht eben, als er mit so außerordentlicher Aengstlichkeit auf den Ausgang der Prüfung sah. Wenn er fürchtete, war gewiß Gefahr vorhanden.

»*Haller*,« sagte endlich *El Sol*, »dieß Mal haben Sie Glück gehabt, und so darf ich es wohl nennen, denn Ihr Gegner hatte in seinem Köcher gewiß minder harmlose Waffen. Wir wollen doch sogleich nachsehen,« setzte er hinzu, indem er zu dem Navajo trat und einen andern Pfeil aus dessen Köcher nahm, der ihm noch auf dem Rücken hing. Nachdem er die Spitze in ähnlicher Weise geprüft hatte, fuhr er fort: »ich sagte es ja; da, sehen Sie her: grasgrün! Er schoß übrigens zweimal; – wo ist der andere Pfeil? Kameraden, helft mir suchen. So etwas darf nicht zurückbleiben.«

Mehrere der Jäger sprangen von den Pferden herunter und suchten nach dem zuerst geschossenen Pfeile.

Ich deutete ihnen die Richtung und wahrscheinliche Entfernung an so gut ich konnte und nach wenigen Augenblicken war er gefunden. *El Sol* nahm ihn und goß wieder ein Paar Tropfen auf die Spitze. Sie wurde grün wie die des andern.

»Danken Sie Ihren Heiligen, *Haller*,« sagte der Coco, »daß nicht dieser die Wunde in Ihrem Arm machte, sonst würden wir, der Doctor und ich, alle Mühe gehabt haben, Sie zu retten. Aber was ist das? Noch eine Wunde? Er berührte Sie doch mit der Lanze. Lassen Sie sehen.«

»Es ist wohl nur ein Hautritz.«

»In dieser Gegend ist schon mancher solcher Hautritz tödtlich geworden, wenn man ihn vernachlässigte. *Luna*, etwas Baumwolle! Ich werde die Wunde zu verbinden suchen, daß Sie nichts davon zu fürchten haben. Sie verdienen das von mir; denn wenn *Sie* nicht wären, wäre *er* mir entkommen.«

»Wenn *Sie* nicht wären, würde er mich getödtet haben.«

»Es ist wohl möglich,« antwortete der Coco lächelnd, »daß Sie nicht so leicht davon gekommen wären. Ihre Waffe verrieth Sie treulos. Niemand darf erwarten, einen Lanzenstoß mit einer Büchse zu pariren, obgleich Sie es sehr gut thaten. Daß Sie beim zweiten Rennen das Pistol zogen, wundert mich nicht; ich hätte es selbst gethan, wenn mich der Lasso zum zweiten Male im Stiche gelassen ... Jetzt müssen Sie Ihren Arm ein Paar Tage im Bunde tragen. *Luna*, gib Deine Schärpe her.«

»Nein,« fiel ich ein, als ich sah, daß das Mädchen anfang die schöne Schärpe zu lösen, die sie um die Hüften gebunden trug. »Ich werde schon etwas anderes finden.«

»Das wird gehen,« fiel der junge Jäger *Garey* ein, »ich geb's gern.«

Er zog bei diesen Worten ein buntes Tuch aus seinem Busen und hielt es mir hin.

»Ich danke,« antwortete ich, obgleich ich recht wohl wußte, warum ich das Tuch erhielt. »Nehmen Sie dieß dafür,« und ich bot ihm eines meiner kleinen neumodischen amerikanischen Pistolen (Revolver) an, eine Waffe, die damals und an diesem Orte in Gold so viel werth als sie schwer war.

Der Jäger wußte dieß recht wohl und nahm also mein Geschenk sehr bereitwillig an; so hoch er es aber auch hielt, so ging ihm doch, wie ich sah, ein freundliches Lächeln darüber, das er von anderer Seite erhielt, und ich war überzeugt, daß die Schärpe doch bald in andere Hände überging.

Ich beobachtete dabei das Gesicht *El Sols*, um zu sehen, ob er dieses Nebenspiel bemerkt habe oder billige; ich konnte aber keine Veränderung in seinen Zügen bemerken. Er beschäftigte sich nur mit meiner Wunde und verband sie endlich wie ein Meister.

»So!« sagte er, als er zu Ende war; »nach ein Paar Tagen werden Sie im Stande sein, den Kampf fortzusetzen; jetzt haben Sie einen lahmen Arm, dafür aber das beste Pferd, das ich jemals gesehen. Ich wundre mich nicht, daß Sie es nicht verkaufen wollten.«

Die Leute hatten sich wieder in die Sättel geschwungen, um zu dem Lager zurückzukehren. Der höchste Hunger trieb uns dazu. In geringer Entfernung von dem Lager stiegen wir ab, pflähten unsere Pferde in dem Grase an und suchten nun nach den Fleischstücken, die wir in Menge hatten umher liegen sehen. – Kein Bissen war jetzt mehr davon übrig. Die Coyotes hatten unsere Abwesenheit benützt; denn nur die nackten Knochen lagen noch da. Selbst die häßliche Leiche des Zwergindianers war nur noch ein Skelett.

»So bleibt uns nichts als – Wolf,« sagte einer der Jäger, der denn auch sofort anlegte.

»Halt!« rief ihm *Seguin* zu. »Bist Du toll?«

»Ich denke nicht, Hauptmann,« entgegnete der Jäger, der mürrisch das Gewehr absetzte.

»Aber essen müssen wir doch und wie sollen wir etwas erhalten, wenn wir nicht schießen?«

Seguin antwortete nicht, sondern wies auf den Bogen, den *El Sol* eben bereit machte.

»Sie haben Recht, Hauptmann,« meinte nun der Jäger, »und ich bitte um Vergebung. Das hatte ich vergessen.«

Der Coco nahm einen Pfeil aus dem Köcher und probirte die Spitze mit seiner Flüssigkeit. Es war ein Jagdpfeil und also nicht vergiftet; er legte ihn auf die Sehne und schoß damit sofort einen weißen Wolf nieder. Dann zog er den Pfeil heraus, schoß einen zweiten, einen dritten und so fort bis fünf oder sechs solcher Thiere am Boden lagen.

»Noch einen Coyote, da Du einmal dabei bist!« rief einer der Jäger; »Leute wie wir müssen doch wenigstens zwei Gerichte haben.«

Die Jäger lachten über den Einfall, *El Sol* lächelte auch, nahm den Pfeil wieder und streckte nach kurzer Zeit einen Coyote nieder.

»Das wird nun wohl zu einer Mahlzeit genug sein,« sagte *El Sol*.

»Ja,« erwiderte der erstere; »wenn wir mehr brauchen, können wir noch einmal in unsere Vorrathskammer gehen . . . *Dies* Fleisch schmeckt am besten noch frisch.«

Die Jäger griffen nun zu ihren Messern und fingen an die Wölfe abzuhäuten und die Geschicklichkeit, mit der sie es thaten, bewies, daß sie große Uebung darin hatten. Jeder hatte bald sein Stück und fing an, dasselbe am Feuer zu braten.

»Wie nennt man denn nun den Braten?« fing Einer an, als sie zu essen begannen. »Rind oder Schöps?«

»Wolfsbraten, Du Schöps!«

»'s schmeckt am Ende so schlecht nicht.«

»So wie Ziege, nicht?«

»Meines schmeckt mehr wie Hund.«

»Der alte *Rube* hat schon andere Dinge gegessen, nicht wahr?«

»Wenn Ihr so lange im Gebirge gewesen wäret wie *der* da (und er wies auf sich selbst), würdet Ihr wohl auch öfter froh gewesen sein, hättet Ihr was Schlechteres zu kauen gehabt als Wolfsbraten.«

»Menschenfleisch wohl?«

»Ja, das meint *Rube*.«

»Jungens,« antwortete *Rube* selbst, ohne auf die vorhergegangenen Bemerkungen zu achten, aber offenbar in guter Laune, da er ja aß, »was ist das Schlechteste, schlechter noch als Menschenfleisch, was Ihr gegessen habt?«

»Weiberfleisch?«

»Du Naseweiß wirst ein andermal warten, bis wir Deine Witze hören wollen.«

»Das Schlechteste, was ich unter die Zähne gebracht habe,« sagte einer der Jäger, »ist die Moschusratte.«

»Ich habe Salbeihasen verzehrt, roh noch dazu,« fuhr ein Zweiter fort, »und was Bittereres kenne ich nicht.«

»Eulenfleisch ist auch schlecht,« fiel ein Dritter ein.

»Ich habe Stinkthier gegessen,« sagte ein Vierter, »und kanns auch nicht loben.«

»Carajo!« rief ein Mexikaner, »was meint Ihr zu Affen? Ich habe unten im Süden oftmals Affenfleisch gegessen.«

»Affenfleisch wird wohl zähe sein, aber ich habe meine Zähne an dürrer Büffelhaut probirt und die war auch nicht zart.«

»Der da,« sagte *Rube*, welcher mit diesem Ausdrucke immer sich selbst meinte, »hat alles gegessen, was da genannt worden ist, nur Affen nicht, denn in jenen Gegenden giebts keine. Sie mögen zähe sein oder nicht, bitter oder nicht, ich weiß es nicht; einmal aber hat der da etwas gekaut, das das Schlechteste war.«

»Was war's, *Rube*?« fragten Mehrere gleichzeitig, die gern wissen mochten, was der alte Jäger noch Schlechteres gegessen als das bereits genannte.

»Truthahn-Bussard war's.«

»Truthahn-Bussard?« wiederholte ein Jeder.

»Etwas anderes nicht.«

»Das muß eine stinkige Pille gewesen sein.«

»Das geht über Alles.«

»Wann war das, Alter?« fragte einer, der vermuthete, mit dem Vorfalle möge »eine Geschichte« zusammenhängen.

»Erzähle das, *Rube*, erzähle das.«

»Na,« begann der alte Ohrenlose, »vor so ein sechs Jahren wurde ich am Arkansas – wenigstens zweihundert Meilen unter Big Timmer – von den Rapahoes gehetzt. Die verfluchten Kerle nahmen mir die Biberfelle und Alles. Ha! ha! Den alten *Rube* fingen sie aber doch nicht.«

»Na,« fiel Einer ein, »daran wird ihnen auch nicht gerade viel gelegen gewesen sein.«

»Ich war also wie ausgezogen und hatte nichts als ein Paar Hosen, über zweihundert Meilen von irgend einer Wohnung. Bents waren die Nächsten und in der Richtung zu am Flusse hinauf lief ich hin. In meinem ganzen Leben hab' ich das Viehzeug nicht so scheu gesehen als damals. Hätte ich meine Falle gehabt, wären sie's nicht so gewesen; es war als merkten sie – die Fische im Wasser wie die Büffel auf der Prairie – wie schlecht's mir ging. Zwei Tage lang konnte ich nichts erwischen als Eidechsen und die kaum.«

»Die sind auch ein schlechtes Gericht,« meinte Einer.

»Du magst Recht haben; die Wolfskeule da ist besser.«
Und *Rube* machte einen neuen Angriff gegen ein Stück
»Wolfsbraten«.

»Ich kauete meine Lederhosen richtig ganz auf, so daß
ich nackt war wie Vater Adam.«

»War's Winter?«

»Nein, ich vermißte meinen Anzug weiter nicht, als
daß ich nicht mehr daran kauen konnte. Am dritten Tage
traf ich einen Bau von Sandratten. Der da hatte damals
längeres Haar als jetzt. Ich machte Schlingen daraus und
fang ein Paar der Ratten, aber sie wurden auch scheu und
so mußte ich diese Spekulation aufgeben. Ich wurde all-
mählig schwach und matt, so daß ich dachte, der da ha-
be am längsten gelebt. Es war bald nach Sonnenaufgang
und ich saß am Ufer des Flusses, als ich etwas auf dem
Wasser heruntergeschwommen kommen sah. Ein todter
junger Büffel war's und auf ihm saßen zwei Bussarde, die
das Fleisch loshackten. Sie waren weit von mir und das
Wasser war tief, aber ich nahm mir vor, das Fleisch her-
über zu holen. Auszuziehen brauchte ich mich nicht, so
sprang ich denn wie ich war ins Wasser und schwamm.
Ich war wohl noch zehn Schritte von dem »Kalbe«, als
ich schon roch, wie es mit ihm stand, aber ich schob es
doch an's Ufer in den Sand. Zu essen gab's nichts. Die
Bussards flogen darum und es kamen neue dazu. Da fiel
mir ein, ob ich mir nicht einen fangen könnte. Ich legte
mich daher dicht hinter das Kalb und stellte mich auch
todt. Es dauerte auch nicht lange, als die Vögel an das

Ufer herunterschossen und ein großer Hahn auf das Aas hüpfte. Ehe er sich einen zweiten Schnabel voll nehmen konnte, hatte ich ihn an den Beinen.«

»Hurra! gut gemacht!« fielen Einige ein.

»Der Kerl roch beinahe so schlecht als das Kalb, aber es blieb mir weiter nichts und so rupfte ich den Bussard.«

»Und du aßest ihn?« fragte Einer ungeduldig.

»Nein,« antwortete *Rube* langsam, ärgerlich über die Unterbrechung, »er fraß mich.«

Die Anderen lachten über diese Antwort und stellten damit die gute Laune des Alten wieder her.

»Roh?« fragte Einer der Jäger.

»Wie konnte es anders sein?« antwortete ein Anderer. »Er hatte ja keinen Funken Feuer und auch nichts, mit dem er Feuer hätte anmachen können.«

»Ihr seid dumme Kerle,« fuhr der alte *Rube* den letzten Sprecher an. »Feuer kann ich machen und wenn der nächste Funken in der Hölle wäre. Die übrigen Vögel hatten kaum gesehen, daß der alte Hahn gerupft worden, als sie auch scheu wurden und am andern Ufer des Flusses blieben. Meine List ließ sich also nicht noch einmal anwenden. Gleich darauf sah ich ein Paar Coyotes am Ufer herkommen. Ich wußte, daß es kein Spaß sein würde Einen am Bein zu packen, aber ich wollte es doch versuchen und legte mich wie das erstemal wie todt neben das todt Kalb. Angenehm war die Nachbarschaft nicht und es half mir nichts. Die pfiffigen Rackers sahen einen tüchtigen Knüttel daneben liegen und blieben in sicherer

Ferne. Ich gab schon Alles auf, als mir wieder etwas einfiel. Am Ufer lag viel angeschwemmtes Holz; das las ich auf und bauete davon eine Hüttenfalle rund um das Kalb her; nach einem Paar Minuten hatte ich sechs Rackers in der Falle.«

»Hurrah! Nun war Dir geholfen, Alter.«

»Ich nahm nun tüchtige Steine und warf damit all das Viehzeug todt. Jungens, so ein Herumspringen und Knurren und Beißen und Heulen wie da, als ich die Steinchen darunter warf, habt Ihr nicht gesehen und gehört. Ha! Ha!«

Und der verräucherte, alte Sünder lachte noch über sein Abenteuer.

»Du kamst doch nun sicher zu Bent?«

»Ja. Ich zog den Dingern die Felle mit einem scharfen Steine ab und machte mir daraus eine Art Hemd und Hosen. Der da wollte nicht grade nackt in's Fort kommen und sich auslachen lassen. Dann packte ich von dem Fleische so viel ein als ich brauchte und es reichte eine ganze Woche lang hin. *Bill Bent* war selbst da und Ihr alle kennt ihn. Wie ich kaute er auch und ich war noch keine halbe Stunde im Fort, so hatte ich einen funkelnagelneuen Lederanzug mit einer neuen Büchse, – die da, welche Ihr kennt. Ich probirte sie auch bald genug. Ha! Ha!«

Und der alte Jäger lachte vergnügt.

»Warum lachst Du, *Rube*?« fragte Einer.

»Warum ich lache? Ha! Ha! Ueber den besten Spaß bei der ganzen Sache. Ha! Ha!«

»So erzähl's!«

»So hört, warum ich lache. Ich war noch nicht drei Tage bei *Bent*, als – wer glaubt Ihr wohl, daß kam?«

»Wer? die Rapahoes?«

»Dieselben Indianer, die mich bestohlen hatten. Sie kamen in's Fort, um mit *Bill* zu handeln und sie hatten meine beiden Alten bei sich, mein Pferd und mein Schießholz.«

»Und Du bekamst sie wieder?«

»Gewiß. Dort steht meine Alte,« antwortete *Rube* und zeigte auf seine Stute. »Das Schießholz gab ich *Bill Bent* und behielt die Büchse da, weil sie besser war.«

»Du kamst also mit den Rapahoes zusammen?«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit meint. Aber seht Ihr da an der Büchse die Kerben?« der alte Jäger zeigte auf mehrere kleine Einschnitte in dem Schafte und fragte: »Fünf sind's, nicht wahr?«

»Eins – zwei – drei – vier – fünf.«

»*Das sind Rapahoes!* Ha! Ha!«

ZWÖLFTES KAPITEL. EINE JÄGERLIST.

Die Leute hatten unterdeß ihre Mahlzeit beendet und sammelten sich um *Seguin*, um sich mit ihm über das Weitere zu berathen. Einer war bereits als Schildwache auf den Felsen hinaufgeschickt worden, um uns Meldung zu machen, wenn etwa die Indianer auf der Prairie sichtbar würden.

Wir fühlten Alle, daß wir aus der Verlegenheit noch nicht heraus waren. Der Navajo war unser Gefangener

und seine Leute konnten zurückkommen, um ihn zu suchen. Er war eine zu wichtige Person – der zweite Häuptling – als daß er ohne alle Nachforschung hätte aufgegeben werden sollen und seine eigenen Leute, ziemlich die Hälfte des Stammes, kamen sicherlich an die Quelle zurück. Fanden sie ihn da nicht und entgingen ihnen unsere Spuren, so kehrten sie gewiß auf dem Kriegswege in ihr Gebiet zurück.

Dies machte aber natürlich unser Unternehmen unausführbar, da *Dacomas* Schaar allein stärker war als wir und trafen wir in ihren Gebirgen mit ihnen zusammen, so entkamen wir nicht.

Eine Zeit lang schwieg *Seguin* und sah an den Boden. Offenbar beschäftigte er sich mit einem Plane. Keiner der Jäger unterbrach ihn.

»Cameraden,« sagte er endlich; »das ist ein unglücklicher Fang, aber er konnte nicht umgangen werden. Es hätte noch schlimmer werden können. Jedenfalls müssen wir aber unsern Plan ändern. Gewiß kommen die Feinde zurück, um den Gefangenen zu suchen und nach Navajo umzukehren. Was dann? Unsere Schaar kann entweder zu dem Piñon nicht zurückkommen, oder nicht über den Kriegsweg ziehen. Man würde unsere Spur auffinden.«

»Können wir nicht geraden Wegs dahin reiten, wo die Uebrigen sind und dann über die alte Erzgrube gehen? Da kämen wir gar nicht an den Kriegsweg,« schlug Einer vor.

»Da würden wir mit den Navajoes zusammen treffen gerade wenn wir in ihrer Stadt wären. Das geht nicht,

Freund. Nicht viele von uns würden da zurückkommen. Heilige Jungfrau, nein!« entgegnete ein Mexikaner.

»Wir brauchen nicht mit ihnen zusammenzutreffen,« erwiderte der erste Sprecher. »Sie werden in der Stadt nicht bleiben, wenn sie hören, daß der Häuptling nicht zurück ist.«

»Allerdings werden sie nicht da bleiben,« sagte *Seguin*.

»Ohne Zweifel ziehen sie wieder den Kriegsweg, aber ich kenne die Gegend bei der Grube.«

»Ich auch, ich auch,« fielen mehrere Stimmen ein.

»Es giebt da kein Wild,« fuhr *Seguin* fort. »Wir haben keine Vorräthe und wir können also jenen Weg nicht einschlagen.«

»Wir würden verhungern, ehe wir durch die Mimbres gekommen.«

»Auch kein Wasser ist dort.«

»Nein, nicht so viel, daß sich eine Sandratte satt trinken könnte.«

»Wir müssen uns also entscheiden,« fuhr *Seguin* betrübt nach einer Pause fort; »wir müssen über den Kriegspfad nach dem Prieto – oder das Unternehmen ganz aufgeben.«

Das Wort »Prieto« im Gegensatz zu »aufgeben« veranlaßte alle Jäger ihren Scharfsinn anzustrengen und ein Plan nach dem andern wurde vorgeschlagen – die sämmtlich in der Wahrscheinlichkeit oder gar Gewißheit endigten, daß der Feind uns entdeckte ehe wir zu dem del Norte zurückkommen könnten. Sie wurden demnach alle verworfen.

Der alte *Rube* hatte noch kein Wort gesagt. Der ohrenlose Jäger hatte sich niedergekauert und zog Linien mit seinem Bowie-Messer, als wenn er den Plan zu einer Befestigung entwürfe.

»Was machst denn Du da, Alter?« fragte ihn Einer.

»Mein Gehör ist nicht mehr so gut wie es war ehe ich in das verdammte Land kam, ich glaubte aber zu hören, wir könnten nicht über den Kriegsweg der Wilden hinweg, ohne daß sie die Spuren entdeckten und nach zwei Tagen hinter uns wären. Das ist eine Lüge, sage ich.«

»Wie willst Du das beweisen?«

»Still, Du! Deine Zunge wackelt wie ein Biberschwanz bei Flutzeit.«

»Kannst Du eine Art und Weise angeben, *Rube*. Ich sehe, ich gestehe es, keinen Ausweg.«

Aller Augen wendeten sich nach diesen Worten *Seguins* auf den Jäger.

»Nun, Hauptmann, ich will's sagen, wie ich's mir denke. Es kann richtig, es kann falsch sein, aber weder die Apachen noch die Navajoes können eine Woche lang riechen, wohin wir uns gewendet haben. Wenn sie's doch thun, mögt Ihr mir die Ohren abschneiden.«

Das war ein Lieblingsspaß *Rube's* und die Jäger lachten; *Seguin* selbst konnte ein Lächeln nicht unterdrücken als er den Sprecher aufforderte, fortzufahren.

»Vor allererst,« sagte *Rube*, »werden sie vor zwei Tagen den Indianer nicht suchen.«

»Warum nicht?«

»Darum nicht. Er ist nur der zweite Häuptling und sie können recht wohl ohne ihn ziehen; aber das ist's nicht. Er vergaß seinen Bogen, noch dazu einen weißen, und Ihr alle wisset so gut wie der da, daß das in den Augen der Indianer eine große Schande ist.«

»Da hast Du Recht, Alter,« sagte Einer.

»So denkt der da. Nun seht Ihr auch, daß es sonnenklar ist, daß er zurückritt, ohne den Andern etwas davon zu sagen. Er verheimlichte es gewiß, wenn er's konnte.«

»Das ist nicht unwahrscheinlich,« sagte *Seguin*. »Weiter, *Rube*.«

»Noch mehr,« fuhr der Jäger fort, »ich wette, daß er verbot ihm zu folgen, weil er fürchten mußte, es sehe Einer, warum er zurückgeritten. Wenn er geglaubt hätte, sie wüßten es oder ahneten es nur, würde er einen Andern geschickt haben und nicht selbst gekommen sein.«

Das war alles sehr wahrscheinlich und da die Scalpjäger den Character der Navajoes genau kannten, so glaubten sie das, was sie hörten.

»Gewiß kommen sie zurück,« fuhr *Rube* fort, »jedenfalls die Hälfte des Stammes, aber wenigstens drei Tage vergehen, ehe sie wieder aus dem Wasser hier trinken.«

»Aber am nächsten Tage darauf haben sie unsere Spur.«

»Wenn wir dumm genug wären, sie sehen zu lassen.«

»Wie können wir das verhindern?« fragte *Seguin*.

»Das ist so leicht wie von einem Baumstamme herunter zu fallen.«

»Aber wie? wie?« fragten mehrere zu gleicher Zeit.

»Dadurch, daß wir sie auf eine falsche Fährte bringen. Versteht Ihr mich?«

»Ja, aber wie können wir das thun?« fragte *Seguin*.

»Hauptmann, Ihr Purzelbaum scheint Ihre Gedanken auch untereinander geschüttelt zu haben. Daß es die anderen dummen Kerls nicht auf den ersten Blick sehen, wundert mich weniger.«

»Ich gestehe, *Rube*,« antwortete *Seguin* mit einem Lächeln, »daß ich nicht einsehe, wie wir sie auf eine falsche Fährte bringen können.«

»Nun,« fuhr der Alte mit wohlgefälligem Lächeln über seine überlegene Erfahrung fort, »der da kann Euch sagen, wie Ihr sie auf eine Fährte bringen könnt, die sie gerade in die Hölle führt.«

»Hurrah, Alter!«

»Ihr seht einen Köcher auf dem Rücken des Indianers, nicht wahr?«

»Ja!« antworteten mehrere Stimmen.

»Und er ist, denke ich, ziemlich voll von Pfeilen.«

»Ja . . . Nun?«

»Einer von uns mag das Pferd des Indianers leiten – ein anderes, das dort gegangen, thut's auch – hin bis zum Kriegsweg der Apachen und die Dinger dort nach Süden zu einstecken und wenn die Navajoes der Richtung nicht folgen, bis sie zu den Apachen gekommen sind, so könnt Ihr dem da das Haar nehmen.«

»Viva! Er hat Recht! Hurrah!« riefen die Jäger aus.

»Sie brauchen nicht zu wissen, warum er dieser Spur gefolgt ist; sie werden seine Pfeile kennen und das ist

genug. Bis sie, mit den Fingern in der Fleischfalle, zurückkommen, haben wir Vorsprung genug.«

»Gewiß.«

»Sie brauchen,« fuhr *Rube* fort, »nicht hieher an die Quelle zu kommen; sie können weiter oben über den Kriegsweg gehen und uns an der anderen Seite des Gebirges treffen, wo es Wild genug giebt, Büffel die schwere Menge. Wir müssen hinüber, denn hier finden wir keine Büffel, da die Indianer gejagt haben.«

»Das ist sehr richtig,« bestätigte *Seguin*. »Wir müssen um das Gebirge herum, ehe wir hoffen dürfen Büffel zu treffen. Und so wollen wir uns denn sogleich an's Werk machen. Wir haben noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Was thun wir zuerst, *Rube*? Du hast den Plan angegeben, – ich verlasse mich nun auch wegen der Einzelheiten auf Dich.«

»Meiner Meinung nach, Hauptmann, müssen wir zuerst Jemanden in Galopp dahin schicken, wo die Anderen versteckt liegen. Er muß sie über den Kriegsweg herüberholen.«

»Wo sollen sie über denselben gehen?«

»Etwa zwanzig Meilen nach Norden ist ein dürrer Kamm mit losen Steinen. Wenn sie darüber reiten, werden sie nicht viel Spur hinterlassen.«

»Ich will sogleich Jemanden abschieken. Sanchez, Du hast ein gutes Pferd und kennst die Gegend. Es ist nicht über zwanzig (englische) Meilen bis dahin, wo sie versteckt sind. Bringe sie über den Kamm zurück und vorsichtig wie Du gehört hast. Du wirst uns am Nordende

des Gebirgs finden. Ihr könnt die ganze Nacht reiten und früh am Morgen bei uns sein.«

Der Stierkämpfer nahm, ohne ein Wort zu antworten, sein Pferd, sprang in den Sattel und ritt im Galopp nach Nordwesten.

»Es ist ein Glück,« sagte *Seguin*, indem er ihm einige Augenblicke nachsah, »daß sie den Boden hier umher zusammengetreten haben, sonst würden die Spuren bei unserem letzten Kampfe auch manches verrathen haben.«

»Dabei ist nichts zu fürchten,« antwortete *Rube*; »aber wenn wir von hier reiten, Hauptmann, dürfen wir ihrem Wege nicht folgen. Sie würden bald die entgegengesetzte Richtung der Hufe bemerken. Am besten werden wir thun, wenn wir uns unter den lockeren Steinen halten.«

»Was dann?«

»Das Nächste ist, die Knochen dort wegzuschaffen,« sagte *Rube* und wies nach der Gegend, wo das Geripp des Indianers lag.

»Sehr wahr; das hatte ich vergessen. Was thun wir damit?«

»Wir begraben es,« schlug einer vor.

»Nein! verbrennen!« rief ein Anderer.

»Das ist das Beste,« meinte auch ein Dritter und so wurde dieser Plan angenommen und ausgeführt.

»Nun, *Rube*, die Pfeile!«

»Das will ich mit *Garey* übernehmen; die beiden werden sie wohl so fest machen können, um jeden Indianer irrezuführen. Wir haben etwa vier Meilen weit zu gehen, und wenn wir zurückkommen, werdet Ihr die Schläuche

gefüllt und unsere Habseligkeiten zurecht gemacht haben.«

»So nehmt die Pfeile.«

»Vier sind genug für uns,« sagte *Rube*, der diese Zahl aus dem Köcher nahm. »Die anderen behaltet. Wir werden mehr Wolfsbraten brauchen, ehe wir aufbrechen. Ehe wir an die andere Seite des Gebirgs kommen, finden wir auch nicht einen Schwanz. *Bill*, jetzt hänge Du deine krummen Beine über den Mustang des Indianers. Es ist ein hübsches Pferd; meine Alte aber gebe ich doch nicht für eine ganze Armee dergleichen. Auch ein Stück von der schwarzen Feder nehmen wir mit.«

Der alte Jäger zog eine Straußenfeder aus dem Helm des Navajoe-Häuptlings und fuhr fort:

»Jungens, gebt mir auf meine Alte Acht, bis ich zurückkomme und lasset sie nicht davon laufen. Auch eine Decke brauch' ich, aber thut mir den Gefallen und redet nicht Alle auf einmal.«

»Hier, *Rube*,« sagten mehrere und hielten ihm ihre Decken hin.

»Mit einer ist's genug. Wir brauchen drei: meine, die Bills und die noch eines andern. Da, *Bill*, nimm sie vor Dich und reite nun etwa dreihundert Ellen an dem Wege der Apachen hinunter aber neben dem Wege und mache recht tiefe Hufspuren. Rasch!«

Der junge Jäger legte die Decken auf das Pferd des Indianers und jagte im Galopp in der ihm angegebenen Weise fort.

Als er etwa dreihundert Ellen weit geritten war, hielt er an, um die weiteren Weisungen abzuwarten.

Der alte *Rube* nahm gleichzeitig einen Pfeil, befestigte ein Stück der Straußenfeder an der Spitze und steckte ihn an eine der Stangen, welche die Indianer auf dem Lagerplatze hatten stehen lassen, so daß er mit der Spitze nach Süden wies in der Richtung des Weges hin, den die Apachen genommen hatten. Mit der schwarzen Feder war er so in die Augen fallend, daß ihn Jedermann sehen mußte, der von den Llanos her kam.

Als dies geschehen war, folgte der alte Jäger seinem Gefährten zu Fuße, hielt sich aber weit ab von den Pferdespuren und ging sehr vorsichtig, damit seine Fußstapfen nicht sichtbar würden. Als er zu *Garey* gelangte, steckte er einen zweiten Pfeil in den Boden, mit der Spitze ebenfalls nach Süden geneigt und so, daß er von dem ersten aus gesehen werden konnte.

Garey galoppierte dann weiter, immer an den Spuren fort, während *Rube* in der Prairie parallel mit jenem Wege hinging. Nach einer bestimmten Zeit hielt der erstere wieder an und zwar auf dem Wege; *Rube* kam zu ihm und legte die Decken aneinander auf den Boden nach Westen zu. *Garey* stieg ab und führte das Pferd vorsichtig auf die Decken. Da die Beine des Thieres immer auf zweien gleichzeitig ruheten, so wurde die hinterste, freigewordene, aufgenommen und, wieder vorn hingelegt. Dies wiederholten sie, bis das Pferd etwa fünfzig Pferdelängen in die Prairie hinausgebracht war.

Dann nahm *Garey* die Decken auf, schwang sich wieder in den Sattel und ritt langsam an den Fuß des Gebirges zurück, während *Rube* an den Kriegsweg ging und einen dritten Pfeil an die Stelle steckte, wo das Pferd ihn verlassen hatte. Darauf ging er noch eine Strecke weiter und steckte der Sicherheit wegen noch einen vierten ein.

Als dies geschehen war, trat er vorsichtig über den Pferdeweg nach Westen hinüber und kam wie sein Gefährte zurück. Die Arbeit war gethan, die List vollständig.

Auch *El Sol* war unterdeß geschäftig gewesen. Mehrere Wölfe waren erlegt und abgehäutet und das Fleisch in die Häute gepackt. Die Flaschenkürbisse waren gefüllt, unser Gefangener auf ein Maulthier gebunden und wir warteten nur auf die Rückkunft der beiden Jäger.

Seguin hatte beschlossen zwei Männer als Wachen auf den Bergen zu lassen. Sie sollten ihre Pferde im Versteck lassen und das Wasser für dieselben herbeiholen, so daß sie keine neuen Spuren machten. Einer sollte immer auf der Höhe sein und durch das Fernglas über die Prairie sehen. Sie konnten so die Navajoes zeitig genug erkennen, um selbst unbemerkt am Fuße des Berges hin zu entkommen. Zehn Meilen weit nach Norden, an einem großen Punkte, sollten sie noch einmal Halt machen, weil sie von da noch einmal die Prairie übersehen konnten und da bleiben, bis sie sich überzeugt, welche Richtung die Indianer von der Quelle aus nähmen, worauf sie uns nach-eilen und Nachricht bringen sollten. Als alle diese Anordnungen getroffen, auch *Garey* und *Rube* angekommen waren, stiegen wir zu Pferde und ritten um das Gebirge

herum; der Weg war so mit losen Steinen bedeckt, daß von den Hufen unserer Pferde keine Spur übrig blieb. Auf diesem Wege ritten wir vorwärts nach Norden, so ziemlich parallel mit dem »Kriegspfade«.

DREIZEHNTES KAPITEL. EIN BÜFFELTREIBEN.

Ein Ritt von zwanzig Meilen brachte uns an eine Stelle, wo wir die Vereinigung mit dem andern Haufen der Schaar zu bewerkstelligen gedachten. Wir trafen da einen kleinen Fluß, der nach dem San Pedro strömte und mit Weiden, Baumwollenbäumen und fettem Grase für unsere Pferde eingefaßt war. Hier lagerten wir, zündeten ein Feuer in dem Gebüsch an, kochten unser Wolfsfleisch und legten uns zum Schläfe nieder.

Die Cameraden fanden sich am nächsten Morgen ein, nachdem sie die ganze Nacht geritten waren. Ihre Lebensmittel waren zu Ende wie die unserigen und statt unsere müden Pferde ruhen zu lassen, ritten wir weiter in einen Paß der Sierra hinein, in der Hoffnung an der anderen Seite Wild zu treffen.

Gegen Mittag gelangten wir an der andern Seite in's Freie – auf kleine, von Gebüschwäldungen begrenzte und mit »Wald«-Inseln bedeckte Prairien. Diese waren mit hohem Grase bedeckt und überall bemerkten wir Büffel-»Zeichen«; gewiß erblickten wir bald einige.

Noch waren wir an dem Flusse, an welchem wir in der Nacht gelagert und machten Mittagshalt, um unsere

Thiere ausruhen zu lassen. Rund umher standen die stacheligen Cactus mit rothen und gelben Früchten in Menge. Wir pflückten sie ab und verzehrten sie begierig; auch fanden wir Beeren und die Wurzeln der *pomme blanche*, so daß wir uns sättigten ohne Fleisch.

Aber die Magen der Jäger verlangten nach ihrem Lieblingsgerichte, den Büffelbraten und nach zwei Stunden brachen wir wieder auf. Wir waren etwa eine Stunde in dem Buschholze geritten, als *Rube*, der als Führer einige Schritt voraus war, sich im Sattel umdrehete und hinabwärts zeigte.

»Was ist's, *Rube*?« fragte *Seguin* leise.

»Frische Tapfen, Hauptmann, – Büffel.«

»Wie viel wohl?«

»So etwa fünfzig. Sie sind durch das Dickicht dort, – ich kann den Himmel sehen. Nicht weit von uns ist freie Fläche.«

»Halt,« rief *Seguin*. »Und still! reite voran, *Rube* und Sie, *Haller*, Sie lieben die Jagd, kommen Sie mit uns.«

Ich folgte dem Führer und *Seguin* langsam durch das Gebüsch. Nach wenigen Minuten kamen wir an eine mit hohem Grase bedeckte Prairie, auf der sich die Büffel befanden. Es war, wie *Rube* voraus gesagt hatte, nur eine kleine Prairie, auf allen Seiten von Buschholz eingeschlossen. In der Mitte etwa befand sich eine »Insel« starker Bäume, die über blätterdichtes Unterholz hinausragten. Eine Reihe Weiden deutete auf Wasser.

»Dort ist Wasser,« sagte *Rube*; »sie haben sich eben die Nasen drin abgekühlt.«

Das war nicht zu verkennen, denn eben kamen einige der Thiere unter den Weiden hervor und wir konnten die nasse Erde an ihnen hängen sehen.

»Wie werden wir an sie kommen, *Rube*?« fragte *Seguin*.

»Können wir uns ihnen nähern? Was meinen Sie?«

»Ich glaube es nicht, Hauptmann. Das Gras würde uns kaum decken.«

»Wie also? Jagen können wir sie nicht, dazu ist kein Platz. Sie würden beim ersten Hetzen in einem Dickicht sein und uns sammt und sonders entkommen.«

»So gewiß als ständ's in der Bibel.«

»Was ist zu thun?«

»Der da sieht nur noch einen Plan, den wir anwenden könnten.«

»Und der ist?«

»Ein Kesseltreiben.«

»Richtig, – wenn wir es ausführen können. Wie ist der Wind?«

»Still wie ein Indianer, dem der Kopf abgeschnitten worden,« antwortete der Jäger, indem er eine kleine Feder von seiner Mütze nahm und sie empor warf. »Sehen Sie, Hauptmann, sie fällt gerade nieder. Wir können leicht um die Büffel herumkommen, ehe sie uns wittern und wir haben Leute genug, um sie einzuschließen. Uebrigens können wir zeitig genug anfangen, denn sie ziehen sich nach der Ecke dort.«

»So wollen wir die Leute theilen,« sagte *Seguin*, indem er sein Pferd herumdrehete: »führen Sie die eine Hälfte, ich will mich an die Spitze der andern stellen. Sie, *Haller*,

werden am besten thun, wenn Sie bleiben, wo Sie sind. Es ist hier ein ganz guter Stand. Haben Sie nur Geduld. Es kann eine Stunde vergehen, ehe wir alle aufgestellt sind. Sobald Sie das Horn hören, galoppiren Sie vorwärts und thun Ihr Bestes. Haben wir Glück, so erlangen wir ein gutes Abendessen, was Sie sehr ersehnen werden.«

Mit diesen Worten verließ mich *Seguin* und ritt zurück zu den Andern zugleich mit dem alten *Rube*. Sie wollten die Schaar in zwei Haufen theilen, nach entgegengesetzten Seiten abreiten und in bestimmten Entfernungen rund um die Prairie herum einen Mann zurücklassen. Alle sollten sich in dem Dickicht halten, bis das Signal gegeben würde. In dieser Weise – wenn die Büffel Zeit zur Ausführung des Planes ließen – würden wir sicher fast die ganze Heerde erlangen.

Sobald *Seguin* mich verlassen hatte, sah ich nach meiner Büchse und meinen Pistolen und setzte frische Zündhütchen auf. Dann blieb ich, weil ich nichts zu thun hatte, ruhig im Sattel sitzen und beobachtete die Thiere, die keine Gefahr ahnend weideten, und fürchtete nur, irgend ein Ungeschickter oder Ungeduldiger unter uns möge sich zu bald zeigen und so die Jagd verderben.

Nach einiger Zeit konnte ich die Vögel aus dem Gebüsch auffliegen sehen und das Schreien des blauen Hähers zeigte mir das Vorschreiten der Umstellung an. Gelegentlich warf ein alter Stier, am äußersten Rande der Heerde, seine zottige Mähne empor, schnoberte den Wind

ein, scharrte wild mit den Beinen und merkte wahrscheinlich, daß nicht alles richtig sei. Die andern schienen auf diese Aeüßerungen nicht zu achten, sondern graseten ruhig weiter.

Ich bedachte eben, wie sicher wir sie in die Falle bekommen würden, als ein Gegenstand an der Bauminself meine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Büffelkalb, das sich zu der Heerde begeben wollte und ich wunderte mich dasselbe von den übrigen getrennt zu sehen, da die Kälber den Wolf recht wohl kennen und sich immer bei der Heerde halten.

»Es wird an der Quelle zurückgeblieben sein,« dachte ich, »vielleicht drängten es die andern von dem Wasser und es konnte erst trinken, nachdem diese fort waren.«

Dann kam es mir vor als bewege es sich schwerfällig – als sei es verwundet – aber es ging in dem hohen Grase und ich konnte es nicht genau beobachten.

Ein Rudel Coyotes schlich sich wie immer der Heerde nach. Sie bemerkten das Kalb und fielen sofort sämtlich über dasselbe her, aber das Kalb schien sich durchzukämpfen und bald sah ich es nahe bei den Uebrigen, wo ich es aus dem Gesichte verlor.

Wiederum blickte ich an dem Unterholze umher, um zu sehen, wie weit die Cameraden mit der Umstellung gekommen. Ich konnte das Flattern glänzender Flügel sehen und die schrillen Laute des Hähers hören. Darnach kamen die Leute langsam genug vorwärts. Eine halbe Stunde bereits war vergangen und sie waren noch nicht zur Hälfte herum. Ich fing an zu rechnen und kam zu

der Ansicht, daß ich das Hornsignal unter einer Stunde nicht hören würde. Das verdroß mich, denn einer der Büffel nach dem andern streckte sich faul im Grase nieder, während die andern langsam grasend weiterzogen. Nur Einige wälzten sich wild umher und schlugen heftig hinten aus. Ich hatte von dieser seltsamen Eigenthümlichkeit dieser Thiere schon gehört und bedauerte, nicht besser zusehen zu können.

Endlich ließ sich der Hornruf hören und von allen Seiten gleichzeitig ein freudiger Hurrahruf. Ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte in die Ebene hinein. Fünfzig andere hatten gleichzeitig dasselbe gethan. Die Zügel hielt ich mit den linken Fingern, die Büchse quer vor mir. Der Hahn war gespannt und ich war entschlossen, den ersten Schuß zu haben. Ich hatte von meinem Standpunkte aus nicht weit zu dem nächsten Büffel und da mein Pferd wie ein Pfeil dahinflog, war ich bald in Schußweite.

»Schlafen die Thiere? Ich bin zehn Schritte von ihm und noch rührt er sich! So schieße ich ihn im Liegen!«

Ich legte meine Büchse an und wollte eben abdrücken, als ich etwas Rothcs bemerkte, – es war Blut.

Ich setzte mein Gewehr wieder ab und zog den Zügel an, aber ehe das Pferd stand, befand ich mich mitten unter der daliegenden Heerde. Mein Pferd rührte sich nicht und ich saß wie mit Zauberketten gebunden im Sattel. Blut vor mir, Blut um mich her! Wohin ich das Auge wandte, überall Blut!

Meine Cameraden kamen jubelnd herbei, aber ihr Jubeln schwieg bald und einer nach dem andern hielt bestürzt und verwundert sein Pferd an wie ich es gethan hatte. Und wie hatten wir uns nicht verwundern sollen? Da lagen die Büffel alle todt oder im letzten Todeszucken. Jeder hatte eine Wunde über dem Bug und aus ihr tropfte das rothe Blut herab. Was bedeutete dieß?

»Heilige Jungfrau! *Sacre Dieu!*« riefen die Jäger.

»Das hat sicherlich keine sterbliche Hand gethan.«

»Nein, wenn Ihr Indianer nicht so nennt,« bemerkte eine wohl bekannte Stimme. »Eine Rothhaut ist da und der da – seht!«

Ich hörte den Hahn eines Gewehres knacken und drehte mich plötzlich um. *Rube* hatte seine Büchse angelegt und meine Augen folgten unwillkührlich der Richtung, welche sie hatte. Im Grase bewegte sich etwas.

»Ein Büffel, der noch ausschlägt,« dachte ich als ich eine Masse braunen Haares sah; »es ist das Kalb.«

Kaum hatte ich dieß gedacht, als das Thier sich erhob und einen wilden menschlichen Laut ausstieß. Ein nackter Wilder warf die zottige Büffelhaut weg und streckte flehentlich uns die Hände entgegen.

Ich konnte ihn nicht retten. Die Büchse knallte, die Kugel flog dahin und der rothe Mann brach zusammen.

»*Rube*,« rief Einer aus der Schaar, »warum ließeest Du ihm nicht Zeit die Büffel abzuhäuten?«

»Sperrt die Augen auf, Jungens,« erwiderte *Rube*, indem er nach der Bauminselfah, »und Ihr werdet noch ein solches Kalb sehen; ich sehe das Haar einer Rothhaut.«

Die Jäger jagten davon, um das Wäldchen zu umstellen. Mich empörte dieses kalte Morden und ich ritt fast unwillkürlich an die Stelle, an welcher der Indianer gefallen war. Er lag auf dem Rücken, nackt bis auf den Schurz und seine Glieder zuckten noch leise im letzten Toteskampfe.

Die Haut, in welche er sich gehüllt gehabt, lag da, wo er sie weggeworfen, neben ihr ein Bogen nebst mehreren Pfeilen, die mit Blut befleckt waren bis an das gefiederte Ende.

Auch der alte *Rube* ritt an die Leiche heran und stieg gelassen von seiner Stute.

»Fünzig Dollars!« murmelte er, indem er sein Messer zog und sich über den Indianer bog. »Besserer Verdienst als beim Biberfang, sagt der da. Na, auf, Rothhaut!« fuhr er fort, indem er das lange Haar des Indianers erfaßte und das Gesicht emporhielt. »Laß Dir nur in die Physiognomie sehen! Hurrah! Ein Apache! Hurrah!«

Und Rachelust glänzte in den Zügen des seltsamen alten Mannes.

»Ein Apache ist er?« fragte Einer der Jäger, der zurückgeblieben war.

»Ja, ein Coyote-Apache, von derselben Race, die dem da die Ohren verschnitten hat. Ich kenne ihre Gesichter. Alter Wolf, habe ich Dich endlich! Du bist eine Schönheit, ja, ja.«

Mit diesen Worten umwickelte er seine linke Hand mit dem Haar des Indianers und mit zwei Schnitten hatte er sein Messer rund herum um den Kopf geführt, so genau

als wäre es mit einem Zirkel geschehen. Dann gab er mit der linken Hand einen Ruck, während er mit dem Messer nachhalf und – der Scalp war abgenommen.

»Ist Numero Sechs,« fuhr der Alte fort, während er den Scalp an seinen Gürtel hing. »Sechsmal fünfzig macht dreihundert Dollars für Apachen-Haar. Lohnt besser als der Biberfang, sagt der da!«

Er wischte darauf sein Messer an dem Haar eines Büf-fels ab und machte eine kleine Kerbe in den Schaft seiner Büchse neben die bereits daran befindlichen fünf. Diese sechs galten nur für die Apachen, aber als ich das Gewehr genauer ansah, bemerkte ich noch viele andere Reihen an diesem schrecklichen Register.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. NOCH EIN FANG.

Ein Schuß, der knallte, zog meine Aufmerksamkeit von dem ohrenlosen Jäger ab und als ich mich umdrehete, sah ich ein blaues Rauchwölkchen über die Prairie ziehen; auf was geschossen worden war, konnte ich freilich nicht sagen. Dreißig oder vierzig der Jäger hatten das Baumwäldchen umstellt, hielten sich aber noch in einiger Entfernung von demselben, gleichsam außer der Bogenschußweite. Die Büchsen hielten sie vor sich und sie riefen einander zu.

Allein war jedenfalls der Indianer nicht; vielmehr hatten sich mehrere in dem Dickicht versteckt. Viele konnten es indeß auch nicht sein, denn das Wäldchen war nicht groß genug, um mehr als ein Dutzend zu verbergen und

die scharfen Augen der Jäger blickten nach allen Seiten hin.

Es war ein grauenhafter Anblick und ich sah mich nach *Seguin* um, weil ich glaubte, er müsse diese barbarische Menschenjagd untersagen. Er sah meinen fragenden Blick, wendete aber sein Gesicht ab; wahrscheinlich schämte er sich der Arbeit, mit der seine Genossen beschäftigt waren; aber die Tödtung oder Gefangennehmung der Indianer, die sich in dem Wäldchen versteckt hatten, war eine nothwendige Maßregel geworden und ich wußte, daß meine Vorstellungen dagegen abgewiesen werden würden. Die Scalpjäger selbst hätten mich geradezu ausgelacht. Es war dies ja eben ihre Lust, ihr Gewerbe und ich bin überzeugt, daß sie in diesem Augenblick nichts anderes fühlten, als wenn sie auf der Bärenjagd gewesen wären. Nur ein wenig aufmerksamer und vorsichtiger mochten sie sein, – mitleidiger waren sie sicherlich nicht.

Ich wartete in peinlichster Spannung auf die Entwicklung dieses blutigen Dramas.

»Nun, Irländer,« fragte ein Mexikaner den *Barney*, »was siehst Du?«

Ich bemerkte da, daß der Irländer geschossen hatte.

»Eine Rothhaut,« antwortete der Gefragte.

»Wenn's nicht Dein eigener Schatten im Wasser war,« entgegnete der Andere neckend und ein anderer setzte hinzu:

»Vielleicht war es gar der Gottseibeius, *Barney*.«

»Es sah ihm sehr ähnlich,« antwortete *Barney*, »und ich hab's geschossen.«

»Ha! ha! *Barney* hat den Teufel erschossen!«

»Cameraden,« fiel *Garey* ein, »wir müssen einen bessern Plan machen. Indianer sind im Gebüsch, verlaßt Euch darauf.«

Er stieg ab und stellte sich so hinter sein Pferd, daß nur sein Kopf über den Sattelknopf hinausragte, auf dem er seine Büchse schußfertig liegen hatte. Einige andere stiegen ab und machten es ebenso wie *Garey*, der sein Pferd näher und näher an das Gebüsch führte. Es herrschte dabei eine Todtenstille. Bald waren sie dicht am Wäldchen und noch immer zischte kein Pfeil heraus. War wirklich kein Indianer drinnen? Es schien so und die Jäger wagten sich in das Dickicht hinein.

Ich sah in der höchsten Aufregung zu und fing an zu hoffen, daß die Jagd vergeblich sein werde. Auf jeden Ton lauschete ich. Ich hörte das Knacken der Zweige, dann mit einem Mal eine Stimme, die rief:

»Eine todte Rothhaut! Hurrah für *Barney*?«

»*Barney's* Kugel ist ihm mitten durchgegangen! Kommt und seht die große That des Himmelblauen!«

Ich ritt nun langsam auch hin und sah, daß sie den Körper eines Indianers heraus ins Freie schleppten. Er war nackt wie der andere, todt und sie schickten sich an ihn zu scalpiren.

»Na, komm *Barney*!« rief Einer scherzend; »das Haar ist Dein. Du hast den Mann geschossen; er kommt Dir von Rechtswegen zu.«

»Und der Scalp ist wirklich fünfzig Dollars werth?«

»Unter Brüdern.«

»Will denn Einer so gut sein und ihn für mich abschneiden.«

»Mit Vergnügen,« antwortete der Jäger ganz in der Weise und in dem Tone des Irländers, indem er den Indianer scalpirte und den Scalp *Barney* hinreichte.

Barney nahm die blutige Trophäe, schien sich aber nicht eben sehr darüber zu freuen. Der arme Teufel mochte sich oftmals gegen die Garnisonsdisciplin vergangen haben, aber Blut hatte er jetzt offenbar zum erstenmale vergossen.

Die Jäger durchsuchten nun zu Fuß das Wäldchen sehr genau, denn noch immer traueten sie sich nicht. Es war ein dritter Bogen mit dem Pfeil darauf gefunden worden. Wo war der Besitzer desselben? Sollte er aus dem Dickicht entkommen sein?

»Wenn der Indianer fort ist,« sagte *Garey*, »so haben wir keine Zeit zu verlieren, sondern müssen die Büffel so rasch als möglich abziehen. Ich glaube, es giebt kaum zwanzig Meilen von hier viele seines Stammes.«

»Seht dort unter den Weiden, dicht am Wasser!« rief die Stimme des Hauptmannes.

Es war ein Teich da mit trübem Wasser, an dem Ufer von den Büffeln eingetreten. An der einen Seite hingen die Weiden hinein. Mehrere der Jäger gingen dahin und fingen an, mit ihren Lanzen in dem Wasser zu suchen. Der alte *Rube* war unterdeß auch zu ihnen gekommen.

Er zog eben mit den Zähnen den Stöpsel von dem Pulverhorne, offenbar in der Absicht wieder zu laden. Seine kleinen schwarzen Augen blitzten gleichzeitig nach allen Seiten hin. Plötzlich schien ein Gedanke in ihm aufzutau-chen. Ich sah wie er das Pulverhorn wieder zustöpselte, den Irländer, der ihm zunächst stand, am Arme faßte und ihm zuflüsterte: »Barney, gib Dein Schießholz her, aber geschwind!«

Barney reichte ihm sofort sein Gewehr und nahm dafür das nicht geladene dem alten Jäger ab.

Rube griff rasch zu und stand einen Augenblick da als wolle er nach etwas in dem Teiche schießen. Mit einem Male aber drehte er sich halb herum, richtete das Gewehr hoch und schoß in die dichten Aeste.

Es folgte ein gellender Schrei und ein schwerer Körper fiel durch die Zweige herab zu meinen Füßen nieder. Warme Tropfen – Blut! – spritzten mir in das Gesicht, in die Augen, so daß ich sie rein reiben mußte. Gleichzeitig stürzten Menschen überall aus dem Dickicht heraus. Als ich wieder sehen konnte, verschwand eben ein nackter Indianer im Gebüsch.

»Gefehlt, zum Teufel!« rief der alte Jäger. »Verfluchtes Schießholz!« setzte er hinzu, warf dem Irländer das Gewehr hin und lief mit dem Messer in der Hand nach.

Ich folgte mit den Uebrigen und hörte mehrere Schüsse durch das hohe Gras. Der Indianer lief noch immer, flüchtig wie eine Antelope, nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack, um seinen Verfolgern, die hinter ihm

herschossen, kein sicheres Ziel zu gewähren. Noch hatte ihn keine der Kugeln so getroffen, daß er nicht weiter konnte, doch hielt er sein Entkommen für unmöglich.

Einige der Jäger liefen dem Indianer noch immer nach, während die Klügsten nach ihren Pferden stürzten. Diese befanden sich sämmtlich an der andern Seite des Dickichts mit Ausnahme der Stute *Rube's*. Sie weidete da, wo der alte Jäger abgestiegen war, mitten unter den gefallenem Büffeln, gerade in der Jagdlinie.

Als der Wilde sich ihr näherte, schien ihm plötzlich ein Gedanke beizukommen; er bog ein wenig aus seiner Richtung ab, zog den Pflock aus der Erde, rollte die Leine mit der Gewandtheit eines Gaucho zusammen und schwang sich auf das Pferd.

Es war ein vortrefflicher, aber unglücklicher Einfall des Indianers. Kaum hatte er den Sattel berührt, so ließ sich ein starker eigenthümlicher Laut hören, der über alle andern schallte, – ein Ruf, den der ohrenlose Jäger ausstieß. Das Pferd verstand ihn sogleich und statt, wie es der Reiter wollte, vorwärts zu gehen, drehete es sich rasch herum und galoppierte auf uns zu. Ein Schuß, der in diesem Augenblicke auf den Wilden abgefeuert wurde, verwundete die Stute, die die Ohren spitzte und so heftig um sich schlug, daß sie alle vier Beine auf einmal in der Luft zu haben schien.

Der Indianer versuchte sich wieder aus dem Sattel herunter zu schwingen, bei dem fortwährenden Ausschlagen des Pferdes konnte er aber lange nicht ins Gleichgewicht

kommen. Endlich wurde er wirklich heruntergeschleudert und fiel auf den Rücken. Ehe er sich wieder aufrufen konnte, hatte ihn ein Jäger erreicht und stieß ihm die Lanze durch den Leib.

Es folgte nun ein Fluchconcert, in welchem *Rube* die Hauptrolle hatte. »Verdammte Schießhölzer!« rief er einmal ums andere und da er wegen der Verwundung seines Pferdes böse war, setzte er auch oft genug hinzu: »ihr schieläugigen Grünschnäbel, könnt Ihr nicht sehen, wohin Ihr schießt?« Das Pferd war indeß nicht gefährlich verletzt und der laute Zorn des Alten ging deshalb allmählig in leises Brummen über, bis auch dies endlich aufhörte.

Da kein anderer Indianer mehr irgendwo versteckt zu sein schien, so war nun die Hauptsache den Hunger zu stillen. Bald brannten die Feuer und ein reichliches Mahl von saftigem Büffelfleisch brachte die gewünschte Wirkung hervor.

Nach der Mahlzeit wurde Kriegsrath gehalten und beschlossen, nach der alten Mission weiter zu ziehen, die, wie man wußte, etwa zehn Meilen entfernt war. Dort konnten wir uns im Nothfalle gegen einen Angriff der Coyoteros vertheidigen, zu denen die drei getödteten Wilden gehörten. Alle fürchteten, sie könnten unsere Spur finden und uns einholen, ehe wir aus den Ruinen abgezogen wären.

Die Büffel wurden schnell abgezogen und gaben reichlichen Vorrath, dann wendeten wir uns westlich nach der Mission.

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. EIN BITTERER TRANK.

Wir erreichten die kleine Ruine bald nach Sonnenuntergang, verscheuchten die Eulen und Wölfe und schlugen unser Nachtlager unter den verfallenden Mauern auf. Unsere Pferde wurden in dem lange vernachlässigten Garten angepfählt, wo das reife Obst ungepflückt und unbenutzt herabfiel. Wir zündeten Feuer an, welche die grauen Mauern freundlich beleuchteten und Fleisch von unserm Vorrathe wurde gebraten.

Wasser gab es in Fülle. Ein Arm des San Pedro floß dicht an den Mauern der Mission vorbei. In dem Garten wuchsen Yams, auch Trauben, Granatäpfel, Melonen, Birnen, Pfirsiche und Aepfel und so hielten wir ein köstliches Mahl.

Bald war es beendet und nun wurden Wachen auf den Wegen ausgestellt, die zu den Ruinen führten. Die Leute waren schwach und ermüdet von ihrem letzten langen Fasten und so legten sie sich bald auf ihre Sättel und schliefen.

Wir wollten drei Tage da bleiben oder so lange, bis das Büffelfleisch gedörrt worden.

Es waren langweilige Tage für mich und die Faulheit enthüllte die schlechten Eigenschaften unter meinen halbwilden Genossen. Gräßliche Späße und noch gräßlichere Flüche klangen mir fortwährend im Ohr, bis ich mich entschloß, mit dem alten Botaniker, dem diese drei Tage hohe Feste waren, in den Wald zu gehen.

Auch mit dem Maricopa unterhielt ich mich. Der seltsame Mann war wissenschaftlich hochgebildet und konnte fast jeden berühmten Schriftsteller. Nur wenn ich über ihn selbst mit ihm sprechen wollte, war er zurückhaltend.

Seguin war während dieser drei Tage schweigsam und verschlossen; er achtete wenig auf das, was um ihn her vorging. Die Ungeduld schien ihn zu peinigen, denn er sah oftmals nach dem zum Dörren aufgehängenen Fleische. Viele Stunden verbrachte er auf den umliegenden Höhen, von wo er nach Osten schaute, nach der Stelle, von welcher unsere Spione von dem Piñon kommen mußten.

In den Ruinen befand sich ein noch festes plattes Dach; dahin begab ich mich gewöhnlich gegen Abend, wenn die Sonne nicht mehr sehr heiß schien. Das Plätzchen gewährte eine schöne Aussicht auf das Thal, sein Hauptreiz für mich aber war die Einsamkeit, die ich da fand. Die Jäger kamen selten hinauf und ihre rohen Reden drangen nicht so weit. Ich breitete da meine Decke aus, streckte mich darauf und dachte der Vergangenheit oder überließ mich den noch süßeren Zukunftsträumen.

Ich bin an meinem Lieblingsplätzchen, auf dem platten Dache. Es ist Nacht, aber kaum merkt man es. Der volle Herbstmond zieht am Himmel herauf, still und majestätisch in dem wolkenlosen blauen Raume. In dem fernen Vaterlande war er der Erntemond. Hier scheint er

auf keine Ernte, auf keinen Schnitter, aber die, in allen Climates schöne Jahreszeit, ist in dieser romantischen Einöde darum nicht minder lieblich. Ich befinde mich in der Hochebene der nördlichen Anden viele tausend Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft ist dünn und trocken, wie ich an der größern Deutlichkeit der Gegenstände und an der scheinbaren Nähe der Berge erkenne, die, wie ich weiß, weit entfernt sind; ich erkenne es an dem Mangel der drückenden Wärme, an der rascheren Bewegung des Blutes durch meine Adern, an dem leichten Athmen. Leider ist dies die Heimath der hektischen Wange und des eingesunkenen Auges.

Die Luft ist dunstlos und erfüllt von dem weißen Mondenlichte. Mein Auge ruht auf merkwürdigen Gegenständen, auf eigenthümlichen Pflanzengestalten, die mir neu sind. Ich sehe in dem Mondenschein die lanzenförmigen Blätter der Yuca, die hohen Säulen der Pitahaya und die zackigen Blätter des Cochinell-Cactus.

Töne schwimmen in der Luft – Lagergeräusch – Stimmen von Menschen und Thieren, aber, Gott sei Dank, ich verstehe die Worte der Jäger nicht. Eine andere Stimme gefällt mir mehr, – der Gesang des Spottvogels, der Nachtigall der westlichen Welt, der seine nachahmenden Töne von dem Wipfel eines Baumes in der Nähe herabschmettert und die Luft mit lieblicher Melodie erfüllt.

Der Mond steht hoch oben am Himmel über mir und ich sehe ihn weiter und weiter schwimmen. Einen Gedanken in mir scheint er zu beherrschen und zu leiten, – die Liebe. Wie oftmal haben Dichter von dem Einfluß

des Mondes auf dieses süße Gefühl gesungen! Bei ihnen aber war es nur ein Einfall, – ein gefälliges Bild; aber zu allen Zeiten und in allen Landen ist er ein Glaube. Woher kommt er? Ist er uns mitgetheilt worden in dem Flüstern der Gottheit, in demselben Flüstern, das uns des Gottes Dasein kündet? Ist jener Glaube also nicht Wahrheit? Ist nicht die Seele doch am Ende ein Stoff, – ein elektrisches Fluidum? Und wenn dies ist, warum sollte nicht der Mond auf sie wirken? Warum sollte sie nicht ihre Flut- und Ebbezeit haben wie die Luft und das Meer?

Es ist schmerzlich, Männer, die sonst hoch verehrt wurden, im Lichte der Neuzeit tief herabsinken und ihre mühsam aufgebauten Systeme einstürzen zu sehen; es ist schmerzlich in Bibliotheken zu bleiben, die nichts beweisen, als daß unsere Väter Kinder waren gegen uns, wie wir einmal Kinder sein werden gegen unsere Nachkommen; es ist schmerzlich daran zu denken, daß man eines Tages tiefsinnige Philosophen und Gelehrten nur noch wegen ihres haarspaltenden Scharfsinns bewundern wird, nicht wegen dessen, was sie erdacht.

Ich hing solchen Gedanken nach, während ich in tageshellem Mondenscheine dalag; ich dachte an die Vergangenheit unter diesen Ruinen, an die Thaten – Wohlthaten und Missethaten – der Priester da und ihrer Knechte; aber nicht lange weilten da meine Gedanken, sie wanderten dahin zurück, wo ich die Geliebte, die schöne Zoë verlassen hatte.

Dachte sie wohl auch meiner? betrübte sie meine Abwesenheit? Sehnte sie sich nach meiner Rückkehr? Wurden ihre Augen feucht, wenn sie von der einsamen Terasse weit in die Ferne hinausblickte?

Mein Herz antwortete mit heftigen Schlägen: »ja! ja!«

Wie lange aber sollten die gräßlichen Szenen währen, die ich um ihretwillen erduldet? Tage – viele Tage noch, fürchtete ich. Ich liebe Abenteuer – und mein ganzes Leben ist eine Reihe von Abenteuern gewesen, – aber solche?! Noch hatte ich kein Verbrechen begangen, obgleich ich ruhig – aus Noth – hatte morden sehen. Konnte und mußte mich die Nothwendigkeit nicht zwingen eben so blutige Thaten zu begehen, wie die Männer um mich her?

In dem Plane, den *Seguin* mir vorgelegt hatte, war von solchen muthwilligen Grausamkeiten, wie ich sie gesehen, nicht die Rede gewesen. Rückwärts aber konnte ich nicht blicken; – ich mußte vorwärts schauen – vielleicht über andre Szenen von Blut und Grausamkeit – zu der glücklicheren Stunde, wo ich mein Versprechen gelöst und den Preis gewonnen hatte – *Zoë*, die schöne *Zoë*!

Mein träumerisches Sinnen wurde unterbrochen. Ich hörte Stimmen, Fußstritte. Sie naheten sich der Stelle, wo ich lag. Ich konnte zwei Männer im ernstesten Gespräche mit einander sehen. Sie bemerkten mich nicht, da ich hinter herabgefallenen Steinstücken und im Schatten lag.

Als sie näher kamen, erkannte ich die Sprache meines Canadiers, dessen Begleiter, der Irländer *Barney*, nicht zu verkennen war.

Beide waren, wie ich in der letzten Zeit bemerkt hatte, sehr dicke Freunde geworden und waren meist beisammen. Ihr Erscheinen war mir jetzt sehr lästig, doch veranlaßte mich die Neugierde still zu liegen und zu horchen.

Barney sprach, als sie kamen.

»Ja,« sagte er, »ich wüßte nicht, wie weit ich diese Nacht noch um ein Paar Tropfen davon liefе. Ich hatte das Fäßchen schon früher gesehen, aber soll mich . . ., ich hielt's für Wasser. Wer kann denn glauben, daß der alte Kerl ein ganzes Fäßchen voll bei sich hat und alles für sich allein behält! Du weißt es jetzt gewiß, daß es richtig ist?«

»*Oui, Oui*, es werden sein *aguardiente* – Branntwein.«

»Branntwein! Whisky! *Aguardiente!*«

»*Oui, monsieur*, ick haben ihn gerochen, serre viele Zeit; er sein von Riechen serre groß, serre gut.«

»Warum stahlst Du ihn aber nicht selbst? Du weißt ja, wo ihn der Doctor versteckt hat und konntest leichter dazu kommen als ich.«

»Warum? *Pourquoi*, wie sackt der Franzos. Weil ick half pack die *choses* von der Err le docteur? *Par dieu*, er würde mich aben gleich in der Verdackt.«

»Das sehe ich noch nicht ein, nein. Er kann Dich auch im Verdacht haben, wenn Du ihn nicht gestohlen hast. Wie dann?«

»Da ich mack ein groß Schwur: nein, *non!* Ich da ab eine rein Kewisse.«

»Aber den Schnapps müssen wir haben! Wenn Du ihn nicht stiehlt, so thue ich's. Ist's so recht?«

»*Oui, serre gut!*«

»Nun, so ist es jetzt Zeit oder nie. Der alte Kerl ist eben fort gegangen, wie ich selbst gesehen habe und hier ist ein prächtiges Plätzchen, wo wir ihn trinken könnten. Komm zeig' mir, wo er den Schnapps hat und bei St. Patrick, ich bin der Mann, der ihn holt.«

»*Oui, monsieur!*«

So unverständlich das Gespräch zu sein scheint, so verstand ich doch sehr bald, was man meinte. Der Botaniker hatte unter seinem Gepäck ein kleines Fäßchen *aguardiente* – Spiritus – um in demselben neue Eidechsen- oder Schlangenarten, die er vielleicht fände, aufzubewahren. Was ich hörte, war also ein Complot, dem Doctor das Fäßchen mit dem Inhalte zu stehlen.

Anfangs wollte ich aufspringen und sie von ihrem Vorhaben abhalten, auch meinem Voyageur die Leviten tüchtig lesen; aber kurzes Nachdenken überzeugte mich, daß sie in anderer Weise viel empfindlicher gestraft werden würden, und zwar dadurch, daß ich sie ungestört thun ließ.

Ich erinnerte mich sehr wohl, daß der Doctor vor einigen Tagen eine Art Natter, zwei oder drei Eidechsen und ein sehr häßliches Geschöpf gefangen hatte, das in der Jägersprache der gehörnte Frosch heißt. Sie alle hatte er in das Fäßchen gesteckt. Der Franzose und der Irländer

wußten das nicht und ich nahm mir also vor, sie erst davon trinken zu lassen, ehe ich einschritt. Da sie jedenfalls mit dem Fäßchen bald zurückkamen, blieb ich ruhig wo ich war. Auch hatte ich wirklich nicht lange zu warten. Sie kamen wieder und *Barney* trug das Fäßchen. Sie setzten sich dicht neben mich, schlugen den Spund ab, füllten von der Flüssigkeit ihre Becher und fingen an zu trinken. Ein durstigeres Menschenpaar hatte wohl kaum Jemand gesehen; im Nu hatte jeder seinen Becher geleert.

»Hat aber doch einen seltsamen Beigeschmack,« sagte *Barney*, nachdem er den Becher von den Lippen genommen hatte.

»*Oui, monsieur.*«

»Nach was schmeckt's doch?«

»Ick nicht weiß was. Es rieckt wie . . . , wie . . . «

»Wie Fisch, nicht?«

»*Oui*, schleckt Fisch, – schlimm *bouquet!*«

»Die Mexikaner haben gewiß etwas hinein gethan; aber stark ist das Zeug und schlecht gar nicht. Freilich, ächt irländischer wär' mir lieber. Ach, Mutter Moses, ächt irländischer!«

Und der Irländer schnalzte mit der Zunge und nickte mit dem Kopfe, um seine Bewunderung für »ächt irländischen« noch deutlicher auszudrücken.

»Aber Schnapps ist Schnapps,« fuhr *Barney* fort, »und wenn wir keinen bessern haben können, sehe ich nicht ein, warum wir den da verschmähen sollten. Laß mir also

noch einen Becher voll aus dem Fäßchen heraus.« Dabei hielt er das Gefäß hin.

Godé füllte den Becher noch einmal.

»*Mon dieu!*« rief er aber gleich darauf. »Was ist da in mein Becker?«

»Was soll's sein? Zeig her. Hm! Das Ding sieht drollig aus.«

»*Sacré!* Da sein die texanisch, von die Frosch ... Da sein auch die Geruck von die schlimm Fisch! *O – a!*«

»Bei der heiligen Mutter Gottes, in meinem Becher ist auch was! Jesus, eine Scorpion-Eidechse!«

»*Sacré!* Wir sein todt gemackt mit der Gift!«

Es mochte den beiden Sündern schlimm zu Muthe und im Magen sein nach den Tönen, die ich vernahm. Ich konnte nicht länger liegen bleiben, stand auf und brach in ein lautes Lachen aus. Das und das Jammern der Sünder rief eine große Anzahl der Jäger herbei und wohl niemals war in diesen Mauern so aus Herzensgrund gelacht worden als jetzt.

Der Doctor freilich, der auch dazu kam, freuete sich gar nicht über das Geschehene. Nach kurzem Suchen wurden indeß die Eidechsen gefunden und wieder in das Fäßchen gesteckt, das noch Spiritus genug enthielt. Der durstigste Jäger rührte es gewiß nicht wieder an.

ZWEITES KAPITEL. DIE GESPENSTISCHE STADT.

Am Morgen des vierten Tages trafen unsere Spione ein und meldeten, daß die Navajoes nach Süden gezogen wären. Sie waren an die Quelle zurückgekommen und in

der durch die Pfeile angegebenen Richtung abgezogen, – *Dacoma's* Schaar, etwa dreihundert Krieger.

Es blieb uns demnach nichts mehr zu thun, als so schnell als möglich zu packen und unsern Ritt nach Norden fortzusetzen.

Nach einer Stunde waren wir Alle im Sattel und folgten dem felsigen Ufer des San Pedro. Mit Anstrengung gelangten wir noch denselben Tag in das öde Thal der Gila, an der wir in der Nacht lagerten und zwar neben berühmten Ruinen aus der Zeit der Azteken.

Mit Ausnahme des Botanikers, des Coco-Häuptlings und vielleicht *Seguins* kümmerte sich wahrscheinlich Niemand um diese interessanten Alterthümer. Die »Spur« von grauen Bären, die wir in dem Sumpfboden bemerkten, lag den Jägern weit mehr am Herzen als die Scheiben von Töpfergeschirr mit den gemalten Hieroglyphen darauf. Zwei der Bären wurden wirklich in der Nähe des Lagers entdeckt und es entstand ein heftiger Kampf, bei welchem Einer der Mexikaner beinahe das Leben verlor, jedenfalls einen ansehnlichen Theil seiner Haut im Stich lassen mußte. Die Thiere wurden erlegt und figurirten zum Theil bei unserm Abendessen.

Am zweiten Tage ging es an der Gila hinauf, nach der Mündung des San Carlos, wo wir wiederum Nachtlager hielten. *Seguin* wollte etwa hundert Meilen an diesem Flusse hinaufgehen und sich dann östlich nach dem Gebiete der Navajoes wenden. Dieser Plan erregte indeß Unzufriedenheit und aufrührerisches Geflüster und Gemurmel. Trotzdem gingen Einige an den Ufern hin und

fanden richtig einige Goldkörner. Das lenkte ihre Aufmerksamkeit von dem Prieto ab; der San Carlos konnte sich auch so reich erweisen; er hieß seit einiger Zeit auch ein »Goldfluß«. Ueber den Prieto mußten wir indeß jedenfalls und so wurde die Ruhe wieder hergestellt, wenigstens für einige Zeit. Auch der Charakter *Seguins* wirkte, denn wegen unbedeutender Dinge trat ihm Niemand in der Schaar entgegen. Sie kannten ihn zu gut und obgleich wenige dieser Jäger einen hohen Werth auf ihr Leben legten, wenn sie nach ihrem »Berggesetz« im Rechte zu sein glaubten, – so wußten sie doch, daß ihr Zögern zum Zwecke Gold zu suchen gegen ihren Vertrag mit ihm und gegen seinen Wunsch war. Mehrere in der Schaar trieben überdies ähnliche Beweggründe wie *Sequin* und diese wünschten gleich lebhaft, so schnell als möglich in das Gebiet der Navajoes zu kommen.

Und noch etwas hatte Einfluß auf die Mehrheit, die Schaar *Dacoma's* mußte unsere Spur finden und uns verfolgen, sobald sie von dem Wege der Apachen zurückkam. Wir hatten demnach keine Zeit zu verlieren mit Goldsuchen, was die Einfältigsten unter den Scalpjägern einsehen mußten.

Mit Tagesanbruche waren wir wieder auf dem Marsche und ritten am Ufer des San Carlos hin. Wir waren nun in die große Wüste gelangt, die sich nördlich von der Gila bis zu den Quellen des Colorado zieht und hatten keinen Führer, denn Niemand in der Schaar hatte jemals diese unbekannten Gegenden betreten. Selbst *Rube* kannte diesen Theil des Landes nicht. Auch hatten wir keinen

Compaß, doch dessen bedurften wir nicht. Es waren wenige unter der Schaar, die nicht auf den Grad genau Norden oder Süden, oder auch bei Tage oder in der Nacht – nach dem Aussehen des Himmels bis auf zehn Minuten die wahre Zeit angeben konnten. Man gebe solchen Wanderern einen hellen Himmel mit den »Zeichen« der Bäume und Felsen und sie brauchen weder Compaß noch Uhr. Das lange Leben unter dem blauen Himmel des hohen Prairielandes und der »Gebirgs-Parks«, wo selten ein Dach ihnen die Aussicht verdeckte, hat diese kühnen Reisenden zu Astronomen gemacht.

Außerdem hatten wir einen Führer, der so wenig irrt als die Magnetnadel, denn wir befanden uns in der Gegend der »Polarpflanze«, deren Blätter fast bei jedem unserer Schritte uns die Richtung angaben.

Mehrere Tage lang ritten wir nach Norden durch ein Land mit seltsam aussehenden Bergen, deren Gipfel in phantastischen Gestalten und Gruppierungen zum Himmel stiegen. Einmal sahen wir halbkugelförmige Formen gleich Kirchenkuppeln: dann stiegen gothische Dome vor uns auf, dann wiederum scharfe, ganz spitze Zacken schnurgerade. Wir sahen Säulen, die wiederum andere trugen, gleichsam riesige Druidentempel. Zu dieser seltsamen Gestaltung kam die glänzendste Färbung. Es gab da roth, weiß, grün und gelb gestreifte Felsen und zwar in so frischen Farben gestreift, als wären sie eben von der Palette des Malers gekommen.

Kein Rauch hatte sie verdunkelt, seit sie aus der Tiefe heraufgestiegen oder heraufgetrieben worden waren.

Keine Wolke umhüllte sie, wir befanden uns nicht in einem Wolkenlande, kein Fleckchen zeigte sich am Himmel. Wir sahen über uns nichts, nichts als den blauen unbegrenzten Aether.

Ich dachte an die Bemerkungen *Seguins*.

Es lag etwas Anregendes in dem Anblicke dieser glänzenden Berge, – etwas Lebendiges, das den Eindruck der gänzlichen Oede minderte, von welcher wir umgeben waren. Manchmal konnten wir kaum den Gedanken abweisen, als befänden wir uns in einem dicht bevölkerten Lande, – in einem hoch cultivirten und reichen Lande mit großartigen Bauwerken. Aber wir reiseten durch den ödesten und wildesten Theil der Erde, den kein menschlicher Fuß je betrat als etwa einer in Moccassins, – und durch das Gebiet der »Wolf-Apachen« und der elenden Yambaricos.

Wir ritten noch immer an dem Ufer des Flusses hin und suchten, wie wir Halt machten, gelegentlich nach Goldkörnern. Es fand sich indeß nur in kleinen Mengen und die Jäger fingen an laut von dem Prieto zu sprechen, wo das glänzende Metall in »Klumpen« liegen sollte.

Am vierten Tage, nachdem wir die Gila verlassen, gelangten wir an eine Stelle, wo der San Carlos sich durch hohe Felsen zwängte. Da machten wir für die Nacht Halt. Am andern Morgen überzeugten wir uns, daß wir dem Flusse nicht weiter folgen könnten, ohne über die Berge

zu klimmen und so entschloß sich *Seguin* ihn zu verlassen und sich östlich zu wenden. Die Jäger begrüßten diese Erklärung mit wildem Hurrah! Sie träumten wiederum von Gold.

Wir blieben an dem San Carlos bis Mittag und erquickten unsere Pferde in dem Wasser. Dann stiegen wir auf und ritten in die Ebene hinein. Wir wollten den Weg bis in die Nacht hinein fortsetzen, bis wir Wasser fänden, da ein Anhalten ohne dieses nichts nützte.

Wir waren noch nicht weit gekommen als wir erkannten, daß die schreckliche »*Jornada*« vor uns lag, eine jener gefürchteten »Strecken« ohne Gras, Baum und Wasser. Vor uns konnten wir einen niedrigen Gebirgskamm sehen, der von Norden nach Süden lief und darüber hinaus einen höheren, auf dem sich schneebedeckte Gipfel befanden. Am Fuße dieser Kette fanden wir sicherlich Wasser, vielleicht den Fluß, den wir suchten, – aber die Entfernung war eine ungeheure. Fanden wir kein Wasser an der nähern Bergreihe, so gab es ein Abenteuer, – die Gefahr zu verdursten.

Wir ritten über den dünnen Boden hin, – über Lavaebenen und scharfe Steine, welche die Hufe unserer Pferde verletzten und manche lahm machten. Keine Spur von Vegetation als hier und da einige bräunlich grüne Beifußstöcke oder stinkende Kreosotpflanzen. Keine Spur von einem lebenden Wesen außer der braunen und häßlichen Eidechse, der Klapperschlange und der Wüstengrille, die zu Tausenden auf der verbrannten Erde herumkrochen

und von den Pferden zertreten wurden. »Wasser! Wasser!« war das Wort, das man in mehreren Sprachen aussprechen hörte.

Kaum waren wir zwanzig Meilen von dem San Carlos entfernt, so befand sich in unsern Flaschenkürbissen kein Tropfen mehr – der Staub der Ebenen und die heiße Luft hatten ungewöhnlichen Durst erzeugt und wir leerten sie bald aus.

Spät am Nachmittag waren wir aufgebrochen und bei Sonnenuntergang schienen die Berge auch noch nicht eine Meile näher gekommen zu sein. Wir reiseten die ganze Nacht und als die Sonne wiederum aufging, waren wir noch weit von ihnen. So groß ist die Täuschung in dieser hohen crystallhellen Luft.

Die Leute kaueten, wenn sie sprachen. Sie hielten Bleikugeln im Munde oder Steine, um den Mund feucht zu erhalten.

Endlich erreichten wir den Fuß der Berge, aber – keine Spur von Wasser!

Die Berge waren kalte dürre Felsen, so unfruchtbar, daß nicht einmal der Kreosotbusch Nahrung auf ihnen fand. Wir vertheilten uns nach allen Seiten hin, krochen in den Schluchten umher, gaben aber nach langer vergeblicher Mühe verzweifelnd endlich das Suchen auf.

Eine Schlucht schien durch den Gebirgskamm hindurch zu führen; wir ritten demnach still und betrübt hinein. Auf der andern Seite kamen wir bald heraus und da überraschte uns ein seltsamer Anblick.

Vor uns lag eine auf allen Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossene Ebene. Am fernsten Ende lief ein schneebedeckter Felsrücken hin, dessen ungeheure Gipfel vertikal viel tausend Fuß hoch stiegen. Schwarze Massen schienen höher und höher aufeinandergethürmt zu sein, bis sie unter dem blendenden Schnee verschwanden.

Am seltsamsten aber war die Fläche der Ebene. Sie war mit einer schneeweißen Decke belegt – scheinbar mit Schnee – und doch war die höhere Stelle, auf der wir uns befanden, nackter Boden und die Sonne brannte heiß darauf. Was wir im Thale sahen, konnte demnach nicht Schnee sein.

Ich dachte nur an Kälte und Oede, wenn ich über die einförmige Fläche hin nach den chaotischen Bergmassen blickte. Alles um uns her schien todt, die Natur in das Leichentuch gehüllt zu sein. Meine Gefährten empfanden wohl Aehnliches, aber keiner sprach und wir ritten hinab nach dem seltsamen Thale.

So weit wir sehen konnten, zeigte sich keine Spur von Wasser in der Ebene; aber es blieb uns nichts anderes übrig als sie zu überschreiten. An ihrer äußersten Grenze, am Fuße der Schneeberge, glaubten wir eine dunkle Linie zu erblicken – wahrscheinlich Wald; dahin wendeten wir uns.

Was wie Schnee in der Ebene ausgesehen hatte, war Soda. Der Boden war damit hoch bedeckt – mit so viel, daß das ganze menschliche Geschlecht damit hätte befriediget werden können – aber keine Hand rührte sich die Schätze zu holen.

Drei oder vier Felsenstücke lagen uns auf dem Herabwege nach der Ebene noch entgegen. Als wir um dieselben herum und weiter in die Ebene hereinkamen, entfaltete sich allmählig eine weite Oeffnung durch das Gebirge. Durch diese Oeffnung fielen die Sonnenstrahlen und warfen einen gelben Lichtstreifen über das eine Ende des Thales. Da schwammen die von dem Winde aufgetriebenen kleinen Crystalle zu Milliarden umher.

Als wir weiter abwärts kamen, nahmen die Gegenstände allmählig ein anderes Aussehen an. Wie mit einem Zauberschlage verschwand die Schneefläche, grüne Felder lagen vor uns und große Bäume mit dichten grünen Blättern stiegen empor.

»Baumwollenbäume!« rief Einer der Jäger aus, indem er nach den noch fernen Bäumen zeigte.

»Da wird's auch Wasser geben, denke ich,« bemerkte ein Anderer.

»Ja, solche Bäume wachsen nicht auf dürrer Prairie. Aber seht dort!«

»Bei Gott, da steht ein Haus!«

»Ein Haus? zwei, drei Häuser, – eine ganze Stadt! Seht!«

Ich ritt mit *Seguin* voran und hatte eine Zeit lang, in Gedanken versunken, auf die schneeweißen Crystalle am

Boden geblickt, so wie auf ihr Knistern unter den Hufen meines Pferdes gehört. Jene Ausrufungen veranlaßten mich aufzusehen und der Anblick, der sich mir darbot, trieb mich mein Pferd anzuhalten. *Seguin* hatte dasselbe gethan und ich sah, daß die ganze Schaar unserem Beispiel gefolgt war.

Wir waren eben um eine der Felsmassen herumgekommen, welche bisher unseren Einblick in die große Schlucht verhindert hatte. Jetzt befand sie sich gerade vor uns und an ihrer südlichen Seite erhoben sich die Mauern und Zinnen einer Stadt, den colossalen Verhältnissen der Gebäude und ihrer Entfernung nach, großen Stadt. Wir erblickten die Säulen von Tempeln und Thüren und Thore und Fenster, Balcons und Thürme, deren mehrere hoch über die Dächer hinausstiegen, während in der Mitte ein tempelartiger Bau stand, dessen Kuppel hoch über die anderen hinwegragte.

Ich schauete diese plötzliche Erscheinung mit ungläubigen Augen an. Es war ein Traum, eine Phantasie, – eine Luftspiegelung. Aber nein, *Luftspiegelung* konnte kein so vollständiges Bild hervorbringen. Da waren ja die Dächer, die Schornsteine, die Mauern und Fenster. Da waren die Brustwehren befestigter Häuser mit ihren regelmäßigen Zacken. Es mußte eine Stadt sein.

War es das Cibolo des spanischen Paters? War es die Stadt der goldenen Thore und Thürme? War also die Erzählung des wandernden Priesters doch Wahrheit? Wer hatte auch bewiesen, daß sie ein Märchen sei? Wer war

in diese Gegend eingedrungen, in das Land, in welchem eben die goldene Stadt Cibolo liegen sollte?

Ich sah, daß *Seguin* verlegen, erschrocken war wie ich selbst. Er kannte die Gegend nicht. Er hatte niemals eine solche Luftspiegelung gesehen. Eine Zeit lang saßen wir unbeweglich in unseren Sätteln. Sollten wir weiter reiten? Ja. Wir mußten Wasser finden; wir verdursteten und so trieben wir unsere Pferde an.

Wir waren einige Schritte weiter geritten, als die Jäger gleichzeitig einen Ausruf der Verwunderung ausstießen. Ein neuer, grauenhafter Anblick zeigte sich. Am Fuße des Gebirges zeigte sich eine lange Reihe dunkler Gestalten, – *Reiter*?

Wir rissen unsere Pferde zurück, – unsere ganze Schaar hielt an wie ein Mann.

»Indianer!« riefen mehrere aus.

»Es müssen Indianer sein,« murmelte *Seguin*. »Es giebt nur Indianer hier. Aber – solche? Es sind ja nicht Menschen! seht ihre gewaltigen Pferde und die langen Gewehre: *es sind Riesen!* Aber beim Himmel,« fuhr er fort, »es sind körperlose Wesen, – Gespenster!«

Die Jäger hinter uns gaben ihr Entsetzen durch mancherlei Ausrufungen kund. Waren dies die Bewohner der Stadt? Ihre Größe entsprach allerdings dem riesigen Verhältnisse der Gebäude.

Einen Augenblick schüttelte mich Grauen wie die übrigen, aber nur einen Augenblick. Ich dachte an das Brockengespenst und nun wußte ich, daß die Erscheinungen vor uns nur Täuschung, eine Luftspiegelung sein

konnten. Ich hob meine Hand über den Kopf, und – der vorderste der Riesen machte die Bewegung nach. Ich gab meinem Pferde die Sporen und galoppierte vorwärts. Er that dasselbe als wolle er mir entgegen kommen. Nach wenigen Schritten war ich aber über den strahlenbrechenden Winkel hinaus und der Schattenriese verschwand wie der Gedanke.

Die Leute waren mir gefolgt und sahen ebenfalls nichts mehr als sie über den Winkel hinausgekommen! Die Stadt war ebenfalls verschwunden, aber wir konnten die Umrisse mancher seltsamen Gestaltung der Felsen erkennen. Die hohen Baumgruppen waren nirgends mehr zu sehen, wohl aber zog sich ein langer Gürtel grüner Weiden – wirklicher Weiden – am Fuße des Berges hin und unter ihren Blättern glitzerte etwas in der Sonne wie Silberstreifen. *Es war Wasser*, – ein Arm des Prieto.

Unsere Pferde wieherten bei dem Anblick und bald nachher waren wir abgestiegen am Ufer und knieten vor dem freundlichen Geiste des Flusses.

DRITTES KAPITEL. DAS GOLDGEBIRGE.

Nach einem so ermüdenden Marsche mußten wir länger als gewöhnlich Halt machen und so blieben wir an dem Flusse den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht. Aber die Jäger sehnten sich den Prieto selbst zu erreichen und am nächsten Morgen ritten wir nach ihm hin. Mittags hatten wir sein Ufer erreicht.

Ein seltsamer Fluß war es und er strömte durch eine kahle, öde, unfruchtbare Berggegend. Er hatte sich mit

Gewalt Bahn durch die Felsen brechen müssen und schoß in einem Bette hin, das an den meisten Stellen ganz unzugänglich war und sah trübe und düster aus. Wo war der Goldsand?

Nachdem wir eine Strecke an dem Ufer hingeritten waren, machten wir an einem Punkt Halt, wo das Bett zu erreichen war. Die Jäger kletterten, alles andere vergessend, sofort über die steilen Uferwände hinunter an das Wasser und hielten sich kaum damit auf ihren Durst zu löschen. Sie krochen durch die engen Räume zwischen heruntergestürzten Felsmassen, hoben die Erde mit den Händen auf und wuschen sie in ihren Bechern aus; sie zerschlugen das Quarzgestein mit den Tomahawks und zerrieben es zwischen großen Steinen. Nirgends eine Spur von dem edeln Metalle! Sie mußten entweder zu hoch oben an der Quelle des Flusses sein oder das El Dorado lag noch weiter nach Norden.

Durchnäßt, müde, ärgerlich, unter Flüchen und Ausdrücken getäuschter Erwartung gehorchten sie dem Signale aufzubrechen. Wir ritten an dem Fluße noch weiter hinauf und machten für die Nacht Halt an einer anderen Stelle, wo unsere Thiere zu dem Wasser gelangen konnten.

Die Jäger suchten nochmals nach Gold und fanden wiederum nichts. Aufrührerische Stimmen ließen sich hören. Das Goldland lag weiter unten, meinten sie; der Hauptmann habe sie absichtlich an den San Carlos geführt, um den Aufenthalt bei dem Goldsuchen zu vermeiden; er kümmerge sich nicht um sie und wolle nur seine

Zwecke ausführen; seinetwegen könnten sie so arm zurückkehren wie sie gekommen und doch würde sich nie wieder eine so gute Gelegenheit zeigen.

So hieß es auf allen Seiten und mancher Fluch bekräftigte die Reden.

Seguin hörte entweder oder achtete nicht darauf. Er gehörte zu den Männern, die geduldig alles ertragen bis sich eine Gelegenheit zum Handeln zeigt. Von Natur war er allerdings heftig und ungestüm, wie alle Creolen, Zeit und Erfahrung mancherlei Art aber hatten ihm die Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben, welche der Führer einer solchen Schaar unbedingt besitzen mußte. Wenn er zur That gebracht war, wurde er, wie man im Westen sagt, »ein gefährlicher Mann« und die Scalpjäger wußten dies recht wohl. Auf ihr Murren achtete er nicht.

Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und zogen, immer am Prieto, weiter. In der Nacht hatten wir Feuer in der Ferne gesehen und wir wußten, daß sie in den Dörfern der Apachen brannten. Wir wollten aber ungesehen durch ihr Gebiet kommen und hatten die Absicht am Tage uns bis zur nächsten Nacht unter den Felsen versteckt zu halten.

Als der Morgen dämmerte, hielten wir in einer versteckten Schlucht, während mehrere von uns auf die Höhen stiegen, um die Gegend zu mustern. Wir konnten den Rauch über den fernen Dörfern emporsteigen sehen und statt uns verborgen zu halten, zogen wir weiter über eine mit Salbei und Cactus bewachsene Ebene. An jeder Seite thürmten sich Berge auf, gerade aus der Ebene empor

und in den phantastischen Gestalten, die ihnen in diesen Gegenden eigenthümlich sind.

Bald nach Sonnenaufgang kamen wir an eine indianische Furt und wir beschlossen, da über den Fluß zu gehen und an dem östlichen Ufer ihm weiter hinaufzufolgen.

Wir ließen unsere Pferde in dem Wasser satt trinken. Einige der Jäger aber waren bereits voraus und an dem steilen Ufer hinauf. Da überraschten sie uns durch ungewöhnliche Ausrufungen. Mehrere standen auf einer hohen Spitze und zeigten wie ängstlich nach Norden. Konnten Indianer da sein?

»Was ist's?« rief sie *Seguin* an.

»Ein Goldberg! Ein Goldberg!« lautete die Antwort.

Wir trieben unsere Pferde rasch den steilen Weg hinauf und oben erwartete uns allerdings ein merkwürdiger Anblick. Nach Norden hin, so weit das Auge reichte, blitzte und funkelte ein Gegenstand in der Sonne. Es war ein Gebirge und an den Seiten desselben, vom Fuße bis zum Gipfel, glitzerte es daran wie Gold. Das Auge konnte ohne geblendet zu werden nicht hinsehen. War es wirklich ein Goldgebirge?

Die Leute waren außer sich vor Entzücken. Das war also das Gebirge, von dem sie oft an den Lagerfeuern gehört hatten. Es war kein Märchen; da lag es ja vor ihnen in blendendem strahlendem Glanze.

Ich sah *Seguin* an. Seine Stirn war finster und gesenkt. Er kannte die Täuschung, eben so der Maricopa

und Richter. Auch ich hatte auf den ersten Blick die glitzernden Blättchen des Selenit erkannt.

Seguin ahnte aber auch, daß jetzt eine große Schwierigkeit bevorstand. Die glänzende Lockung lag weit aus unserm Wege ab, aber es ließ sich voraussehen, daß die Leute weder auf Vorstellungen noch auf Befehle hören würden, denn sie wollten hin zu dem lockenden Golde. Einige hatten schon ihre Pferde herumgezogen und wollten fortreiten.

Seguin befahl ihnen zu bleiben; – es folgte ein stürmischer Auftritt, eine Meuterei.

Vergebens stellte ihnen der Hauptmann die Nothwendigkeit vor, nach der Stadt zu eilen; vergebens machte er sie auf die Gefahr aufmerksam, von *Dacoma's* Schaar eingeholt zu werden, die bereits unsere Spur gefunden haben mußte; vergebens versicherten der Coco-Häuptling, der Doctor und ich, daß das Glänzende nichts als wertloses Gestein sei; – die Leute blieben bei ihren Wünschen, denn der Anblick hatte sie völlig berauscht; sie hatten den Verstand verloren; sie waren wie toll.

»Also vorwärts!« rief *Seguin*, der mit größter Anstrengung nur seinen Zorn zurückhielt. »Vorwärts, ihr Wahnsinnigen; Ihr sollet Euern Willen haben; wir wollen unser Leben Eurem Wahnsinne Preis geben.«

Mit diesen Worten riß er sein Pferd herum und ritt voraus nach dem Goldberge.

Die Leute folgten ihm jubelnd.

Nach einem langen Ritte einen ganzen Tag hindurch erreichten wir die Berge. Die Jäger sprangen von den

Pferden und kletterten an den blitzenden Felsen hinauf. Sie erreichten dieselben, schlugen Stücke mit den Tomahawks ab und untersuchten sie mit den Messern. Sie fanden nichts als Glimmer und glasigen Selenit. Beschämt und ärgerlich warfen sie die Steine von sich und Einer nach dem andern kam in die Ebene zurück. Keiner von ihnen sagte ein Wort, während sie still aufstiegen und mürrisch hinter dem Führer her ritten.

Wir hatten damit einen ganzen Tag verloren, trösteten uns aber mit dem Glauben, daß die Indianer, die uns folgten, denselben Umweg unsern Spuren nach machen würden.

Unser Weg ging nun nach Südwesten, da wir aber eine Quelle nicht weit vom Fuße der Berge fanden, so blieben wir die Nacht über da.

Nach einem weiteren Tagesritte nach Südosten erkannte *Rube* die Berge. Wir näherten uns der großen Stadt der Navajoes.

Diese Nacht lagerten wir an einem Arme des Prieto, der von Osten her kam. Eine weite Schlucht zwischen zwei Felsen bezeichnete seinen Lauf. Der Führer wies durch dieselben hindurch.

»Was ist's, *Rube*?« fragte *Seguin*.

»Da liegt die Stadt.«

VIERTES KAPITEL. NAVAJOA.

Es war gegen Abend am nächsten Tage, als wir am Fuße der Sierra und der Ausmündung der Schlucht ankamen. Weiter konnten wir dem Flusse nicht folgen, da

kein Raum und Weg daneben war. Wir mußten also über die südliche Wand hinweg. Es zeigten sich da auch bereits Spuren und wir folgten *Rube*, der hier unser Führer war.

Nachdem wir wohl eine Stunde lang auf dem grauenhaften Wege dicht am Abgrunde hin aufwärts gezogen waren, erreichten wir den Gipfel und blickten von da nach Osten. Wir hatten das Ziel unserer Unternehmung erreicht: die Stadt der Navajoes lag vor uns.

»Da! *Voilà!* Hurrah!« lauteten die Ausrufungen der Jäger.

»Mein Gott, endlich!« flüsterte *Seguin* und sein Gesicht erhielt einen eigenthümlichen Ausdruck. »Halt, Cameraden, Halt!«

Wir zogen die Zügel an, saßen still auf unsern müden Thieren und blickten über die Ebene hin. Ein herrliches – unter allen Umständen herrliches Panorama lag unter uns, aber für uns erhielt es unter den besonderen Umständen, in denen wir es sahen, ein eigenthümliches Interesse.

Wir befanden uns am westlichen Ende eines länglichen Thales und schaueten über die Länge desselben hin. Eigentlich war es kein Thal – wenn es auch in der Sprache des spanischen America so genannt wird – sondern eine auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossene Ebene. Seine Breite mochte von fünf bis zwölf (englische) Meilen betragen; es hatte das Aussehen wie eine grüne Wiese und seine Fläche wurde weder durch Busch noch durch Hügel unterbrochen, gleich als wäre ein stiller See in

einen Smaragd verwandelt worden. In der Länge wurde es durch einen anmuthig sich schlängelnden Fluß durchschnitten.

Aber die Berge! Wie wild und rauh sahen sie aus, besonders die an der Nordseite des Thales! Sie müssen Granit sein, der aus dem Innern der Erde herausgedrängt wurde. Ihr Anblick schon erinnert an Erderschütterungen. Ungeheure Massen hängen über und ruhen nur halb noch über unermesslichen Abgründen, als müßte sie die leiseste Berührung in die Tiefe hinunterwerfen. Dunkle Schluchten ziehen sich hinein. Hier und da schweben verkrüppelte Bäume – Zedern und Piñon – hoch oben in der Höhe und sind horizontal von den steilen Wänden herausgewachsen. In den Felsenritzen stehen die nackten verzerrten Cactus und düsteren Kreosotbüsche.

Auf der entgegengesetzten Seite – eine ganz andere Bildung! Da zeigt sich kein Granitstück, da steigen weiße Quarzzacken hoch in den Himmel hinauf, oben mit ewigem Schnee bedeckt. Sie sehen zusammen aus wie ein Wald von riesigen Nadeln. Am östlichen Ende des Thales treffen die beiden Bergketten zusammen. Wir befanden uns auf einem querlaufenden Kamme, der das Thal im Westen schloß und von diesem Punkte aus überschauten wir das Bild.

Da wo das Thal im Osten endet, erblicken wir einen dunkeln Hintergrund, der sich an die Felsen lehnt. Es mußte ein Fichtenwald sein, aber wir waren zu weit entfernt, als daß wir die Bäume hätten erkennen können. Aus diesem Walde schien der Fluß herauszukommen und

an seinen Ufern, dicht am Walde, bemerkten wir eine Anzahl seltsamer pyramidenähnlicher Gebäude. Es waren Häuser. Es war die Stadt Navajoa!

Wir blickten mit höchster Spannung dahin und konnten die Umrisse der Häuser erkennen, obgleich wir noch zehn (englische) Meilen davon entfernt waren. Es schienen seltsame Gebäude zu sein. Einige standen von den andern abgesondert, mit Terrassendächern und wir konnten Fahnen über denselben wehen sehen. Ein Gebäude, das größer war als die übrigen, hatte ein tempelartiges Aussehen. Es stand in der Ebene allein und mit dem Fernrohre konnten wir auf demselben zahlreiche Gestalten, menschliche Gestalten erkennen. Andere befanden sich auf den Dächern der kleinen Häuser und noch mehr bewegten sich auf der Ebene und trieben Heerden von Thieren – Maulthierern und Pferden vor sich her. Einige waren auch am Ufer des Flusses und andere sprangen in das Wasser hinein.

Mehrere Heerden Pferde weideten auf der Prairie und Schaaren von Schwänen, Gänsen und Kranichen flogen an dem Flusse hin.

Die Sonne ging unter. Die Berge waren von einem bernsteinfarbigen Lichte übergossen und die Quarz-Crystalle funkelten an den Gipfeln der südlichen Reihe. Es war ein unbeschreiblich schönes ruhiges Schauspiel. Aber ach, dachte ich, wie bald wird diese Ruhe durch wildes Geschrei, durch Mord, Brand und Raub unterbrochen werden.

Lange sagte keiner von uns ein Wort, – es war die Stille, welche einem Entschlusse vorhergeht. In der Brust meiner Gefährten regten sich Gefühle mancherlei Art, die von einander so weit entfernt waren wie Hölle und Himmel.

Einige saßen still in dem Sattel, blickten scharf über die Ebene hin und suchten, ob sie nicht ein geliebtes Wesen, – ein Weib – eine Schwester – eine Tochter erblickten, die da in Gefangenschaft schmachteten. Andere schauten mit gierigem Blicke auf die Stadt hinab, mit einem Blicke, der auf Rache deutete, oder auf Raublust, oder gar auf Mordsucht. Ich hatte mancherlei grauenhafte Reden auf dem Wege vernommen. Die Leute, die in ihren Erwartungen getäuscht waren, Gold im Gebirge zu finden, sprachen nun von dem Preise, mit dem die *Scalps* bezahlt würden!

Auf den Befehl *Seguins* zogen sich die Jäger unter die Bäume zurück und hielten Kriegs Rath. Wie sollte die Stadt genommen werden? Am hellen Tage konnten wir ihr uns nicht nähern. Die Bewohner mußten uns sehen, ehe wir hinkamen und konnten in den Wald entfliehen. Damit wäre aber unser Unternehmen völlig vereitelt gewesen.

Konnte nicht ein Theil von uns zu dem östlichen Theile des Thales herkommen, um die Flucht zu verhindern? Ueber die Ebene selbst hin nicht, denn die Berge stiegen steil und kahl gerade aus der Thalfläche auf ohne Ausläufer oder Gebüsch.

Konnten wir nicht die südliche Bergreihe umgehen und durch den Wald selbst herauskommen? Das würde uns sicher bis dicht an die Häuser bringen. Der Führer, den wir fragten, hielt die Ausführung für möglich, aber wir mußten dann einen Umweg von fünfzig Meilen machen. Dazu hatten wir nicht Zeit genug und so wurde auch dieser Gedanke aufgegeben.

So mußten wir in der Nacht an die Stadt zu kommen suchen und dabei blieb es. *Seguin* hatte indeß keineswegs die Absicht, in der Nacht einen Angriff zu machen; und wollte nur die Gebäude umstellen und bis zum Morgen sich in Hinterhalt legen. In dieser Weise war den Einwohnern die Flucht abgeschnitten und wir holten unsere Gefangenen am hellen Tage.

Die Leute legten sich an den Boden, behielten die Zügel ihrer Pferde in der Hand und warteten so auf den Untergang der Sonne.

FÜNFTES KAPITEL. EIN NÄCHTLICHER HINTERHALT.

Eine kurze Stunde vergeht. Die Sonne sinkt hinter uns hinab und die Quarzfelsen verlieren ihren Glanz; nur auf den höchsten Höhen zögern noch einige Lichtstrahlen, dann verschwinden sie ebenfalls und es ist Nacht.

In langer Reihe reiten wir von der Höhe hinab und erreichen die Ebene. Wir wenden uns zur Linken und halten uns am Fuße der Berge. Wir ziehen vorsichtig weiter und sprechen nur flüsternd mit einander. Gelegentlich machen wir Halt und halten Rath. Nach einer Strecke von zehn oder zwölf Meilen sind wir der Indianerstadt

gegenüber und von ihr nicht eine (englische) Meile entfernt. Wir können die Feuer in der Ebene brennen sehen und hören die Stimme derer, welche sich an denselben bewegen.

An dieser Stelle wird die Schaar getheilt. Eine kleine Anzahl bleibt zurück, versteckt sich in einer Schlucht unter Felsen und hütet den gefangenen Häuptling so wie die Maulthiere. Die Uebrigen ziehen weiter unter der Führung *Rubes*, der sie um die Ecke des Waldes herumbringt und hier und da ein Piquet zurückläßt.

Diese Piquets verbergen sich so gut als möglich, verhalten sich ganz still und warten auf das Hornsignal, das etwa gegen Tagesanbruch gegeben werden soll.

Die Nacht vergeht langsam. Eines der Feuer nach dem andern verlöscht, bis die Ebene von dem Dunkel mondloser Mitternacht umhüllt ist. Düstere Wolken ziehen am Himmel hin und verkünden Regen, – eine seltene Erscheinung in diesen Gegenden. Der Schwan giebt seine rauhen Töne von sich, – der Kranich schreit am Flusse und der Wolf heult an den äußern Häusern der Stadt. Die Riesenflattermaus wehklagt und wir hören das Flattern ihrer langen Flügel, wir hören Hufschläge auf der harten Ebene hin, das »Knabbern« der weidenden Rosse und das Klingeln des Gebißringes, denn die Pferde sind nicht abgezäumt. Gelegentlich brummt ein Jäger im Schlafe, weil er sich im Traume mit einem Feinde schlägt. So geht die Nacht hin.

Die Stimmen hören auf, als der Tag naht. Der Wolf heult nicht mehr; der Schwan und blaue Kranich schweigen; der Nachtfalke hat seinen gierigen Magen gefüllt und ruht auf einem Baume hoch oben auf dem Berge. Die Leuchtkäfer verschwinden in den kühlen Morgenstunden und die Pferde, die abgenagt haben, was sie erreichen konnten, stehen schlafend da.

Ein graues Dämmerlicht kriecht allmählig in das Thal, flackert schwach an den weißen Spitzen der Quarzberge und bringt eine rauhe kühle Luft mit sich, welche die Jäger erweckt. Einer nach dem andern erhebt sich und schüttelt sich, sie behalten die wollenen Decken um, sind müde und sehen blaß und verstört aus. Ihre staubigen Bärte und ungewaschenen Gesichter erhalten in dem Dämmerlichte ein gespenstisches Aussehen.

Nach einer kurzen Zeit wickeln sie die Leinen auf und befestigen sie an den Ringen, sehen nach den Flintenschlössern und ziehen ihre Gürtel fester an. Dann holen sie gedörrtes Fleisch hervor und essen es roh. Dabei stehen sie neben den Pferden, bereiten sich in den Sattel zu schwingen. Aber noch ist es nicht Zeit.

Das Licht sammelt sich mehr und mehr im Thale an. Der blaue Dunst, der in der Nacht über dem Flusse schwebte, steigt aufwärts. Wir können die Stadt sehen. Wie seltsam doch die Gebäude darin sind!

Einige sind höher als die andern, zwei, vier Stockwerk hoch und haben die Gestalt einer Pyramide ohne ihre Spitze. Jedes obere Stockwerk ist kleiner als das untere

und die Dächer der unteren dienen als Terrassen der oberen. Sie haben eine gelblich weiße Farbe wie der Lehm, aus dem sie gebaut sind. Fenster haben sie nicht, aber Thüren von außen in jedes Stockwerk und Leitern reichen von einem Stockwerk zum andern. Auf manchen Häusern oben sind Stangen, die Fahnen tragen. In diesen wohnen die vornehmsten Kriegshäuptlinge und großen Krieger der Nation.

Den Tempel können wir deutlich sehen. Er hat dieselbe Gestalt wie die Häuser, nur höher und größer. Oben auf dem Dache streckt sich ein gewaltiger Baum empor und an demselben weht oben eine Fahne mit einem seltsamen Zeichen daran.

Neben den Häusern sind die Corrals, die Einzäunungen mit Maulthieren und Pferden. Das Licht wird noch heller. Gestalten zeigen sich auf den Dächern und bewegen sich auf den Terrassen hin, menschliche Gestalten in hängenden gestreiften Gewändern. Wir erkennen die Navajo-Decke mit ihren abwechselnd schwarzen und weißen Streifen. Mit dem Fernrohre können wir sie noch deutlicher erkennen, selbst ihr Geschlecht. Ihr Haar hängt lose um sie her und tief im Nacken herab. Die Meisten sind Weiber, – Mädchen und Frauen. Auch viele Kinder sind da, so wie alte weißhaarige Männer. Auch einige andere Männer zeigen sich, aber sie sind keine Krieger, – die Krieger sind alle fortgezogen.

Sie kommen die Leitern herab und steigen von Terrasse zu Terrasse, gehen hinaus in die Ebene und zünden die Feuer wieder an. Einige tragen irdene Gefäße auf dem

Köpfe und gehen an den Fluß hinunter und schöpfen Wasser. Diese sind fast nackt. Wir können ihre braunen bloßen Körper sehen. Es sind Sklaven.

Nun steigen die alten Männer hinauf auf die Spitze des Tempels. Ihnen folgen einige Frauen und Kinder, einige in weißer, andere in hellfarbiger Kleidung. Das sind Knaben und Mädchen der Häuptlinge.

Ueber Hundert sind hinauf gestiegen und sie haben das höchste Dach erreicht. Neben der Fahnenstange steht ein Altar. Rauch steigt empor – Flammen folgen; sie haben ein Feuer auf dem Altare angezündet. Wir hören einen Gesang und die Töne der indianischen Trommel. Dann wird Alles still und Alle stehen unbeweglich, scheinbar schweigend, mit dem Gesicht dem Osten zugewandt.

Was bedeutet das?

Sie warten auf die aufgehende Sonne; denn die Sonne ist die Gottheit, die sie anbeten.

Die Jäger selbst sind neugierig und beobachten aufmerksam die Indianer. Da erglühet die höchste Spitze des Quarzgebirges, als stehe sie in Feuer. Sie ist vom ersten Strahl der Morgensonne getroffen. Der Felsen wird gelb nach unten. Andere Zacken beginnen zu leuchten, die Strahlen fallen auch auf die Gesichter der Sonnenanbeter. Und weiße Gesichter sind unter ihnen. Eines – zwei – viele weiße Gesichter – Frauen und Mädchen!

»Gott, laß es geschehen!« rief *Seguin* aus, indem er das Fernrohr zusammenschob und das Horn an seine Lippen

setzte. Die Töne zittern über das Thal hin. Die Reiter hören das Signal, brechen aus dem Walde, aus den Gebirgsschluchten hervor und galoppiren über die Ebene hin.

Nach wenigen Minuten haben wir einen Halbkreis um die Stadt gebildet und so reiten wir nach der Stadt zu. Die Gepäckmaulthiere sind zurückgeblieben wie der gefangene Häuptling, unter der Aufsicht einiger der Leute.

Die Hornklänge haben die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner erregt. Eine Zeit lang stehen sie entsetzt da, bewegungslos und starren auf den Reiterschwarm, der näher und näher der Stadt kommt.

Konnte es ein Scheinüberfall eines befreundeten Stammes sein? Nein. Die seltsame Stimme – der Hornton – ist den Ohren der Indianer neu. Nur einige haben ihn schon vorher vernommen und sie wissen, daß es der Kriegsklang der bleichen Gesichter ist.

Noch immer hindert sie ihre Bestürzung am Handeln. Sie sehen zu, bis wir ihnen nahe sind. Dann erblicken sie bleiche Gesichter – seltsame Rüstung und seltsam aufgezäumte Pferde. Es ist der weiße Feind.

Sie laufen von einem Punkte zum andern, von Straße zu Straße. Die, welche Wasser tragen, werfen ihre Gefäße ab und laufend schreiend nach ihren Häusern. Sie klettern auf die Dächer hinauf und ziehen die Leitern nach sich. Sie rufen einander zu. Man hört Männer, Weiber und Kinder schreien. Entsetzen liegt in jedem Gesicht, giebt sich in jeder Bewegung kund.

Unser Kreis ist unterdeß bis auf zweihundert Ellen an die Mauern vorgerückt. Da machten wir für den Augenblick Halt. Zwanzig Mann blieben als Außenposten zurück; wir andern reiten in einem Haufen dem Führer nach.

SECHSTES KAPITEL. ADELE

Wir wenden uns dem großen Gebäude zu, umringen dasselbe und machen Halt. Die alten Männer stehen noch immer auf dem Dache und zittern wie Kinder.

»Fürchtet uns nicht, wir sind Freunde!« ruft *Seguin* in ihrer Sprache und macht ihnen Zeichen. Seine Stimme aber wird unter dem fortdauernden Geschrei nicht gehört. Er wiederholt seine Worte und seine Zeichen. Da drängen sich die alten Männer zusammen an die Brustwehr. Einer unterscheidet sich von ihnen allen. Sein schneeweißes Haar reicht bis auf seine Brust herunter. Von seinen Ohren herab und auf seiner Brust hängen glänzende Schmucksachen. Er ist weiß gekleidet und scheint ein Häuptling zu sein, denn die andern gehorchen ihm. Er macht ein Zeichen mit der Hand und das Schreien hört auf. Dann tritt er ganz vor und ruft uns spanisch zu:

»Freunde?«

»Ja, ja, wir sind Freunde,« antwortet *Seguin* in derselben Sprache. »Fürchtet uns nicht. Wir wollen Euch nichts zu Leide thun.«

»Warum uns auch etwas zu Leide thun? Wir haben Frieden mit den Weißen in dem Osten. Wir sind die Kinder Montezumas, wir sind Navajoes. Was wollet Ihr von uns?«

»Wir kommen wegen unserer Verwandten, Euerer weißen Gefangenen. Sie sind unsere Weiber und Töchter.«

»Weiße Gefangene! Ihr verkennt uns. Wir haben keine Gefangenen. Die, welche Ihr sucht, sind unter den Apachen, weit im Süden.«

»Nein, sie sind bei Euch,« erwiedert *Seguin*. »Ich habe sichere Kunde, daß sie hier sind. Haltet uns also nicht auf. Wir haben ihretwegen eine weite Reise gemacht und werden ohne sie nicht umkehren.«

Der alte Mann wendet sich an seine Gefährten und spricht leise mit ihnen. Dann dreht er sich wieder herum zu *Seguin* und sagt:

»Glaube mir, Herr Häuptling, Du bist falsch berichtet worden. Wir haben keine weißen Gefangenen.«

»Schweig. Du altes Lügenmaul!« ruft *Rube* aus, der aus der Menge hervor sich drängt, seine Katzenfellmütze abnimmt und hinzufügt: »kennt Ihr den da? he?«

Der hautlose Kopf zeigte sich den Indianern und ein beunruhigendes Gemurmél entsteht unter ihnen. Der alte Häuptling scheint in Verlegenheit zu sein. Er kennt die Geschichte dieses Scalps. Auch durch die Reihen der Jäger lief ein Gemurmél. Sie haben beim Herannahen weiße Gesichter gesehen. Die Lüge empört und reizt sie und überall hört man Büchsenhähne knacken.

»Du hast unwahr gesprochen, alter Mann,« ruft *Seguin*. »Wir wissen es, daß Ihr weiße Gefangene habt. Bringt sie hervor, wenn Ihr Euer eigenes Leben retten wollt.«

»Und geschwind!« schreit *Garey* hinauf, indem er zugleich seine Büchse drohend erhebt; »geschwind, oder ich färbe den Flachs auf Deinem alten Kopfe.«

»Geduld, Freund! Ihr sollt unsere Weißen sehen, aber sie sind nicht unsere Gefangenen. Sie sind unsere Töchter, – die Kinder Montezumas.«

Der Indianer steigt zu dem dritten Stock des Tempels herunter, tritt durch eine Thür hinein und kommt gleich darauf mit fünf weißen Frauen in Navajo-Tracht heraus. Es sind Frauen und Mädchen und wie Jeder auf den ersten Blick sehen kann, von spanisch-mexikanischer Herkunft. Drei unter uns aber kannten sie noch besser. Drei der Jäger erkannten sie und wurden erkannt. Die Mädchen streckten ihnen mit Freudengeschrei die Arme entgegen.

»Pepe! Rafaela! Jesusita!« rufen die Jäger. »Kommt herunter! Schnell! Schnell!«

Die Leitern ruheten auf den obern Stockwerken und die Mädchen können sie nicht bewegen. Ihre Herren stehen schweigend dabei.

»Greift Ihr zu!« ruft *Garey*, indem er wiederum mit seiner Büchse drohet; »greift zu und helft den Mädchen oder ich hole mir Einen von Euch herunter.«

Die Indianer stellen die Leitern auf. Die Mädchen steigen herab und ruhen im nächsten Augenblicke in den Armen der Ihrigen. Zwei aber bleiben oben, denn nur drei

sind herabgekommen. *Seguin* ist abgestiegen und mustert sie. Keine ist die, welche er sucht. Er eilt die Leiter hinauf und mehrere folgen ihm. Er springt von Terrasse zu Terrasse bis zur dritten, wo die zwei Mädchen stehen. Er gleicht einem Wahnsinnigen. Sie fliehen vor ihm, denn sie verkennen seine Absichten. Sie schreien ängstlich. Eine ist alt – zu alt, die andere slavenartig und plump.

»Mein Gott, es kann nicht sein!« ruft er mit einem Seufzer aus. Er erfaßt eines der Mädchen – nicht unfreundlich – am Arm. »Sie hatte ein Merkmal!« murmelt er. Im nächsten Augenblick hat er dem Mädchen den Arm entblößt.

»Nein! nein!« ruft er wiederum. »Sie ist es nicht, sie ist nicht da.«

Er eilt fort zu dem alten Indianer, der vor seinem wilden Blicke entsetzt zurückweicht.

»Es sind nicht alle!« donnert er ihm zu. »Es sind noch andere da. Bringe sie hervor, Alter, oder ich schleudere Dich hinunter auf die Erde.«

»Es sind keine andern Weißen da,« erwiedert der Indianer mit finsterer entschlossener Miene.

»Eine Lüge! Dein Leben bürgt mir dafür! *Rube*, rede Du mit ihm.«

»Alter verdammter Hund. Du wirst Dein weißes Haar nicht lange mehr behalten, wenn Du sie nicht herausgibst. Wo ist sie! Wo ist die junge Königin?«

»*Al Sur!*« und der Indianer deutete nach Süden.

»Mein Gott! Mein Gott!« ruft *Seguin* in einem Tone, der seinem tiefen Schmerze entspricht.

»Glaube ihm nicht, Hauptmann! Ich habe viele Indianer in meinem Leben kennen gelernt, aber einen solchen Lügenteufel wie den da hab' ich noch nicht gesehen. Lügen ist sein Gewerbe. Er ist ihr großer »Arzt« und führt den ganzen Stamm an der Nase herum. Das Mädchen ist, wie sie sagen, Geheimniß-Königin. Sie weiß viel und steht dem alten weißen Lügner in seinen Hocuspocus und bei den Opfern bei. Darum mag er sie nicht verlieren. Ich wette, daß sie irgendwo hier ist und versteckt.«

»Cameraden!« ruft *Seguin* seinen Leuten zu, »nehmt Leitern, sucht jedes Haus durch und führt Alle heraus, Alte und Junge, auf die Ebene. Keinen Winkel lasset undurchsucht. Schafft mir mein Kind!«

Die Jäger stürzen fort nach Leitern, nehmen die von dem großen Gebäude und finden auch bald andere. Dann laufen sie von Haus zu Haus und schleppen die schreienden Bewohner heraus. In einigen der Häuser sind auch Indianer, Faule, Knaben und »Stutzer«. Einige sträuben sich und sie werden erschlagen, scalpirt von den Dächern heruntergestürzt. Eine große Volksmenge gelangt vor den Tempel – Mädchen und Weiber von jedem Alter.

Seguins Auge sucht eifrig; bei der Ankunft jeder neuen Gruppe mustert er die Gesichter. Vergebens. Viele sind jung und hübsch, aber braun wie Herbstblätter. Sie ist noch nicht gefunden.

Ich sehe die drei aus der Gefangenschaft Erlöseten neben ihren Verwandten stehen. Sie müssen es doch wissen, wo die Vermiße zu finden ist.

»Fragen Sie diese!« flüsterte ich dem Hauptmann zu.

»Sie haben Recht. Daran dachte ich nicht. Kommen Sie.«

Wir eilten die Leiter hinunter und traten zu den befreiten Mädchen. *Seguin* beschrieb Ihnen eilig die, welche er suchte.

»Es muß die Geheimniß-Königin sein,« sagte die Eine.

»Ja, ja!« fiel *Seguin* bebend ein. »Sie ist es.«

»So ist sie hier,« setzte eine Andere hinzu.

»Wo? wo?« fragte der halb wahnsinnige Vater.

Das wissen die Mädchen nicht.

»Ich sah sie noch diesen Morgen, – kurz vorher ehe Sie kamen.«

»Ich sah, wie *er* sie rasch fortzog,« setzte eine zweite hinzu, auf den alten Indianer deutend. »Er hat sie versteckt.«

»Vielleicht in die Estufa.«

»Was ist das?«

»Wo das heilige Feuer brennt, wo der alte Mann seine »Medizin« macht.«

»Wo ist das?«

»Den Weg wissen wir nicht. Es ist ein geheimer Ort, wo sie Menschen verbrennen.«

»Im Tempel ist es, irgendwo unter der Erde. Er weiß es. Nur *er* darf hinein. O, die Estufa ist ein gräßlicher Ort, sagen die Leute.«

Seguin fürchtete, seine Tochter könne in Gefahr sein, vielleicht schon todt, oder im Tode liegen. Ihm wie uns

allen fällt der boshafte Ausdruck in dem Gesichte des alten Indianers auf – ein echt indianischer Ausdruck – hartnäckige Entschlossenheit lieber zu sterben als das herauszugeben, was er verborgen halten will.

Seguin stürzt wieder zu der Leiter, eilt hinauf mit mehreren aus der Schaar und packt den Alten an dem schnee-weißen Haar.

»Führe mich zu ihr!« ruft er ihm zu; »führe mich zu der Königin, der Geheimniß-Königin, – *sie ist meine Tochter.*«

»Deine Tochter – die Geheimniß-Königin?« erwiedert der Indianer, der um sein Leben besorgt ist und doch noch sich sträubt. »Nein, weißer Mann, das ist sie nicht. Die Königin ist unser. Sie ist die Tochter der Sonne, das Kind eines Navajo-Häuptlings.«

»Versuche mich nicht länger, alter Mann, – nicht länger sage ich. Sieh, wenn ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt worden ist, müssen Alle diese da leiden. Keine lebendige Seele soll übrig bleiben. Führe mich zur Estufa.«

»Zur Estufa!« riefen mehrere Stimmen.

Kräftige Fäuste packten das Gewand des Indianers und sein langes Haar. Schon mit Blut befleckte Messer blitzten vor. Er wird die Leiter hinunter gedrängt. Da giebt er endlich den Widerstand auf, – denn er sieht, daß Widerstand Tod ist und führt zu dem Erdgeschosse des Gebäudes. Da tritt er in einen Gang hinein, der mit zottigen Büffelhäuten verdeckt ist. *Seguin* folgt, ohne die Hand von ihm zu lassen. Wir drängen dicht hinter Beiden nach.

Wir gelangen so durch lange, dunkele, abwärts führende Gänge, ein wahres Labyrinth und erreichen ein schlecht erhelltes großes Gemach. Gespenstische Bilder umgeben uns – die mystischen Symbole des gräßlichen Glaubens der Indianer. Die Wände sind behangen mit häßlichen Gestalten und den Fellen wilder Thiere. Wir sehen die unheimlichen Köpfe des grauen Bären, des weißen Büffels, des Carcajou, des Panthers und räuberischen Wolfes. Wir erkennen das Geweihe des Elenn und des grimmen Bison. Hier und da stehen auch Götzenbilder in ungeheuerlichen Gestalten, aus Holz geschnitzt oder vom rothen Thonsteine der Wüste.

Eine Lampe verbreitet schwaches Licht und auf einem Kohlenfeuer in der Mitte des Gemaches zuckt ein bläuliches Flämmchen. Das ist das heilige Feuer, – das Feuer, das Jahrhunderte lang dem Gott Quetzalcoatl gebrannt hat.

Wir halten uns bei der Betrachtung dieser Gegenstände nicht auf. Der Rauch von Holzkohlen erstickt uns fast. Wir laufen nach allen Richtungen hin, stürzen die Götzen um und reißen die geweihten Felle herunter.

Gewaltige Schlangen schlüpfen auf dem Boden hin und zischen zu unsern Füßen. Der ungewohnte Lärm hat sie gestört und aufgeschreckt. Auch wir erschrecken, denn wir hören die gefürchtete Klapper der Klapperschlange.

Die Leute stoßen mit den Flintenkolben nach ihnen und zerquetschen mehrere auf dem Steinpflaster. Es ist

eine grauenhafte Scene der Verwirrung. Der Kohlendunst erstickt uns fast. Wo ist *Seguin*? Wohin ist er gegangen?

Horch! Geschrei! Eine weibliche Stimme – und auch Männerstimmen!

Wir eilen dahin, wo wir die Stimmen hören, werfen die Thierfelle bei Seite und erblicken den Hauptmann. Er hält ein Mädchen in seinen Armen, ein schönes Mädchen, dessen Gewand mit Gold und glänzenden Federn geschmückt ist. Sie schreit laut auf, als wir eintreten und will sich den Armen entwinden. Er hält sie fest und hat den Aermel ihres Gewandes aufgerissen. Er stiert auf ihren linken Arm, der entblößt ist bis an den Busen.

»Sie ist es! Sie ist es!« ruft er mit bebender Stimme. »Gott im Himmel, sie ist es! *Adele! Adele*, kennst Du mich nicht, – mich, Deinen Vater?«

Sie schreit ununterbrochen, stößt ihn von sich, streckt die Arme nach dem Indianer aus und fordert *ihn* auf sie zu schützen.

Der Vater spricht in ergreifenden Worten; sie achtet nicht auf ihn, wendet ihr Gesicht von ihm ab und kauert sich nieder zu den Füßen des Priesters.

»Sie kennt mich nicht! Gott, mein Kind, mein Kind!«

Und wiederum spricht *Seguin* in der Sprache der Indianer:

»*Adele! Adele!* Ich bin Dein Vater!«

»Du? Wer bist Du? Die weißen Männer sind unsere Feinde. Rühre mich nicht an! Hinweg von mir, ihr weißen Männer!«

»Theure, theure *Adele*, stoß mich, Deinen Vater nicht von Dir! Du Erinnerst Dich – –«

»*Mein Vater! Mein Vater war ein großer Häuptling. Er ist todt. Der ist jetzt mein Vater. Ich bin die Tochter der Sonne, Montezuma's. Ich bin die Königin der Navajoer!*«

Während sie dies spricht, scheint eine Veränderung in ihr vorzugehen. Sie steht auf. Sie schreit nicht mehr; sie steht stolz und unwillig da.

»*Adele,*« fährt *Seguin* fort, »sieh' mich an! Erinnerst Du Dich nicht? Da ist auch Deine Mutter – Deine Engelsmutter! Betrachte ihr Bild!«

Bei diesen Worten zieht *Seguin* ein Miniaturbild aus seinem Busen und hält es dem Mädchen vor. Es erregt ihre Aufmerksamkeit; sie blickt es an, aber ohne Zeichen des Erkennens. Es ist ihr nur ein merkwürdiger Gegenstand. Offenbar erinnert sie sich des Vaters und der Mutter nicht mehr. Sie hat die Sprache der Kindheit vergessen, *Vater und Mutter und alles vergessen* – –

Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich auf das Gesicht meines Freundes blickte, denn ein solcher war er mir. Er stand still und gebrochen da, wie Einer, der eine tödtliche Wunde empfangen hat und noch lebt. Sein Haupt senkte sich auf die Brust. Seine Wangen waren blutlos und die Augen wie die eines Irren. Ich konnte mir den schrecklichen Kampf denken, der in ihm vorging.

Er drang nicht mehr mit Bitten in das Mädchen. Er stand schweigend da. Dann sprach er endlich:

»Führt sie hinweg. Vielleicht kehrt mit Gottes Hilfe ihr Gedächtniß zurück.«

SIEBENTES KAPITEL. DER WEISSE SCALP.

Wir schritten wiederum durch das grauenhafte Gemach und kamen auf die unterste Tempel-Terrasse heraus. Ich trat an die Lehne und erblickte unten ein Schauspiel, das mich mit Besorgniß erfüllte. Eine Wolke schien über mein Herz zu ziehen.

Der Eindruck kam mit einemmale und war zuerst unklar. War es der Anblick des Blutes? Ich sah Blut. Nein. Das konnte es nicht sein. Blut war in der letzten Zeit zu oft vor meinen Augen gewesen und ich war selbst an das muthwillige Vergießen desselben gewöhnt. Anderes, was das Auge und Ohr berührte, mußte diese Besorgniß in mir erregen. Es lag eine schlechte Electricität in der Luft – nicht in der atmosphärischen, sondern der geistigen – die auf Wegen, welche unsere Physiologen noch nicht kennen, in mich eindrang. Blicke der Leser in seine eigene Vergangenheit zurück. Hat er nicht bisweilen gefühlt, geahnt, daß Zorn oder andere schlimme Leidenschaften unter Menschen auszubrechen drohten, ehe er etwas Bestimmtes davon gesehen oder gehört?

Wie die wilden Thiere den Sturm ahnen, wenn die Luft noch ganz still ist, so fühlte ich, daß ein schlimmer Auftritt nahe. Vielleicht schloß ich es mit aus der Stille, die

umher herrschte; denn in der Geistes- wie in der Körperwelt giebt es eine gewisse Stille, die dem Sturme vorhergeht.

Vor dem Tempel befanden sich die Frauen der Stadt – Weiber, Mädchen und Kinder, im Ganzen über zweihundert. Sie waren sehr verschieden gekleidet. Einige hatten sich in ihre gestreiften Decken gehüllt; andere trugen Tilmas und Kutten von gesticktem Hirschfell, mit glänzenden Farben oder Federn geschmückt. Einige erschienen auch in Kleidungsstücken aus civilisirtem Leben, in reichem Atlas, den Damen am del Norte getragen hatten. Nicht Wenige in der Menge waren aber auch gänzlich nackt – und trugen nicht einmal das Feigenblatt.

Alle waren Indianerinnen, aber von lichterer und von dunklerer Farbe und von verschiedenem Gesichtsausdrucke. Einige waren alt, runzelich und plump, viele aber auch jung, von edler Haltung und schön.

Sie standen in verschiedener Haltung in Gruppen beisammen, schrieen nicht mehr laut, klagten aber noch leise untereinander. An ihren Ohren sah ich Blut herunterinnen – denn die goldenen Gehänge waren ihnen ausgerissen worden. Um sie her standen die Scalpjäger in Gruppen und sprachen leise untereinander. Gegenstände an ihnen zogen meine Augen an, denn verschiedene Schmucksachen und Anderes sah aus ihren Taschen hervor. Perlenschnüre und Stücke glänzenden Goldes – Gold war es – hing an ihrem Halse und auf ihrer Brust, – der Schmuck, den sie den jungen Indianerinnen geraubt

hatten. Andere Dinge machten einen noch grauenhaften Eindruck auf mich. An manchem Gürtel hingen noch frisch blutende Scalps. Die Waffengriffe und die Hände der Jäger waren voll von Blut.

Den Eindruck dieses Bildes steigerten schwarze Wolken, die in diesem Augenblicke über das Thal zogen und die Berge einhüllten. Blitze zuckten von einem Gipfel zum andern und ihnen folgten kurze betäubende Donnerschläge.

»Holt die Maulthiere herbei!« rief *Seguin*, während er mit seiner Tochter von der Leiter herabstieg.

Es wurde ein Signal gegeben und bald darauf erschienen die Thiere mit ihren Treibern.

»Sammelt alles gedörrte Fleisch, das Ihr auftreiben könnt und packt es so schnell als möglich zusammen.«

Vor den meisten Häusern hingen auf Schnüren an den Wänden Streifen von Fleisch zum Dörren. Auch gab es in den Häusern gedörrtes Obst und Gemüse, Kamawurzeln und Säcke mit Nüssen und das Fleisch war bald zusammengebracht.

»Es wird kaum genug sein;« sagte *Seguin*. »*Rube*,« rief er dem Alten zu, »sucht Eure Gefangenen aus. Mehr als zwanzig werden wir nicht mitnehmen können. Du kennst sie, – wähle die, welche am meisten zu einer Auswechslung reizen können.«

Nach diesen Worten führte der Hauptmann seine Tochter zu den Packthieren, um sie auf eines der Maulthiere zu setzen.

Rube gehorchte der erhaltenen Weisung; in kurzer Zeit hatte er eine Anzahl widerstandsloser Gefangener ausgesucht und bei Seite geführt – meist Mädchen und Knaben, deren Kleidung und Züge verriethen, daß sie dem *Adel* des Stammes angehörten, Häuptlingen und Kriegern.

Man sah dem nicht still zu. Die Jäger waren zusammengetreten und fingen an laut und aufrührerisch zu sprechen.

»Was?« begann *Kirker*, ein rauhaussehender Mensch. »Es sind so viel Weiber da, daß recht gut eine auf den Mann kommt. Warum soll sich nicht jeder eine nehmen? Warum nicht?«

»*Kirker* hat Recht,« entgegnete ein Anderer; »ich sehne mich sehr nach einer Frau und ich will und muß eine haben.«

»Was sollen sie aber essen unterwegs? Wenn jeder eine nimmt, haben wir nicht Fleisch genug!«

»Fleisch hin, Fleisch her!« fiel der zweite Sprecher ein. »In höchstens vier Tagen können wir den *del Norte* erreichen. Wozu also so viel Fleisch?«

»Es ist genug Fleisch da!« fuhr *Kirker* fort. »Der Hauptmann will nur nicht. Wenn's zu Ende ginge, könnten wir ja auch die Weiber sitzen lassen und nur die hübschesten mitnehmen.«

Dies wurde mit höchst ausdrucksvollen wilden Geberden gesprochen.

»Was meint Ihr?«

»Ich bin für *Kirker*.«

»Ich auch.«

»Ich auch.«

»Ich will auch Niemanden d'rum fragen,« setzte der Barbar hinzu. »Ihr mögt's halten wie Ihr wollt, ich denke im Ueberflusse nicht zu hungern.«

»Recht so, Camerad! Du hast ganz Recht.«

»Wie gesagt so gethan, heißt's bei uns – – Mädchen, Du gefällst mir. Komm mit mir!«

Bei diesen Worten faßte er eine große schöne Indianerin rauh am Arm und zog sie nach dem Gepäcke zu. Sie schrie und sträubte sich, denn, wenn sie auch die Worte der Männer nicht verstanden hatte, lag es in den Zügen derselben deutlich genug, daß und was sie zu fürchten habe.

»Mach Deine Fleischfalle zu!« schrie er ihr zu, indem er sie nach den Maulthieren hinzog. »Ich werde Dir nichts zu Leide thun. Ich habe schon manche Frau gehabt. Also ziere Dich nicht, und steig da auf.«

Er hob sie auf eines der Maulthiere.

»Wenn Du da nicht still sitztest, binde ich dich an, das vergiß nicht,« setzte er hinzu, indem er auf den Lasso deutete.

Nun folgte eine gräßliche Scene.

Mehrere der Scalpjäger folgten dem Beispiele ihres Cameraden; jeder suchte sich ein Mädchen oder eine Frau aus, die ihm gefiel und schleppte sie zu den Maulthieren. Die Weiber schrien; die Jäger fluchten. Einmal stritten sich mehrere um Eine – ein auffallend schönes Mädchen. Es wurde so ernsthaft, daß sie nach den Messern und Pistolen griffen.

»Wir wollen um sie losen,« sagte ein Anderer.

»Ja, losen!«

Man losete und die Schöne fiel dem Gewinner zu.

Nach wenigen Minuten war fast jedes Maulthier mit einer Indianerin beladen. Einige der Jäger hatten an dem Frauenraube keinen Theil genommen; denn einige mißbilligten ihn geradezu, während andere sich nicht belästigen wollten mit einer Frau.

Seguin befand sich diese ganze Zeit über bei seiner Tochter an der andern Seite des Gebäudes; endlich erregte der Lärm seine Aufmerksamkeit und er kam herbei.

»Cameraden,« sagte er, da er mit einem Blicke erkannte, was geschehen war, »es sind zu viele – *Rube*, hast Du diese alle ausgesucht?«

»Nein,« antwortete der alte Ohrenlose; »die dort,« und er zeigte auf die, welche er gewählt.

»So lasse diese heruntersteigen. Wir müssen durch eine Wüste ziehen und werden Mühe haben, nur mit so vielen fortzukommen.«

Und ohne auf die grollenden Blicke der Jäger zu achten trat er mit *Rube* und einigen andern zu den Maulthieren, um die Mädchen heruntersteigen zu lassen, welche geraubt worden waren.

Da brach die Meuterei offen aus. Von wilden Blicken kam es zu heftigen Worten.

»Bei Gott!« rief Einer aus. »Das Mädchen oder ihren Scalp!«

»Ach,« fiel ein Anderer ein, »sie lohnen nicht der Mühe und sind nicht so viel werth als ihr Haar.«

»Her damit also mit ihrem Haar! Sie selbst mögen wieder laufen.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Cameraden,« sagte *Seguin*, der zu den Meuterern trat und außerordentlich sanft sprach, »gedenkt an Euer Versprechen. Zählt die Gefangenen, wie wir übereingekommen sind und ich bürge für die Bezahlung.«

»Kannst Du sie jetzt bezahlen?« fragte Einer.

»Daß dies unmöglich ist, wißt Ihr.«

»Auf der Stelle bezahlt!«

»Geld oder den Scalp!«

»Wo soll denn der Hauptmann das Geld hernehmen, auch in El Paso? Er ist ja weder ein Jude noch ein Bankier und ich wüßte nicht, seit wann er so reich geworden. Wo soll er das viele Geld hernehmen?«

»Von der Stadt bekommt er keins, wenn er nicht die Scalps vorzeigt.«

»Das ist wahr. Sie giebt ihm so wenig Geld für nichts als uns und für die Scalps können wir es uns selbst holen.«

»Wie es *uns* ergeht, ist ihm einerlei, da er hat, was er suchte.«

»Er ließ uns auch nicht an den Prieto ziehen, wo wir Gold hätten suchen können.«

»Auch dies Glück sollen wir von uns weisen. Wir wären Thoren, wenn wir es thäten.«

Ich glaubte vielleicht mit Erfolg einschreiten zu können. Die Meuterer schienen ja nichts als Geld haben zu wollen und ehe ich das grausige Trauerspiel mit ansah,

welches sich vorbereitete, hätte ich lieber mein ganzes Vermögen geopfert.

»Cameraden,« rief ich so laut, daß man mich hören mußte, »hört auf mein Wort. Ich habe eine Ladung Waaren nach Chihuahua gesandt. Wenn wir nach El Paso kommen, wird auch die Caravane zurück sein. Ich erhalte da doppelt so viel Geld als Ihr verlangt. Wenn Ihr mein Versprechen annehmen wollet, werde ich dafür sorgen, daß Ihr bezahlt werdet.«

»Das klingt wohl ganz gut; aber wir kennen Sie und Ihre Waaren nicht.«

»Ein Vogel in der Hand ist besser als zehn im Busch.«

»Ladung hin, Ladung her! Scalps oder Geld, – Geld oder Scalps, das ist meine Meinung und wenn Ihr sie nicht mögt, so laßt's gut sein.«

Die Leute hatten Blut gesehen und dursteten wie Tiger nach mehr. Auf allen Seiten blitzten gierige Augen. Die halbe Räuber-Disciplin, die bisher bestanden hatte, schien gänzlich beseitigt zu sein.

Auf der andern Seite standen die geraubten Mädchen ängstlich beisammen. *Seguin* schien nichts um sich her zu beachten, seit er die Tochter gefunden, die ihn nicht kannte; aber es schien nur so. Als *Kirker* zu Ende war – er hatte zuletzt gesprochen – wurde *Seguin* mit einemmale ein anderer Mensch. Er trat mitten unter die Meuterer.

»Wagt es,« donnerte er sie an, »wagt es gegen Euere Schwüre zu handeln! Bei dem ewigen Gott, der Erste, der Flinte oder Messer erhebt, stirbt auf der Stelle!«

Es folgte eine Todtenstille.

»Ich habe ein Gelübde gethan,« fuhr er fort, »diese Hand soll sich nicht mehr mit Blut beflecken, wenn Gott mir gnädig mein Kind zurückgäbe. Zwingt mich Einer mein Gelübde zu brechen, so ist beim Himmel! sein Blut das erste, das ich vergieße!«

Ein grollendes Gemurmel lief durch die Menge, aber Keiner antwortete.

»Du bist mit all' Deiner Frechheit eine feige Memme,« sagte er heftig zu *Kirker*, indem er ihm gerade in's Gesicht sah. »Hinweg mit dem Messer! Rasch oder, bei Gott im Himmel! ich jage Dir diese Kugel durch Dein schlechtes Herz!«

Seguin hatte sein Pistol gezogen und stand da in einer Haltung, die deutlich sagte, er werde seine Drohung ausführen. Er schien größer geworden zu sein. Sein Auge blitzte und der Jäger wich dem Blicke aus. Er sah Tod in ihm, wenn er nicht gehorchte und mit tückischem Gemurmel griff er nach dem Gürtel, um das Messer in die Scheide zu stecken.

Die Meuterei war indeß noch nicht gestillt. Leute wie diese Scalpjäger sind nicht leicht besiegt. Man hörte noch immer drohende Worte und Einer sprach dem Andern Muth zu.

Ich hatte mich mit meinen neuen amerikanischen Pistolen neben den Hauptmann gestellt und war bereit, bis zum Tode neben ihm auszuhalten. Mehrere andere thaten dasselbe, unter Andern *Rube*, *Garey*, *Sanchez* und der *Maricopa*. Die Gegenpartei war fast eben so stark und wenn es zu Thätlichkeiten kam, mußte ein blutiger

Kampf entstehen, aber in diesem Augenblicke zeigte sich ein Gegenstand, der dem Streit mit einemmale ein Ende machte, – der gemeinsame Feind.

Weit in der Ferne, am westlichen Ende des Thales, konnten wir dunkle Gestalten sehen – Hunderte – die über die Ebene daher kamen. Noch waren sie in großer Entfernung, aber das geübte Auge der Jäger erkannte sie sofort. Es waren Reiter, – es waren Indianer, – es waren unsere Verfolger, die Navajoes! Sie ritten in vollem Galopp und kamen über die Prairie daher wie Hunde auf einer Spur. In kurzer Zeit mußten sie bei uns sein.

»Dort,« rief *Seguin*, »dort sind Scalps genug, die Ihr Euch holen könnet; aber lasset uns zunächst die unserigen wahren. Zu Pferd! Vorwärts die Maulthiere! Auf! Auf!«

Die letzten Worte sprach er im Tone der Versöhnung, aber es bedurfte desselben gar nicht, um die Jäger zur Eile zu treiben. Sie kannten die Gefahr selbst zu gut. Zwar hätten sie einen Angriff unter den Häusern abwarten können, aber wenn der ganze Stamm zurückkam, blieb keiner am Leben. Es wäre Wahnsinn gewesen, in der Stadt Stand zu halten. Im nächsten Augenblicke waren wir im Sattel und die Maulthiere mit den Lebensmitteln und Gefangenen wurden eilig voraus nach dem Walde getrieben. Wir wollten durch den Engpaß abziehen, der sich östlich öffnete, da unser Rückweg auf der andern Seite abgeschnitten war.

Seguin hatte sich an die Spitze gestellt und führte das Maulthier, welches seine Tochter trug. Die Uebrigen folgten in bunter Mischung.

Ich war Einer der letzten, welche die Stadt verließen, denn ich hatte absichtlich gezögert, weil ich noch irgend eine Schändlichkeit fürchtete, die ich verhindern wollte. »Endlich sind sie alle fort,« dachte ich, indem ich meinem Pferde die Sporen gab und nachgaloppierte.

Als ich etwa hundert Ellen von den Mauern hinweg war, hörte ich einen gräßlichen Schrei hinter mir; ich hielt deshalb mein Pferd an und drehte mich im Sattel um. Ein zweiter Schrei lenkte mein Auge dahin, wo er ertönte.

Auf dem höchsten Dache des Tempels rangen zwei Männer mit einander. Ich kannte sie auf den ersten Blick und wußte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Einer war der oberste Priester und Arzt, wie ich an dem langen weißen Haar sah: den andern erkannte ich an dem ärmlichen Jagdhemde, den nackten Knöcheln, der dicht anliegenden Katzenfellmütze, es war der ohrenlose Jäger.

Der Kampf währte nicht lange. Den Anfang hatte ich nicht gesehen, dagegen war ich bald Zeuge des Ausganges. Als ich mich herumdrehte, hatte der Jäger seinen Gegner an die Brustwehr gedrängt und bog ihn mit seinem langen Arme über dieselbe. In der andern Hand schwang er sein Messer.

Ich sah einen Blitz als die Klinge sich senkte – ein rother Strom spritzte über das Gewand des Indianers: seine

Arme fielen matt herab und sein Körper stürzte hinunter auf die untere Terrasse!

Der Jäger verschwand.

Ich ritt weiter, denn ich wußte, daß einer Rache genügt, eine alte Rechnung ausgeglichen war. Bald hörte ich Hufschläge hinter mir und ein Reiter kam mir nach. Ohne daß ich mich umdrehete, wußte ich, daß es der Jäger war.

»Ehrlich erkämpft ist nicht gestohlen, heißt es. Aber genug nun, – wenn ich auch meins nicht wiederbekomme; aber 's erleichtert doch das Herz.«

Ich drehte mich um und verstand nun sogleich, was der Alte meinte. An seinem Gürtel hing etwas, das wie ein Bündel weißer Flachs aussah; aber es war Haar, es war ein Scalp und daran erblickte ich einen rothen Streifen, – die Stelle, an welcher *Rube* sein blutiges Messer abgewischt hatte.

ACHTES KAPITEL. DER KAMPF IN DER GEBIRGSSCHLUCHT.

Wir gelangten in den Wald und eilten so schnell vorwärts als die bepackten Maulthiere getrieben werden konnten. Eine Strecke von fünf Meilen brachte uns an das östliche Ende des Thales. Hier traten die beiden Gebirgsketten dicht an den Fluß heran und bildeten eine enge Schlucht, durch die er hindurch rauschete. Sie sah schauerlich aus und an keiner Seite gab es einen Pfad. Der Weg, den die Indianer hier zu nehmen pflegten, ging durch den Fluß selbst, der allerdings seicht war. Regnete es, so schwoll er zu einer ungestümen, unwiderstehlichen

Flut an und das Thal war dann von Osten aus gar nicht zugänglich. Dies geschah indeß in diesen regenlosen Gegenden sehr selten.

Wir ritten in die Schlucht hinein ohne anzuhalten und rasch in dem Flußbette hin, das voll von gewaltigen Felsenstücken lag, welche die Fluten hineingewälzt hatten. Die felsigen Ufer stiegen zu beiden Seiten mehrere tausend Fuß hoch empor und an den Ritzen in den steilen Wänden wuchsen hier und da verkrüppelte Bäume. Ungeschlachte Cactus und Mezcal krochen über die Felsenklippen hin und steigerten das Schauerliche und Wilde der Gegend noch.

In der Schlucht war es dunkel, fast finster, denn das Tageslicht konnte kaum hineindringen und überdies flogen gerade jetzt schwarze Gewitterwolken oben über den Felsengipfeln hin. Von Zeit zu Zeit wurden diese von grellen Blitzen zerrissen, die sich unten in dem Wasser spiegelten. Der Donner rasselte dann in raschen, scharfen Schlägen über die Schlucht, Regen aber fiel noch nicht.

Wir trieben die Pferde rasch durch den seichten Fluß, dem Führer nach. An manchen Stellen war der Weg nicht ohne Gefahr, denn um die Ecken mancher Felsen schoß das Wasser mit einer Heftigkeit, daß es den Pferden die Beine fast hinwegriß; aber es blieb uns keine Wahl und wir mußten weiter.

Nachdem wir mehrere hundert Ellen weit geritten waren, erreichten wir den Ausgang der Schlucht und stiegen an das Ufer.

»Hauptmann,« sagte da der Führer *Rube*, indem er sein Pferd anhielt und auf den Eingang zur Schlucht zeigte, »hier müssen wir Stand halten, denn hier können wir sie aufhalten.«

»Weißt Du es gewiß, daß kein anderer Paß außer diesem hinausführt?«

»Keine Ritze, durch die sich eine Katze zwängen könnte, sie müßten denn an dem andern Ende herumgehen; dazu brauchen sie aber zwei Tage.«

»So wollen wir hier Stand halten. Steigt ab, Cameraaden und versteckt Euch hinter den Felsen.«

»Wenn Du meinem Rathe folgst, Hauptmann, lässest Du die Maulthiere und Weiber nun vorwärts gehen mit Einigen von uns, die bei ihnen bleiben; die, welche die schlechtesten Pferde haben, sind dazu gut. Wenn wir nachfolgen, wird's ein gewaltiges Jagen geben und wir können sie recht wohl an der andern Seite der Prairie einholen.«

»Du hast Recht, *Rube*. Lange können wir hier nicht bleiben, weil es an Vorrath gebricht; sie mögen also immer weiter ziehen. Ist das Gebirge dort in unserer Richtung?« fragte *Seguin* und wies nach einem schneebedeckten Gipfel, der fern im Osten in den Himmel hineinragte.

»Der Weg, den wir über die alte Grube nehmen müssen, führt dicht vorbei, Hauptmann. Neben dem Schneeberge führt ein Paß hindurch, durch den ich selbst gekommen bin.«

»So können sich die Unserigen nach diesem Schnee-gipfel richten. Ich werde sie sogleich fortschicken.«

Etwa zwanzig Mann, – die, welche die schlechtesten Pferde hatten – wurden ausgesucht, um die Maulthiere und die Gefangenen zu begleiten und zu bewachen. *El Sol* schloß sich ihnen an, um *Dacoma* und die Tochter *Seguins* zu bewachen. Wir Uebrigen schickten uns an den Engpaß zu vertheidigen.

Unsere Pferde wurden an einem abgelegenen Plätzchen angebunden und wir nahmen unsern Stand so, daß wir den ganzen Ausgang der Schlucht mit unseren Gewehren bestreichen konnten.

Schweigend warteten wir auf die Ankunft des Feindes. Obgleich wir sein Kriegsgeschrei noch nicht gehört hatten, wußten wir doch, daß die Verfolger nicht weit sein konnten. Wir knieeten hinter den Felsen und sahen unverwandt in die dunkle Schlucht hinein.

Es ist schwer durch eine Beschreibung eine Vorstellung von unserer Position zu geben, aber die Stelle, die wir ausgewählt hatten, war als Vertheidigungspunkt vortrefflich. Der Fluß gelangte durch eine riesige thorähnliche Felsenöffnung zwischen zwei colossalen Portalen in die Schlucht hinein. Eines dieser Portale war das steil abfallende Ende des Granitgebirges, das andere eine einzeln stehende Felsenmasse. Unterhalb dieses Thores erweiterte sich der Canal etwa hundert Ellen weit und da war das Flußbett mit Felsenstücken und hergeschwemmten Baumstämmen überstreut. Noch weiter hinunter traten die steilen Uferwände so nahe aneinander, daß nur zwei Reiter neben einander Raum hatten; jenseits dieser Enge

erweiterte sich die Schlucht wieder und das Bett des Flusses war auch hier mit gewaltigen Felsenstücken bedeckt. Wir hatten nun unsern Stand hinter diesen Felsen innerhalb der Schlucht genommen, wo die herankommenden Feinde nach keiner Seite hin ausweichen konnten. Es kam Alles darauf an, sie hier nicht weiter vordringen zu lassen. Uns in die Flanke konnten sie nur kommen, wenn sie nach dem Thale zurückkehrten und nach dessen westlichem Ende herumzogen, – eine Entfernung von wenigstens fünfzig Meilen. Jedenfalls waren wir im Stande sie zurückzuhalten, bis unsere Maulthiere einen weiten Vorsprung hatten: dann wollten wir uns der Schnellfüßigkeit unserer Pferde überlassen und in der Nacht folgen. Mit der Zeit mußten wir, wegen Mangels an Lebensmitteln, die Vertheidigung doch aufgeben.

Der Donner rollte fast ununterbrochen über uns. Schwarze Wolken zogen an den Wänden der Schlucht hin und wurden von Blitzen zerrissen. Einzelne dicke Regentropfen fielen.

Regen, Donner und Blitz sind seltene Erscheinungen in diesen Gegenden, aber wenn sie kommen, treten sie mit einer bei uns nicht geahnten Heftigkeit auf.

Nach Osten, nach der Quelle des Flusses zu, tobte das Unwetter bereits in seiner ganzen Wuth. Die Berge in dieser Richtung waren nicht mehr sichtbar. Der Regen schien in Strömen herabzugießen und er kam uns näher und näher.

»Was hält sie nur so lange auf?« fragte eine Stimme.

Unsere Feinde hätten bereits da sein können, die Zögerung kam uns unerwartet.

»Das weiß Gott,« antwortete ein anderer Jäger. »Sie legen wahrscheinlich zu Hause erst frische Schminke auf.«

»Die wird bald abgewaschen sein. Seht nach Eurem Zündkraut, ist mein Rath.«

»Ja, es wird bald gießen.«

»Das ist Recht! Hurrah!« rief der alte *Rube*.

»Warum? Sehnst Du Dich so sehr einmal durchgeweicht zu werden?«

»Ja, das wünscht der da.«

»Ich wünsche das weniger. Warum willst Du denn naß werden?«

»Wenn's nur zwei Stunden regnet, brauchen wir nicht da zu bleiben, können wir nicht dableiben.«

»Warum nicht, *Rube*?« fragte *Seguin*.

»Hauptmann,« antwortete der Alte; »ich habe gesehen, daß das Wässerchen da von einem kleinen Regen so anwuchs, daß Du gewiß keine Lust gehabt hättest, durchzuwaten. Hurrah! Es kommt! Hurrah!«

Als der Jäger dies sagte, wälzte sich eine ungeheure schwarze Wolke von Osten heran, bis ihre Riesenfittige die Schlucht berührten. Sie war angefüllt mit Blitz und Donner und aus ihr fiel der Regen nicht in Tropfen, sondern in Güssen.

Die Leute hielten rasch die Jagdhemden über die Flintenschlösser und verhielten sich still und ruhig unter dem Tosen des Wetters.

Da erregte ein anderes Getöse unsere Aufmerksamkeit. Es klang, als rasselten viele Wagen über eine mit Kies beschüttete Straße und kam von Hufschlägen in dem Kiesbette des Flusses. Die Navajoes naheten.

Mit einem Male hörte es wieder auf. Sie hatten Halt gemacht. Warum? Vielleicht um das Terrain zu mustern. So war es, denn nach wenigen Minuten zeigte sich ein rother Gegenstand über einem Felsen in der Ferne – die Stirn eines Indianers mit der Zinnober-Malerei daran. Eine Kugel reichte nicht so weit; die Jäger verhielten sich deshalb ruhig. Bald erschien ein Zweiter, ein Dritter und immer mehr dunkle Gestalten bewegten sich von Felsen zu Felsen. Sie waren abgestiegen und näherten sich zu Fuß.

Wir waren hinter den Steinen nicht zu sehen und die Indianer hatten uns noch nicht erblickt. Sie wußten offenbar nicht, ob wir weiter gezogen waren und hatten ihren Vortrab vorgeschickt.

Bald war der Vorderste bis an den engsten Theil der Schlucht gekommen. Da lag ein großes Felsenstück und der Kopf des Indianers zeigte sich über demselben. In demselben Augenblicke krachten ein Dutzend Schüsse; der Kopf verschwand, aber im nächsten Augenblicke sahen wir unten an der Seite des Felsenstücks einen dunkeln Gegenstand. Es war der braune Arm des Indianers. Die bleiernen Boten hatten ihre Arbeit gethan.

Die Verfolger wußten nun, daß wir da und wo wir waren. Der Vortrab zog sich demnach zurück.

Unsere Leute, die geschossen hatten, luden die Gewehre wieder, knieten nieder und lauschten. Es dauerte ziemlich lange, bis wir von dem Feinde wieder etwas hörten; offenbar hielten sie Rath über den Angriffsplan. Sie konnten nur auf Erfolg rechnen, wenn sie uns in der Schlucht mit Macht angriffen. Ihr Verlust hing da besonders von unseren ersten Schüssen ab. Sie konnten auf uns einreiten, ehe wir wieder zu laden vermochten und da sie uns an Zahl weit überlegen waren, mußten ihre langen Lanzen den Kampf bald für sie entscheiden. Das alles wußten wir; wir wußten aber auch, daß eine erste wohl gerichtete Ladung einen Indianerangriff ins Wanken bringt und darauf bauten wir denn unsere Hoffnung.

Wir hatten uns verabredet in Pelotons zu feuern, um noch einmal schießen zu können, wenn die Indianer auf das erste Mal nicht weichen sollten.

Fast eine Stunde lang kauerten die Jäger bei strömendem Regen da und hatten ihre ganze Sorge auf das Trockenhalten der Schlösser ihrer Gewehre gerichtet. Das Wasser begann in kleinen Bächen an den Felsenwänden herabzurinnen und bald standen wir bis an die Knöchel in der Flut. Oberhalb und unterhalb unseres Postens schoß der Strom pfeilschnell dahin. Die Sonne war untergegangen, wenigstens schien es in der düsteren Schlucht so und wir wurden ungeduldig, da der Feind noch immer nicht erschien.

»Vielleicht wollen sie uns umgehen,« meinte Einer.

»Nein, sie warten die Nacht ab.«

»So laßt sie warten,« sagte *Rube*, »wenn sie so dumm sind. Noch eine halbe Stunde und es ist geschehen oder der da versteht nichts.«

»Still!« flüsterten Einige. »Sie kommen.«

Aller Augen wendeten sich in der Schlucht hinauf. Eine Menge dunkler Gestalten erschien da in der Ferne und erfüllte das Bett des Stromes. Die Indianer waren es und zu Pferd. Sie wollten also einen Angriff machen. Ihre Bewegungen bestätigten dies. Sie ritten zwei Mann hoch und hielten die Bogen bereit, uns im Herangaloppiren mit einem Pfeilhagel zu überschütten.

»Jetzt paßt auf, Jungens,« sagte *Rube*, »sie kommen im Ernst. Zielt gut!«

Als der Jäger sprach, brachen zweihundert Stimmen gleichzeitig in einen gräßlichen wilden Schrei aus, – das Kriegsgeschrei der Navajoes. Ihnen antwortete das laute Hurrah der Jäger. Die Indianer hielten einen Augenblick vor der engen Stelle des Schlundes, bis die hintersten herangekommen sein würden. Mit einem zweiten Schrei stürzten sie dann hervor und zwar so ungestüm, daß Mehrere hindurchkamen, ehe ein Schuß fiel. Dann aber knallten die Büchsen während die Pfeile zischend herüberflogen. Auf beiden Seiten hörte man herausfordernde und aufmunternde Rufe wie Wehklagen von denen, die von einer Kugel oder einem vergifteten Pfeile getroffen worden waren.

Mehrere Indianer waren auf die ersten Schüsse gefallen. Einzelne ritten heran an die Stelle, wo wir versteckt

lagen und schossen ihre Pfeile ab, aber nicht alle unsere Gewehre waren abgeschossen und nun stürzten diese Kühnsten der Indianer unter unsern Kugeln von ihren Pferden.

Die Hauptmacht bildete sich weiter oben zu einem zweiten Sturmangriffe. Das war der Augenblick der Gefahr. Unsere Gewehre waren abgeschossen und wir konnten die wilden Reiter nicht abhalten, durch die Schlucht hinaus in die Ebene zu dringen.

Ich sah *Seguin* das Pistol ziehen, vortreten und die, welche eben solche Waffen hatten, auffordern ihm zu folgen. Wir eilten an die Mündung der Schlucht und warteten auf den Angriff.

Er sollte bald genug kommen, denn die Feinde waren erbittert und wollten uns unter jeder Bedingung vernichten. Wir hörten nochmals ihr wildes Kriegsgeschrei und unter dem Echo der Felsen sprengten sie heran.

»Jetzt ist unsere Zeit,« rief eine Stimme. »Feuer! Hurrah!«

Wohl fünfzig Pistolen knallten gleichzeitig. Die vordersten Pferde bäumten sich, drängten zurück, schlugen um sich, stürzten nieder wie eine einzige Masse und verstopften den Raum. Die Nachfolgenden trieben ihre Thiere mit Gewalt an. Einige stolperten über die daliegenden Todten. Dann sprangen sie wieder auf, fielen wieder und traten todte und lebende Reiter unter ihren Hufen. Einige kamen wirklich über das Hinderniß hinweg und griffen uns mit ihren Lanzen an. Wir schlugen sie mit den

Flintenkolben zurück und griffen dann mit Messer und Tomahawk an.

Der Strom stieg und schäumte gegen die Uferwände. Wir standen bereits bis über die Knie im Wasser. Der Donner rollte noch immer und die Blitze erhellten in rascher Aufeinanderfolge den grausigen Schauplatz.

Die Indianer schrien fortwährend; die Jäger antworteten; Flüche flogen von schäumenden Lippen und Männer rangen mit einander im Todeskampfe. Endlich hob das Wasser die daliegenden Leichen, die es bisher aufgedämmt hatte und spülte sie mit fort. Die ganze Macht der Feinde mußte nun auf uns eindringen – und unsere Büchsen waren nicht mehr geladen!

Da hörten wir einen neuen fremdartigen Ton. Es war nicht das Geschrei von Menschen, es war nicht das Knatzen und Knallen von Gewehren, es war nicht das furchtbare Krachen des Donners, – es war das *brüllende Rauschen des Stromes* und hinter uns hörten wir einen warnenden Ruf, denn eine Stimme rief: »Lauft, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Lauft an das Ufer! An das Ufer!«

Ich drehete mich um und sah, wie meine Gefährten sich zu retten suchten. In demselben Augenblick wurden meine Augen durch einen nahenden Gegenstand gefesselt. Nicht zwanzig Ellen von mir, am Eingange der Schlucht, kam eine braune schäumende Masse herab, – Wasser, das auf seinem schäumenden Rücken Baumstämme und Zweige trug. Es war als wäre eine Schleuße in einem großen Damme plötzlich hinweggerissen worden

und als stürze nun die gefesselt gewesene Flut mit Macht heraus.

Als ich hinblickte, schlug es eben an die Portale des Felsenthors mit lautem Donner und bäumte sich an demselben wohl zwanzig Fuß hoch auf. Im nächsten Augenblicke schoß es durch die Oeffnung herein in die Schlucht.

Ich hörte den Entsetzensschrei, als die Indianer ihre Pferde herumrissen und zu fliehen versuchten und eilte selbst mit meinen Cameraden fort dem Ufer zu. Das Wasser reichte mir bereits bis fast an den Gürtel, aber mit verzweifelter Anstrengung arbeitete ich mich weiter, bis ich einen sichern Platz erreicht hatte.

Kaum war ich hinausgeklettert, als die Flut zischend und brausend heran sich wälzte. Ich blieb stehen, um sie zu beobachten. Ich konnte von meinem Standpunkte aus eine weite Strecke in die Schlucht hinsehen. Die Indianer befanden sich bereits in voller Flucht und ich sah nur noch einzelne Pferde hinter den Felsen verschwinden.

Die Körper der Todten und Verwundeten lagen noch im Flußbette, Jäger sowohl als Indianer. Die Verwundeten jammerten und schrien laut um Hilfe, als sie die Flut kommen sahen. Die, welche unsere Cameraden gewesen waren, beschworen uns flehentlich sie zu retten. Wir vermochten leider gar nichts für sie zu thun und kaum hatten wir ihren Hilferuf vernommen, so wurden sie von den Wellen wie Federn emporgehoben und pfeilschnell fortgeführt.

»Drei brave Bursche sind dahin!«

»Wer sind sie?« fragte *Seguin* und die Leute sahen sich fragend um.

»Ein Delaware, der dicke Harris und –«

»Wer ist der dritte, der fehlt? Kann es Niemand sagen?«

»Hauptmann, ich glaube, es ist *Kirker*.«

»Ja, bei dem Ewigen, *Kirker* ist es! Ich sah ihn. Sein Haar heben sie gewiß auf.«

»Den fischen sie unten heraus, das ist sicher.«

»Sie werden auch viele von ihren Leuten herauszufischen haben. Aber wir mögen uns dazu halten; die Indianer reiten wie der Teufel, um uns einzuholen.«

Die Schlucht war jetzt ganz ausgefüllt mit der schäumenden gelblichen Flut, die brausend an die Felsenwände schlug.

Für diesmal war unsere Gefahr vorüber. Durch die Schlucht konnten wir nicht verfolgt werden, sie war völlig unzugänglich. Wir schauten noch eine Zeit lang mit Grauen in die wirbelnden Wasser, dann schritten wir langsam dahin, wo wir unsere Pferde gelassen hatten.

NEUNTES KAPITEL. DIE BARRANCA.

Wir pflöckten unsere Pferde in der freien Ebene an, kehrten dann in den Wald zurück, hieben Holz ab und zündeten Feuer an. Wir fühlten uns sicher. Unsere Verfolger konnten, selbst wenn sie in die Ebene entkommen waren, nicht anders zu uns gelangen als wenn sie um das Gebirge herumzogen oder auf das Fallen des Wassers warteten. Wir wußten recht wohl, daß es eben so schnell

fallen werde als es gestiegen war, aber das Gewitter raste noch mit ungeschwächter Wuth.

Unsere Maulthiere konnten wir bald einholen, wir beschlossen aber noch eine Zeitlang zu bleiben, bis die Pferde und die Leute ihren Hunger gestillt hätten. Beide bedurften der Nahrung, da wir bei den rasch aufeinanderfolgenden Ereignissen des vorigen Tages keine Gelegenheit zu einem regelmäßigen Bivouak gehabt hatten.

Die Feuer flackerten bald im Schutz der überhängenden Felsen und das gedörrte Fleisch wurde zum Abendessen gebraten und mit ganz besonderem Genuß verzehrt. Dann saßen wir in den nassen, von der Wärme nun dampfenden Kleidern an den Feuern. Einige hatten Wunden erhalten und diese wurden so gut als möglich durch Cameraden verbunden, da der Doctor mit dem Gepäck vorausgegangen war.

Wir blieben mehrere Stunden. Das Gewitter tobte noch immer und das Wasser stieg höher und höher. Das eben wünschten wir und wir setzten später unsere Reise in ziemlicher Ruhe fort. Dies war etwa gegen Mitternacht. Der Regen hatte die Spuren von den Unserigen ziemlich verwischt, aber *Rube*, der als Führer diente, fand sie doch.

Wir ritten die ganze Nacht und eine Stunde vor Sonnenaufgang holten wir das Gepäck in der Nähe des Fußes des Schneegebirges ein. In dem Gebirgspasse machten wir Halt und verzehrten unser Frühstück, ehe wir die Reise über die Sierra antraten. Der Weg führte durch eine

dürre Schlucht in eine offene Ebene, die sich nach Osten und Süden unabsehbar hinzog. Es war eine Wüste.

Ich will die Ereignisse bei dem Uebergange über diese entsetzliche *jornada* nicht einzeln erzählen. Sie glichen denen, welche wir in den westlichen bereits bestanden hatten. Wir litten viel vom Durste, da wir eine Strecke von sechszig Meilen ohne Wasser machen mußten. Wir kamen über Salbeiebenen, in denen auch nicht ein lebendiges Wesen die Todes-Einförmigkeit um uns her unterbrach. Unser Mahl kochten wir an dem Feuer von dürrer Beifußstengeln. Die Lebensmittel gingen aus und eins der Maulthiere nach dem andern fiel unter dem Messer der hungrigen Jäger. In der Nacht lagerten wir ohne Feuer. Wir wagten sie nicht anzuzünden, denn obgleich sich unsere Feinde noch nicht gezeigt hatten, wußten wir doch recht wohl, daß sie uns folgten. Wir waren nur so rasch geritten, daß sie uns noch nicht einzuholen vermocht hatten.

Drei Tage lang zogen wir gegen Südwesten. Am Abend des dritten Tages erblickten wir die Mimbres-Berge, die an der östlichen Grenze der Wüste emporragten. Die Spitzen derselben waren den Jägern wohlbekannt und sie wurden unsere Leitsterne.

Wir hatten die Absicht über die alte Grube – einst das gewinnbringende Eigenthum unseres Führers – durch die Sierra zu gehen. Er kannte jeden Gegenstand in der Umgegend genau und ich sah es ihm an, wie sein Geist sich aufheiterte, je näher wir kamen.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir den Anfang der Barranca del Oro – eine weite Schlucht, die hinab zu der verlassenen Grube führte und wohl zwanzig Meilen lang war. Zu beiden Seiten zog sich ein Weg hin, denn an beiden erstreckte sich die Hochebene horizontal bis an den Rand des Abgrundes. Etwa in der Mitte des Weges nach der ehemaligen Grube zu, an der linken Seite, kannte der Führer eine Quelle und an ihr wollten wir lagern.

Wir schleppten uns mühselig hin und es war Mitternacht als wir die Quelle erreichten. Die Pferde wurden abgesattelt und in der Ebene angepflöckt. Wir wollten hier länger lagern, denn *Seguin* fühlte sich in den ihm so wohlbekannten Gegenden um vieles sicherer.

Um die Quelle her standen junge Baumwollensäume und Weiden und mitten in diesem Dickicht zündeten wir ein Feuer an. Noch ein Maulthier wurde geschlachtet und als das zähe Fleisch verzehrt war, streckten die Jäger sich aus und schliefen. Nur eine Schildwache stand mit der Büchse bei den Pferden.

Ich legte meinen Kopf in die Sattelhöhlung in der Nähe des Feuers. *Seguin* mit seiner Tochter befand sich neben mir. Die mexikanischen Mädchen und die gefangenen Indianerinnen lagen in Gruppen umher, eingehüllt in ihre Tilmas oder gestreifte Decken. Alle schliefen, wenigstens schien es so.

Ich war eben so ermüdet als die übrigen, aber die Gedanken erhielten mich wach. Mein Geist beschäftigte sich mit der heitern glänzenden Zukunft. »Bald,« dachte ich, »werde ich diesen grausigen Auftritten entgangen sein,

bald wiederum reinere Luft athmen in süßer Nähe meiner geliebten Zoë. Schöne Zoë, ehe zwei Tage vergehen, werde ich wieder bei Dir sein, Dich in meine Arme schließen, Deine Lippen küssen und Dich wieder die meinige nennen. Wiederum werden wir miteinander durch den stillen Garten an den Fluß hinwandeln, auf der Moosbank sitzen in den stillen Abendstunden und von dem sprechen, was unsere Herzen erfüllt. Bald Du Engelreine wird Dir die kindliche Frage: »was ist das Heirathen?« beantwortet werden und dann bist Du mein, mein für immer. – Zoë! Zoë, wachst Du? Liegst Du schlaflos auf Deinem Lager oder beschäftigt sich Deine träumende Seele mit mir? Sehnst Du Dich nach meiner Rückkehr? Ach, daß die Nacht schon vergangen wäre! Ich kann nicht ruhen, – – – ich möchte weiter reiten, weiter!«

Meine Augen ruheten auf dem Gesichte Adelens, auf das der Widerschein der Flammen fiel und erkannten in ihren Zügen die der Schwester, – die hohe Stirn, die geschwungenen Augenbrauen und die tadellose Nase. Aber die Weiße der Hautfarbe fehlte, es fehlte das Lächeln der Engelsunschuld. Das Haar war schwarz, die Haut braun und in dem Auge, das wohl manche grausige Scene gesehen, lag eine gewisse Wildheit. Schön war sie, aber weit minder geistig schön als meine Verlobte.

Ihr Busen hob und senkte sich in kurzen unregelmäßigen Bewegungen. Ein paarmal erwachte sie, während ich sie beobachtete, und murmelte einige Worte in der Indianersprache. Ihr Schlaf war unruhig.

Seguin hatte auf der Reise mit innigster Vaterliebe für sie gesorgt, sie aber seine Aufmerksamkeiten mit Gleichgiltigkeit oder höchstens mit kaltem Danke aufgenommen. Die Gefühle zu ergründen, die sie leiteten, war sehr schwer, denn meist war sie verdrossen und schwieg.

Der Vater versuchte einigemale Erinnerungen aus ihrer Kindheit zu wecken, aber stets ohne Erfolg und mit betrübtem Herzen gab er jedesmal den Versuch auf. Jetzt schlief er, wie ich glaubte, aber ich irrte mich. Als ich sein Gesicht aufmerksamer beobachtete, bemerkte ich, daß er sie aufmerksam ansah und auf die abgebrochenen Worte hörte, die über ihre Lippen gingen. Sein Aussehen rührte mich tief. Das Mädchen murmelte wiederum einige Worte, die mir unverständlich waren, unter denen ich aber den Namen »Dacoma« verstand. Ich sah, daß *Seguin* erschrak, als er es hörte.

»Das arme Kind!« flüsterte er mir zu, da er sah, daß ich wachte. »Sie träumt einen schweren Traum. Ich möchte fast sie wecken.«

»Sie bedarf der Ruhe,« entgegnete ich.

»Ja, wenn dies Ruhe wäre! Hören Sie! Wiederum »Dacoma«.

»Es ist der Name des gefangenen Häuptlings.«

»Ja – sie sollten – nach ihren Gesetzen – mit einander verheirathet werden.«

»Woher erfuhren Sie dies?«

»Von *Rube*, der es hörte, als er Gefangener in der Stadt war.«

»Und liebte sie ihn?«

»Es scheint nicht so. Der Arzt und Priester hatte sie als Tochter angenommen und *Dacoma* verlangte sie als sein Weib. Unter gewissen Bedingungen sollte sie ihm überlassen werden, aber sie fürchtete ihn, wie ihre Worte im Traume verrathen. Das arme Kind hat ein trauriges Schicksal gehabt.«

»Noch zwei Tage und ihre Leiden sind beendet. Sie wird ihrer Heimath, ihrer Mutter wiedergegeben.«

»Ja, aber wenn sie so bleibt, bricht es meiner armen *Adele* das Herz.«

»Fürchten Sie nichts, Freund. Die Zeit wird ihre Erinnerungen wecken. Ich glaube eine ganz ähnliche Geschichte in den Grenzansiedelungen am Mississippi gehört zu haben.«

»Ja wohl, es giebt mehrere solche Fälle. Deshalb wollen wir auch das Beste hoffen.«

»Ist sie erst im Vaterhaus, so werden die Gegenstände, die sie in ihren jungen Jahren umgaben, irgend eine Saite in ihrer Erinnerung anschlagen. Sie erinnert sich vielleicht noch an alles.«

»Ich hoffe es.«

»Jedenfalls wird der Umgang mit ihrer Mutter und Schwester ihre Gedanken von dem wilden Leben abziehen. Fürchten Sie nichts, sie wird wieder Ihre Tochter werden.«

Ich verweilte so lange dabei, um dem betrübten Vaterherzen Trost zu geben. *Seguin* antwortete nicht, aber der traurige Ausdruck verschwand auch nicht, der gleich einer trüben Wolke auf seinen Zügen lag.

Mein eigenes Herz war sorgenschwer. Eine dunkle unbegreifliche Ahnung beschlich mich allmählig. Hegte er ähnliche Gedanken?

»Wann können wir Ihr Haus am del Norte erreichen?« fragte ich.

Ich weiß kaum, was mich zu dieser Frage veranlaßte. War es eine Besorgniß, daß wir vor den uns verfolgenden Feinden noch immer nicht sicher wären?

»Uebermorgen Abend,« antwortete er. »Gebe Gott, daß ich sie gesund und wohlbehalten wiederfinde!«

Ich fuhr auf, als diese Worte über seine Lippen waren. Sie erregten in mir den heftigsten Schmerz. Das also war die Ursache meiner unklaren Besorgniß gewesen.

»Fürchten Sie etwas?« fragte ich hastig.

»Allerdings.«

»Was! Von wem?«

»Den Navajoes.«

»Den Navajoes?«

»Ja, ich bin nicht ruhig gewesen, seit ich sie vom Piñon aus ostwärts ziehen sah. Ich begreife nicht, warum sie dies gethan, wenn sie nicht einen Angriff auf einige Ansiedelungen am alten Llanos-Wege beabsichtigten. Wenn dies nicht der Fall war, so sind sie, fürchte ich, im Thal El Paso, vielleicht gar in der Stadt selbst, erschienen. Nur Eins hat sie vielleicht von einem Angriffe abgehalten, – die Abtrennung von *Dacoma's* Haufen, welche sie zu sehr geschwächt. Um so größer aber ist die Gefahr für die kleinen Niederlassungen im Norden und Süden gewesen. Wahrscheinlich vertheidigen sich die Einwohner

von El Paso. Sie haben es schon früher gethan und kräftiger als andere Ansiedelungen, theils deshalb sind sie auch so lange vor Raub und Plünderung sicher gewesen, theils aber auch, weil unsere Schaar sich so lange in jener Gegend aufgehalten hat, – was die Wilden wohl wissen. Hoffentlich hält sie die Furcht mit uns zusammenzutreffen ab, die Jornada nördlich von der Stadt zu berühren. In diesem Falle sind die *Unserigen* entkommen.«

»Gebe Gott, daß dem so ist!« stammelte ich.

»Lassen Sie uns schlafen,« setzte *Seguin* hinzu. »Vielleicht sind unsere Besorgnisse ganz unbegründet, jedenfalls nützen sie nichts. Morgen werden wir ohne Aufenthalt weiterziehen – wenn es unsere Pferde aushalten ... Schlafen Sie, Freund; Sie haben nicht viel Zeit.«

Er selbst legte den Kopf auf den Sattel und suchte zu schlummern; auch schien er nach kurzer Zeit, eben weil er es gewollt, in tiefem Schlafe zu liegen. Bei mir war es anders. Meine Augen mied der Schlaf; ich warf mich mit hochklopfendem Herzen umher und die entsetzlichsten Gedanken peinigten mich. Ich stellte mir grausige Szenen vor, die eben in diesem Augenblicke vor sich gehen könnten. Ich sah meine Verlobte in den Armen irgend eines lüsternen Wilden sich sträuben, – denn ich wußte es wohl, daß die aus dem Süden keineswegs jene kalte Enthaltbarkeit und jenes ritterliche Zartgefühl wie die rothen Männer »des Waldes« besitzen. Ich stellte mir vor, wie sie in Gefangenschaft fortgeschleppt und die »squaw« (Frau) irgend eines Tapfern oder – noch schlimmer – der bestrittene Preis Vieler werde!

Solche Gedanken nahmen mir meine Ruhe ganz, ich sprang auf und schritt hinaus in die Prairie. Halb irrewanderte ich dahin, ohne zu beachten, wohin meine Füße mich trügen. Stunden lang ging ich wahrscheinlich, denn ich achtete nicht auf die Zeit. Dann kehrte ich zurück an dem Rande der Barranca. Der Mond schien hell, der grause Schlund aber, der zu meinen Füßen gähnte, lag dunkel und still da. Der Blick vermochte nicht in die Tiefe hinab zu dringen.

Ich sah das Lager vor mir, aber in weiter Ferne und meine Kräfte waren erschöpft. Ich gab der Müdigkeit nach und legte mich dicht am Rande des Abgrundes nieder. In der Erschöpfung, die der Aufregung folgte, schlief ich ein.

ZEHNTES KAPITEL. DER FEIND.

Ich mußte eine Stunde wenigstens geschlafen haben, als die kühler werdende Morgenluft mich erweckte. Der Mond war untergegangen, aber es war auch nicht ganz finster geworden, denn ich konnte ziemlich weit durch die Morgendünste hindurchsehen.

»Vielleicht bricht der Tag an,« dachte ich und wendete mein Gesicht nach Osten. Es war so. Der Himmel zeigte da einzelne Lichtstreifen, – es wurde Morgen.

Wie ich wußte, wollte *Seguin* sehr zeitig aufbrechen und ich wollte mich eben aufraffen, als ich Stimmen vernahm, – Rufe und Hufschläge dazu auf dem Prairierasen.

»Sie sind auf und schicken sich an zum Aufbruche!« dachte ich und lief dem Lager zu; aber kaum war ich zehn

Schritte weit gegangen, so hörte ich Stimmen *hinter mir*. Ich blieb stehen und horchte. Ja, ohne allen Zweifel, ich *entfernte* mich von ihnen.

»Ich habe den Weg nach dem Lager versehen!« sagte ich mir selbst und trat an den Rand der Barranca, um mich zu überzeugen. Wie sehr erstaunte ich, als ich erkannte, daß ich in der richtigen Richtung gegangen war und die Stimmen, welche ich hörte, von der andern Seite herüber kamen.

Anfangs meinte ich, meine Cameraden wären bereits auf und an mir vorübergezogen.

»Aber nein,« warf ich ein, »das würde *Seguin* nicht thun. Er hat Einige ausgeschickt, die mich suchen sollen und *sie* sind es.«

Ich rief, um ihnen anzudeuten, wo ich sei. Keine Antwort! Ich rief nochmals und stärker als das erstemal. Mit einemmale schwiegen die Stimmen. Die Reiter horchten gewiß und ich rief deshalb noch einmal so stark als ich es vermochte. Nach einer Pause konnte ich ein Geräusch von vielen Stimmen und Pferdegetrappel hören, das auf mich zukam. Ich wunderte mich, daß noch Niemand mir Antwort gegeben, aber meine Verwunderung wurde zur Bestürzung als ich deutlich erkannte, daß man am andern, entgegengesetzten Rande der Schlucht herankam.

Ehe ich mich wieder fassen konnte, waren sie mir gegenüber und hielten die Pferde an dem Abgrunde an. Zwar waren sie wohl dreihundert Ellen von mir – die Breite des Schlundes – aber ich konnte sie ganz deutlich

erkennen. Es schienen etwa hundert Reiter zu sein und ihre langen Speere, die Federn auf ihren Köpfen und ihre halbnackten Körper sagten mir auf den ersten Blick – *daß sie Indianer waren.*

Ich hielt mich nicht auf weiter zu forschen, sondern lief so schnell ich konnte nach dem Lager zu. Die Feinde an der entgegengesetzten Seite folgten mir. Als ich an die Quelle gelangte, sprangen die Jäger eben in die Sättel. *Seguin* und einige andere waren an den äußersten Rand vorgetreten und schaueten hinüber. An eine sofortige Flucht hatten sie nicht gedacht, da der Feind sich bereits von unserer Stärke überzeugt hatte.

Ogleich nur eine Entfernung von etwa dreihundert Ellen die feindlichen Schaaren trennte, so mußten sie doch mindestens zwanzig Meilen weit reiten, ehe sie zum Kampfe aneinander gerathen konnten. Deshalb fühlten sich die Unserigen vorläufig sicher und wir beschlossen zu bleiben und zu untersuchen, wo und was die Gegner wären.

Sie saßen drüben im Sattel und schaueten herüber, höchst verwundert über unsere Anwesenheit. Noch war es zu dunkel als daß sie unsere Gesichter hätten erkennen können. Bald aber wurde es heller; sie erkannten uns und ein wilder Schrei – das Kriegsgeschrei der Navajoes drang herüber.

»Es ist *Dacoma's* Haufen!« sagte Einer. »Sie sind an die unrechte Seite gekommen.«

»Nein,« fiel ein Anderer ein, »für *Dacoma's* Schaar sind sie mir zu schwach. Es sind ja nicht über hundert.«

»Die Uebrigen sind vielleicht oben im Wasser ertrunken,« entgegnete der Erstere.

»Wie sollten sie denn aber unsere Spur versehen haben? Das ist nicht möglich. Sie sind es nicht.«

»Wer sonst? Navajoes sind es; sie kenne ich im Schlafe.«

»Da ist auch der Häuptling,« sagte *Rube*, der in diesem Augenblicke heranritt. »Da der Alte auf der Shecke.«

»Meinst Du, *Rube*, daß sie es sind?« fragte *Seguin*.

»So gewiß als ein Schuß knallt, Hauptmann.«

»Wo sind dann die Uebrigen geblieben? Alle sind es nicht.«

»Sie werden nicht weit sein. Still! Ich höre sie kommen!«

»Da ein Haufen! Seht!«

Durch den Morgennebel, der sich bereits hinwegzog, sahen wir eine Masse von Reitern an der entgegengesetzten Seite herankommen unter Geschrei und heftigen Bewegungen, als trieben sie Vieh vor sich her. Auch war es so. Als der Nebel ganz schwand, erblickten wir eine Herde Pferde, Rinder und Schafe, welche die Ebene weit hin bedeckten. Hinter ihnen ritten Indianer, die hin und her galoppirten und die Thiere mit den Lanzen antrieben.

»Herr Gott, was für Raub!« rief Einer der Jäger aus.

»Ja, sie haben bei ihrem Zuge was gemacht. Wir aber kommen so leer zurück wie wir abzogen.«

Ich hatte mein Pferd gesattelt und kam in diesem Augenblick auch heran, aber meine Augen ruheten nicht auf

den Indianern, nicht auf dem geraubten Vieh; ein anderer Gegenstand fesselte meine Blicke und erstarrte das Blut in meinen Adern.

Weit zurück hinter der Heerde sah ich eine kleine Anzahl Personen, die nach ihrer Bekleidung keine Indianer sein konnten. Frauen waren es – Gefangene!

Zwanzig im Ganzen schienen es zu sein, aber um die Zahl kümmerte ich mich wenig. Ich sah, daß sie zu Pferde saßen und daß neben einer jeden ein Indianer ritt.

Mit klopfendem Herzen flog mein Blick von einer Gruppe zur andern, aber die Entfernung war zu groß, als daß ich die Züge eines Gesichtes hätte erkennen können. Ich wendete mich zu unserem Führer, der mit dem Fernglase am Auge dastand. Ich sah ihn zusammenzucken! Seine Wangen erbleichten, seine Lippen zitterten und das Glas entfiel seinen Händen. Wankend rief er dann aus:

»*Mon dieu! Mon dieu!* Du hast mich schwer heimgesucht!«

Ich griff hastig nach dem Fernrohre, um mich selbst zu überzeugen; aber dies war nicht mehr nöthig. Als ich es aufhob, lief drüben Alp, mein Hund Alp, hin und als ich das Glas an das Auge brachte, blickte ich in das Gesicht meiner Geliebten, meiner Verlobten. Sie schien so nahe zu sein, daß ich versucht war, sie zu rufen. Ich konnte deutlich ihr bleiches schönes Gesicht erkennen. Die Wangen waren blaß vom Weinen und ihr reiches goldiges Haar hing aufgelöst auf ihr Pferd. Eine gestreifte Decke

umhüllte sie und ein junger Indianer ritt neben ihr auf einem schönen Pferde in der Uniform eines mexikanischen Husaren.

Auf Andere blickte ich nicht, obgleich ich gesehen hatte, daß sich auch ihre Mutter unter den andern Gefangenen befand.

Endlich gelangten die Gefangenen so weit heran, daß sie uns gegenüber waren. Sie mußten zurückbleiben in der Prairie, während die Krieger heranritten zu ihren Cameraden am Rande der Barranca.

Es war nun heller Tag – der Nebel verschwunden – und die feindlichen Schaaren blickten einander in's Auge über die unübersteigliche Schlucht hinweg.

EILFTES KAPITEL. NEUES LEID.

Ein seltsames Zusammentreffen! Zwei Parteien – Todfeinde – die eine aus dem Lande der andern zurückkehrend, beladen mit Raub und Gefangene hinwegschleppend! In der Mitte des Weges begegneten sie einander innerhalb Schußweite und musterten einander mit den feindseligsten Blicken und doch konnte es zu einem Kampfe nicht kommen, da ein Raum von zwanzig Meilen sie trennte.

Auf der einen Seite befanden sich die Navajoes und Bestürzung lag in ihren Blicken, denn die Krieger hatten ihre Kinder erkannt. Auf der andern hielten die Scalpjäger, von denen nicht wenige unter den Gefangenen des Feindes die Züge eines Weibes, einer Schwester oder Tochter erkennen konnten.

Wären beide in der freien Prairie aufeinander getroffen, sie würden auf Tod und Leben mit einander gekämpft haben. Die Hand Gottes selbst schien die rachgierigen Menschen auseinander zu halten, um Blutvergießen zu verhindern.

Was ich in diesem Augenblicke empfand, vermag ich nicht zu beschreiben. Nur so viel weiß ich, daß ich die Kraft von Zwanzigen in mir fühlte. Bis dahin war ich wenig mehr als Zuschauer bei den Ereignissen unseres Unternehmens gewesen und hatte ohne eigentlichen rechten Trieb gehandelt. Jetzt hatte ich einen Grund, der mich zur verzweiflungsvollen Kraftanwendung aufstachelte.

Es kam mir ein Gedanke bei und ich eilte zu *Seguin*, um ihm denselben mitzutheilen. Er erholte sich eben erst ein wenig von dem ungeheuern Schicksalsschlage, der ihn getroffen. Die Jäger hatten erfahren, was ihm geschehen war und standen um ihn her; Einige versuchten es sogar, ihn zu trösten. Sehr wenige kannten etwas von den Familienverhältnissen ihres Führers, aber sie hatten von seinem frühern Unglück gehört – von dem Verlust seiner Grube und seines Vermögens, wie von der Gefangenschaft seiner Tochter. Als es jetzt bekannt wurde, daß sich unter den Gefangenen des Feindes auch seine Frau und Tochter befänden, fühlten selbst die rauhen Herzen der Jäger Mitleid mit dem mehr als gewöhnlichen Unglück. Man hörte theilnehmende Aeüßerungen, wie Ausdrücke ihres Entschlusses, die Gefangenen zu befreien oder bei dem Versuche unterzugehen.

Mit der Absicht, solche Gefühle anzuregen, war ich jetzt vorgetreten. Ich hatte die Absicht, eine Prämie auf die Tapferkeit und den Muth zu setzen, aber als ich sah, daß edlere Beweggründe bereits wirkten, schwieg ich.

Seguin schien diese Theilnahme seiner Cameraden wohl zu thun und seine gewohnte Thatkraft kehrte zurück, da die Hoffnung ihm wieder lächelte. Die Männer drängten sich um ihn, um ihren Rath anzubieten und seine Befehle zu hören.

»Hauptmann, wir können uns mit den Rothhäuten schlagen, wir sind eben so stark,« sagte *Garey*. »Sie zählen schwerlich über zweihundert.«

»Gerade hundert und sechs und neunzig,« fiel ein Anderer ein, »ohne die Weiber. Ich habe sie gezählt.«

»Was uns an der Zahl fehlt,« fiel *Garey* wieder ein, »ersetzen wir durch unsere Büchsen. Mit den Indianern schlage ich mich am liebsten, wenn wir Einer gegen Zwei sind.«

»Wo bleiben wir aber, wenn wir unsere Büchsen einmal abgeschossen haben?« fragte ein Anderer. »Sie sind mit ihren Bogen und Lanzen im Vortheile hier auf der Ebene.«

»Ich sage auch nicht, daß wir sie in der Prairie angreifen wollen. Wir können ihnen folgen bis sie die Berge erreicht haben.«

»Ja, entlaufen können sie uns nicht mit dieser Heerde. Das ist gewiß.«

»Sie denken auch nicht an's Entlaufen; sie werden vielmehr *uns* angreifen wollen.«

»Das müssen wir wünschen,« sagte *Garey*. »Sie werden schon genug bekommen.«

Der Jäger wies beim Sprechen auf die Mimbresberge, die etwa zehn Meilen weit nach Osten lagen.

»Vielleicht warten sie bis mehrere ihrer Leute kommen. Sie waren über vierhundert Mann stark, als sie am Piñon vorüberzogen.«

»Wo können die Uebrigen sein, *Rube*?« fragte *Seguin*. »Ich kann bis zur ehemaligen Grube hinuntersehen und bemerke sie nicht auf der Ebene.«

»Das weiß ich nicht, Hauptmann. Es wird wohl etwas Glück dabei sein. Der alte Narr hat gewiß einen Haufen auf eine andere Fährte geschickt.«

»Warum glaubst Du das?«

»Das ist ganz natürlich, Hauptmann. Wenn sie noch zurück wären, würden einige von den Rothhäuten drüben ihnen entgegengejagt sein, um sie schnell heranzubringen.«

»Du hast Recht, *Rube*,« erwiderte *Seguin*, den die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung beruhigte. »Und was rathest Du uns zu thun?« fuhr er fort, wie er in allen wichtigen Fällen den Rath des alten vielerfahrenen Jägers einholte.

»Hauptmann,« antwortete er, »es ist eine verfitzte Geschichte und ich habe sie mir selber noch nicht klar machen können. Willst Du mir aber ein Paar Augenblicke Zeit lassen, so werde ich nach Möglichkeit antworten.«

»So wollen wir warten. Ihr Leute, seht nach Euern Waffen, daß sie in Bereitschaft sind.«

Während dieser Berathung – die nur einige Secunden in Anspruch nahm – war der Feind an der anderen Seite in gleicher Weise beschäftigt, wie wir sehen konnten. Die Wilden alle hatten sich um ihren Häuptling gesammelt und nach ihren Gesticulationen berathschlagten sie jedesfalls, wie sie handeln sollten.

Unser Erscheinen – mit den Kindern ihrer Angesehensten in unserer Gefangenschaft – hatte sie in die größte Bestürzung über das, was sie sahen, in größte Besorgniß über das, was sie nicht sahen, gebracht. Auf der Rückkehr von einem gelungenen Raubzuge, reich beladen mit Beute, bemerkten sie mit einemmale, daß ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten war. Sie wußten, daß wir in ihrer Stadt gewesen waren und muthmaßten, daß wir ihre Häuser geplündert und niedergebrannt, ihre Frauen und Kinder gemordet hätten. Weniger erwarteten sie nicht, denn sie selbst hatten eben Aehnliches vollbracht und so schlossen sie nach ihrem eigenen Thun.

Sie sahen überdies, daß wir zahlreich und wohl im Stande waren unsere Beute zu vertheidigen, gegen sie wenigstens, denn sie wußten recht wohl, daß sie gegen die Feuergewehre der Scalpjäger nichts vermochten, wenn die Zahl der Kämpfer ziemlich gleich war.

So befanden auch sie sich in einer schwierigen Lage.

Die Jäger thaten indeß, wie *Seguin* ihnen befohlen hatte und warteten schweigend, bis *Rube* seinen Rath aussprechen würde.

Der alte Jäger stützte sich halb auf seine Büchse, die er mit beiden Händen oben gefaßt hatte. Er sah in das Rohr

hinein als halte er Rath mit einem Geiste, den er darin gefangen führe. Es war dies so seine Art und die, welche es wußten, lächelten darüber.

Nach einigem Nachdenken schien er sich für eine Antwort entschieden zu haben, denn er trat zu dem Hauptmann.

»*Bill* hat Recht, Hauptmann. Wenn wir mit den Indianern anbinden wollen, müssen wir es in den Bergen thun. Auf der *Prairie* können wir ihnen nicht Stand halten. Das ist keine Frage. Zweierlei giebt es nun. Entweder sie kommen zu uns – und dann ist dort unser Platz« – er zeigte dabei nach den *Mimbres*, – »oder wir müssen ihnen folgen. Das ist so leicht, wie von einem Stamme herunter zu fallen.«

»Wie steht's dann aber mit den Lebensmitteln? Ohne diese können wir uns nicht über die Wüste wagen.«

»Das hat keine Schwierigkeit, Hauptmann. Wir finden Büffel. Aber ich fürchte was Schlimmeres.«

»Was?«

»Ich fürchte, daß wir mit *Dacoma's* Haufen auf dem Rückwege zusammentreffen.«

»Das ist sehr wahrscheinlich.«

Daß *Dacoma's* Schaar die andere bald erreichen würde, kam Allen sehr wahrscheinlich vor und die Gesichter hatten deshalb nicht das freundlichste Aussehen. Jedenfalls verfolgten uns jene Indianer noch und sie mußten bald ankommen.

»Nun, Hauptmann,« fuhr der alte Jäger fort, »habe ich meine Meinung für den Fall gesagt, daß wir kämpfen

müssen; ich denke aber wir können die Weiber wieder bekommen ohne unser Büchsenfutter zu verschwenden.«

»Wie so?« fragten *Seguin* und einige Andere begierig.

»In der Art,« antwortete *Rube*, der mich durch seine Gelassenheit und Weitschweifigkeit fast zur Verzweiflung brachte, »Seht Ihr die Indianer drüben?«

»Ja, ja,« antwortete *Seguin* rasch.

»Nun und seht Ihr auch die da?« fragte der alte Jäger weiter, indem er auf unsere Gefangene wies.

»Ja, ja.«

»Nun die drüben haben zwar eine rothe Haut, lieben aber ihre Kinder so sehr wie weiße Christenmenschen. Sie braten und essen sie manchmal, das ist wahr, aber dann geschieht's doch nur, weil's ihre Religion so haben will.«

»Was sollen wir also thun?«

»Weiter nichts als einen weißen Fetzen aufhängen, um die Gefangenen auszutauschen. Sie werden das Zeichen gleich verstehen und Verhandlungen anknüpfen. Das hübsche Mädchen da mit dem langen Haar ist die Tochter des ersten Häuptlings und die Uebrigen gehören alle den Angesehensten an; ich habe sie absichtlich so ausgesucht. Wir haben überdies *Dacoma* und die junge Königin. Um diese wieder zu bekommen, thun sie sonst was.«

»Den Rath wollen wir befolgen,« sagte *Seguin*, dessen Auge in Erwartung eines günstigen Resultates glänzte.

»Es ist aber keine Zeit zu verlieren, Hauptmann, denn, wenn *Dacoma's* Leute herankommen, sind alle meine Worte nicht so viel werth als das Fell einer Sandratte.«

»Kein Augenblick soll verloren gehen,« sagte *Seguin*, der Befehl gab, eine Friedensfahne bereit zu halten.

»Noch besser, Hauptmann, würde es sein, wenn wir ihnen erst recht deutlich zeigten, was wir von ihnen haben. Noch haben sie *Dacoma* und die Königin nicht gesehen. Sie sind im Gebüsch.«

»Richtig,« antwortete *Seguin*. »Cameraden, holet die Gefangenen an den Rand der Barranca herbei, auch den Navajo-Häuptling und – meine Tochter.«

Die Männer gehorchten schnell und nach wenigen Minuten wurden die gefangenen Kinder nebst *Dacoma* und der Geheimniß-Königin bis an den Rand der Schlucht geführt. Die Decken, die sie verhüllt hatten, nahmen wir ihnen ab, so daß sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung vor den Indianern standen. *Dacoma* trug seinen Helm noch und die Königin fiel durch ihr mit bunten Federn gesticktes Gewand auf. Sie wurden auch sogleich erkannt.

Die Navajoes stießen einen eigenthümlichen Schrei aus, als sie diese neuen Beweise ihrer Niederlage sahen. Die Krieger machten ihre Lanzen los und stießen sie in ohnmächtigem Unwillen in die Erde. Einige zogen Scalps aus ihren Gürteln, hingen sie auf ihre Lanzen und hielten sie uns herüber entgegen. Sie glaubten wahrscheinlich,

Dacoma's Schaar sei vernichtet wie ihre Weiber und Kinder und sie stießen unter den heftigsten Geberden Drohungen aus. Zugleich bemerkten wir eine Bewegung unter den ruhigeren Kriegern. Sie hielten nochmals Rath.

Als er beendet war, galoppirten Einige zu den gefangenen weißen Frauen, die weit zurück in der Ebene gelassen worden waren.

»Großer Gott!« rief ich in Entsetzen aus. »Sie werden sie niedermetzeln! Schnell die Fahne!«

Aber ehe die Fahne fertig war, hatten die Indianer die Mexikanerinnen von den Pferden gehoben, ihnen die Rebozos abgenommen und führten sie ebenfalls an den Rand des Abgrundes.

Es war nur eine Gegenprahlerei, die Wiedervergeltung für einen Schmerz, denn offenbar wußten die Indianer, daß sich die Frau und Tochter unseres Führers unter den Gefangenen befänden. Sie wurden wenigstens sehr augenfällig vorangestellt, dicht an den Rand der Barranca.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE FRIEDENSAHNE.

Sie hätten sich diese Mühe ersparen können. Wir hatten diesen Schmerz bereits empfunden. Gleichwohl folgte ein Auftritt, der uns von neuem Schmerz machte.

Bis zu diesem Augenblicke waren wir von unsern Lieben noch nicht erkannt worden. Für das bloße Auge war die Entfernung zu groß und unsere gebräunten Gesichter wie unsere vielfach befleckte und beschmutzte Kleidung wirkten als Verkleidung.

Aber der Instinct der Liebe hat einen scharfen Blick und die Augen meiner Verlobten ruheten auf mir. Ich sah wie sie vorwärts eilte. Ich hörte sie verzweifelnd laut aufschreien. Ihre weißen Arme streckte sie aus nach mir, dann sank sie ohnmächtig nieder.

In demselben Augenblicke erkannte *Seguins* Frau ihren Mann und rief seinen Namen. Er antwortete, ermahnte sie aber flehentlich, geduldig und still zu sein.

Mehrere andere der Mädchen und Frauen – alle jung und schön – hatten ihre Liebhaber, Brüder oder Männer bemerkt und die Scene war peinlich über alle Beschreibung. Meine Augen aber ruheten nur auf ihr. Ich sah, daß sie sich aus ihrer Ohnmacht erholte; ich sah, daß der junge Wilde in der Husarenuniform abstieg und sie auf seinem Arme zurück auf die Prairie trug.

Ich blickte ihnen ohnmächtig nach und sah, daß er äußerst sorgsam mit ihr umging, so daß ich ihm fast dankte, obwohl ich wußte, daß er das, was er that, nur in seinem eigenen Interesse that.

Bald erholte und erhob sie sich wieder und kam zurück an die Barranca. Sie rief meinen Namen herüber, ich den ihrigen hinüber, aber Mutter und Tochter wurden bald von ihren Wächtern umringt und zurück in die Prairie gebracht.

Unterdeß war die weiße Flagge bereit gemacht worden. *Seguin* hielt sie hoch empor und trat vor. Wir alle schwiegen und warteten auf die Antwort.

Es entstand eine Bewegung unter den dicht gedrängt stehenden Indianern. Wir hörten, wie sie ernst unter einander sprachen und sahen, daß etwas vorging. Wirklich trat ein großer schöner Mann vor, der etwas Weißes in seiner linken Hand hielt. Es war eine gebleichte Hirschkalbhaut. In der rechten Hand hatte er seine Lanze. Wir sahen ihn die Haut auf die Lanze stecken und so vortreten. Das war die Antwort auf unsere Friedensfahne.

»Still, Leute!« rief *Seguin* den Jägern zu, dann sprach er mit aller Kraft seiner Stimme in indianischer Sprache zu den Feinden hinüber:

»Navajoes, Ihr wisset, wer wir sind. Wir sind durch Euer Gebiet gezogen und in Eurer Hauptstadt gewesen. Wir suchten unsere lieben Verwandten, die in Euerem Lande gefangen waren, wie wir wußten. Einige derselben haben wir wieder erlangt, manche andere aber konnten wir nicht finden. Damit uns auch diese bald zurückgegeben werden möchten, nahmen wir Geißeln mit uns, wie Ihr sehet. Wir hätten weit mehrere hinwegführen können, aber wir hielten diese für hinreichend. Euere Stadt haben wir nicht verbrannt, Eueren Frauen, Töchtern und Kindern kein Leid gethan. Mit Ausnahme dieser unserer Gefangenen hier werdet Ihr Alle wieder finden.«

Ein Geflüster lief durch die Reihen der Indianer, ein Geflüster der Freude. Sie hatten fest geglaubt, ihre Stadt sei zerstört und ihre Weiber wären ermordet; die Worte *Seguins* machten deßhalb einen außerordentlichen Eindruck. Wir hörten freudige Ausrufungen unter den Krieger. Als endlich wieder Stille eintrat, fuhr *Seguin* fort:

»Wir sehen, daß Ihr in unserem Lande gewesen seid. Ihr habt Gefangene gemacht wie wir. Ihr seid rothe Männer. Die rothen Männer fühlen für die Ihrigen wie die weißen. Wir wissen das und darum habe ich diese Friedensfahne aufgesteckt, damit Eins dem Andern das Seini-ge zurückgebe. Das wird dem großen Geiste wohlgefällig und uns Beiden angenehm sein, denn das, was Ihr habt, ist uns das Theuerste, und das, was wir haben, ist Euch lieb und werth. Navajoes, ich habe gesprochen und warte auf Euere Antwort.«

Als *Seguin* geendet hatte, traten die indianischen Krieger um ihren Häuptling herum und wir konnten sehen, daß sie ernstliche Berathung hielten. Offenbar machten sich widersprechende Stimmen geltend, aber die Verhandlung kam bald zu Ende und der erste Häuptling, der vortrat, gab dem, welcher die weiße Fahne hielt, einige Anweisungen, nach welchen derselbe mit lauter Stimme auf *Seguins* Rede antwortete:

»Weißer Häuptling, Du hast wohl gesprochen und unsere Krieger haben Deine Worte erwogen. Du verlangst nicht mehr, als was recht und billig ist. Es würde dem großen Geiste wohlgefällig sein und unsere Herren erfreuen, könnten wir unsere Gefangenen austauschen; aber wie können wir wissen, ob Deine Worte wahr sind? Du sagst, Ihr hättet unsere Stadt nicht verbrannt, unseren Weibern und Kindern nichts zu Leide gethan. Wie können wir wissen, ob das wahr ist? Unsere Stadt ist weit entfernt, wie unsere Frauen, wenn sie noch leben. Sie

können wir nicht fragen. Wir haben nur Dein Wort und das genügt nicht.«

Diese Schwierigkeit hatte *Seguin* bereits geahnet und deshalb befohlen, einen unserer Gefangenen, einen klugen Knaben, herbeizubringen.

Der Knabe erschien in diesem Augenblicke neben ihm.

»Fraget ihn!« rief er hinüber, indem er auf den Gefangenen deutete.

»Und warum sollen wir nicht unsern Bruder fragen, den Häuptling *Dacoma*? Der Knabe ist jung. Er versteht uns vielleicht nicht. Der Häuptling kann uns dessen Auskunft geben.«

»*Dacoma* war nicht mit uns in der Stadt. Er weiß nicht, was da geschehen ist.«

»Laß *Dacoma* das bestätigen.«

»Bruder,« entgegnete *Seguin*. »Ihr seid mit Unrecht mißtrauisch, aber Ihr sollet diese Antwort haben.«

Und er sagte einige Worte zu dem Navajo-Häuptlinge, der neben ihm am Boden saß.

Der Sprecher an der andern Seite richtete nun seine Frage unmittelbar an *Dacoma*. Der stolze Indianer – den die demüthigende Lage, in welcher er sich befand, höchlich zu erbittern schien – verneinte mit einer hastigen Handbewegung und einem kurzen Ausrufe.

»Nun Bruder,« fuhr *Seguin* fort, »siehst Du, daß ich wahr gesprochen habe. Frage den Knaben, wie ich Dir vorschlug.«

Der Knabe wurde gefragt, ob die Stadt niedergebrannt und die Frauen und Kinder ermordet worden. Er gab darauf sogleich eine verneinende Antwort.

»Bist Du nun befriediget, Bruder?« fragte *Seguin*.

Lange erfolgte keine Antwort. Die Krieger berathschlagten nochmals und gesticulirten heftig. Wir konnten sehen, daß Mehrere gegen friedliche Maßregeln waren und vorschlugen, lieber das Glück der Waffen zu versuchen. Es waren die Jüngeren und der in der Husarenuniform – der Sohn des ersten Häuptlings, wie mir *Rube* mittheilte – schien an der Spitze der Kampfthutigen zu stehen.

Wäre der erste Häuptling nicht selbst an dem Ausgange so sehr betheiligt gewesen, so hätte vielleicht die Ansicht der jungen Kampfthutigen gesiegt, denn die Krieger wußten recht wohl, welcher Verspottung sie sich bei den benachbarten Stämmen aussetzten, wenn sie ihre Gefangenen zurückgäben. Einige hatten auch noch ein anderes Interesse dabei sie zu behalten. Sie hatten die Töchter am *del Norte* angeblickt und gefunden, daß sie schön waren.

Die Ansichten der ältern Männer erlangten indeß endlich doch das Uebergewicht und der Sprecher antwortete:

»Die Navajo-Krieger haben erwogen, was sie gehört. Sie glauben, daß der weiße Häuptling die Wahrheit gesprochen hat und willigen in die Auswechselung der Gefangenen. Damit dies aber in geziemender Weise geschehe, schlagen sie vor, daß von beiden Seiten zwanzig

Krieger gewählt werden, daß diese Krieger ihre Waffen in Gegenwart Aller auf der Prairie niederlegen, daß sie dann die Gefangenen an die Stelle bringen, wo der Weg durch die Barranca führt und sich da über die Bedingungen der Auswechslung vereinigen, – daß alle andern von beiden Seiten da bleiben, wo sie jetzt sind, bis die unbewaffneten Krieger mit den ausgewechselten Gefangenen zurückgekommen sind, und daß dann beide Theile von dem Vertrage entbunden sind. Das sind die Worte der Navajo-Krieger.«

Es dauerte eine Zeit lang, ehe *Seguin* auf diesen Vorschlag antworten konnte. Er schien ganz billig zu sein, und doch lag etwas in ihm, das eine gewisse Hinterlist ahnen ließ und so berathschlagten wir zuerst darüber. Die letzten Worte der Gegner schienen auf ihre Absicht hinzudeuten, ihre Gefangenen später wo möglich wieder zu nehmen, aber unsere Besorgniß darüber war nicht sehr groß, wenn wir sie nur erst unter uns hatten.

Es ließ sich nichts dagegen sagen, daß die Gefangenen durch Unbewaffnete an den Ort der Auswechslung geführt werden sollten und zwanzig waren auch eine ganz passende Zahl; aber *Seguin* wußte recht wohl, wie die Navajos das Wort »unbewaffnet« auslegen würden und so erhielten einige der Jäger leise den Auftrag, wie zufällig in das Gebüsch zu gehen und da ihre Messer und Pistolen unter den Jagdhemden zu verbergen. Wie es schien, beobachtete man drüben an der andern Seite ein ähnliches Verfahren mit den Tomahawks.

Wir konnten gegen das Vorgeschlagene wenig einwenden und da *Seguin* wußte, daß es von großer Wichtigkeit sei Zeit zu gewinnen, so nahm er die Bedingungen an.

Sobald als dies den Navajoes angezeigt war, traten zwanzig Indianer – die wahrscheinlich schon vorher gewählt waren, in die offene Prairie hinaus, stießen ihre Lanzen in die Erde und lehnten daran ihre Bogen, Köcher und Schilde, Tomahawks sahen wir nicht und wir wußten, daß jeder Navajo diese Waffe bei sich hatte. Sie konnten dieselbe recht wohl an sich verbergen, denn die meisten trugen Anzüge von Weißen, die sie eben geplündert hatten. Es machte uns aber wenig Sorge, da wir selbst hinlänglich bewaffnet waren. Die ausgewählten zwanzig Indianer waren besonders kräftige Männer, offenbar die besten Krieger des Stammes.

Unsere Wahl war eine gleiche. Unter den Auserlesenen befanden sich *El Sol* und *Garey*, *Rube* und der Stierkämpfer *Sanchez*. Auch *Seguin* und ich gehörten dazu. Die meisten Jäger aus dem Norden und einige Delawaren vervollständigten die Zahl. Wir zwanzig traten dann, wie es die Indianer gethan hatten, hinaus in's Freie und steckten da in Gegenwart des Feindes unsere Büchsen auf.

Unsere Gefangenen mußten dann aufsitzen und sich bereit halten zum Aufbruche. Die mexikanischen Mädchen und die Königin befanden sich auch unter ihnen. Das war eine List *Seguins*. Er wußte, daß er Gefangene genug hatte, um ohne dieselbe die Auswechselung geschehen zu lassen, aber er sah wie wir alle ein, daß ohne

die Königin, vielleicht jeder Austausch von der Hand gewiesen wurde. Er beschloß deshalb sie mit vorzuführen und dann ihretwegen besondere Unterhandlungen eintreten zu lassen. Mißlingen sie, so blieb freilich nichts übrig als zu den Waffen zu greifen und die Unserigen waren dazu vorbereitet.

Auf beiden Seiten war man endlich bereit und auf ein Zeichen begannen wir an der Barranca hin zu reiten nach der ehemaligen Erzgrube. Die Uebrigen der beiden Schaaren blieben zurück und sahen einander mit mißtrauischen rachedurstigen Blicken an. Keine Partei konnte eine Bewegung machen, ohne daß es die andere sah, denn beide Ebenen lagen in völlig gleicher Fläche, wenn sich auch die Schlucht dazwischen befand.

Die Friedensflaggen weheten noch; die Lanzen waren in die Erde gestoßen, aber beide feindlichen Parteien hielten ihre Pferde gesattelt und gezäumt, um aufzusitzen, sobald die andere eine Bewegung mache.

DREIZEHNTES KAPITEL. DER VERTRAG.

Die Grube befand sich in der Schlucht. Die Schachte – plumpe Ausgrabungen – waren zu beiden Seiten in die Uferwände hineingetrieben und sahen aus wie Höhlen. In der Tiefe unten floß ein Bach unter losem Felsengeröll hin.

An dem Ufer dieses Baches stand das ehemalige Schmelzhaus nebst verfallenen Häusern der Grubenarbeiter. Die meisten hatten bereits kein Dach mehr und zerfielen. Der Boden umher war uneben, mit stacheligen

dornigen Pflanzen – Brombeeren und Cactus üppig bewachsen.

In der Nähe dieser Stelle senkte sich an beiden Seiten der Weg hinabwärts, so daß er unter den Ruinen zusammentraf.

Als wir da ankamen, machten beide Parteien Halt und winkten einander zu hinabzusteigen. Nach einer kurzen Verhandlung schlugen die Navajoes vor, die Gefangenen und die Pferde sollten oben bleiben, jeder Theil von zwei Mann bewacht. Die Uebrigen, achtzehn auf jeder Seite, sollten in die Schlucht hinabsteigen, unter den Häusern zusammentreffen und nachdem die Friedenspfeife geraucht worden, über die Auswechselung sich vereinigen.

Dies gefiel weder *Seguin* noch mir. Wir sahen ein, daß wir bei Abbruch der Verhandlungen – was wir halb und halb erwarteten – selbst wenn wir die Gegner überwältigten, nichts gewinnen würden. Ehe wir die Gefangenen der Navajoes oben auf der Höhe erreichen konnten, würden die beiden Hüter derselben sie hinwegführen oder gar an Ort und Stelle ermorden. Es war dies ein fürchterlicher, aber gar nicht unwahrscheinlicher Gedanke.

Wir wußten überdieß, daß über dem Rauchen der Friedenspfeife noch mehr kostbare Zeit verging und *Dacoma's* Schaar konnte jeden Augenblick ankommen.

Der Vorschlag war indeß von dem Feinde gemacht worden, der hartnäckig an seinen Worten festzuhalten pflegt. Wir konnten keine Einwürfe machen ohne unsere

Absichten zu verrathen und so mußten wir – wenn auch mit Widerstreben – darauf eingehen.

Wir stiegen ab, überließen unsere Pferde der Wache, kletterten in die Schlucht hinab und standen den Kriegern von Navajo gegenüber.

Es waren achtzehn auserlesene, große, breitschulterige, muskelstarke Männer. Ihre Gesichter hatten einen wilden, schlaunen, unheimlichen Ausdruck. Kein Lächeln zeigte sich und die Lippen, die sich dazu geregt hätten, würden gelogen haben. Haß lag in den Herzen und Rachelust sprach aus den Augen.

Eine kurze Zeit betrachteten und musterten beide Parteien einander schweigend. Es waren keine gewöhnlichen Feinde; keine gewöhnliche Feindschaft hatte sie Jahre lang gegen einander erbittert, und keine gewöhnliche Ursache fühlte sie jetzt zum erstenmale unbewaffnet einander gegenüber. Gegenseitiges Bedürfniß hatte sie zu der jetzigen friedlichen Haltung gezwungen, ob es gleich mehr ein Unterbrechen des Kampfes zwischen einem Löwen und einem Tiger war, die einander auf einem schmalen Pfade in dem Dickicht begegnen und einander anstarren.

Obgleich dem Uebereinkommen gemäß die Waffen abgelegt worden, waren doch beide Theile genügend bewaffnet und sie wußten es.

Die Griffe der Tomahawks und der Messer, wie die glänzenden Kolbenenden der Pistolen sahen unter den

Anzügen der Jäger wie der Wilden heraus. Man bemühte sich wenig diese gefährlichen Gegenstände zu verbergen.

Endlich kam es doch vom Ansehen zum Geschäft.

Es war nicht so viel gestrüppfreier Raum, daß wir uns zum »Rauchen« hatten hinsetzen können. *Seguin* deutete deshalb auf ein noch ziemlich wohl erhaltenes Haus und Mehrere gingen hinein, um es genauer zu untersuchen. Zerbrochene Mulden, Tröge und anderes Geräthe lag noch umher. Es hatte nur ein Zimmer, das nicht einmal groß war und in dessen Mitte sich ein Herd mit kalten Schlacken und kalter Asche befand.

Zwei Männer erhielten den Auftrag, Feuer auf dem Herde zu machen; die andern setzten sich umher auf Geräthe oder Quarzstücke.

Als ich mich setzen wollte, sprang etwas von hinten an mich an mit winselndem Tone. Ich drehte mich um und sah meinen Hund Alp, der außer sich war vor Freude mich wieder gefunden zu haben und wiederholt an mir ansprang, so daß es ziemlich lange dauerte, ehe ich ihn beruhigen und mich setzen konnte.

Endlich saßen wir alle, jede Partei in einem Halbkreise der andern gegenüber, so daß der Herd sie schied.

Eine schwere Thüre hing noch in ihren Angeln und da kein Fenster im Hause war, so ließen wir diese Thür offen. Sie öffnete sich nach innen.

Das Feuer war bald angezündet und die irdene Pfeife mit »Kinikinik« (Tabak) gefüllt, so daß sie von Mund zu

Munde gehen konnte, was unter tiefem Schweigen geschah. Wir bemerkten dabei, daß jeder der Indianer – gegen ihre Gewohnheit, nach welcher sie nur ein- oder zweimal ziehen, lange und langsam rauchten. Offenbar war dies eine List die Ceremonie in die Länge zu ziehen und Zeit zu gewinnen, während wir wie auf Kohlen saßen.

Als die Pfeife endlich zu den Jägern gelangte, ging sie rasch weiter und die Unterhandlungen konnten beginnen.

Gleich im Anfange merkte ich, daß wir auf eine Schwierigkeit stoßen würden. Die Navajoes – namentlich die jüngern Krieger – nahmen eine herausfordernde kecke Haltung an, welche die Jäger schwerlich geduldig hingehen ließen; sie würden ihr auch sofort entgegengetreten sein, wenn sie nicht die eigenthümliche Lage des Hauptmannes berücksichtigt hätten. Um seinetwillen hielten sie so viel als möglich an sich, aber es ließ sich voraussehen, daß nicht viel dazu gehörte, den Streit in helle Flammen auflodern zu lassen.

Die erste Frage betraf die Zahl der Gefangenen. Der Feind hatte neunzehn – wir zählten – ohne die Königin und die mexicanischen Mädchen – ein und zwanzig. Das war ein Vorthail für uns, zu unserer Verwunderung meinten aber die Indianer, ihre Gefangenen wären erwachsene Mädchen und Frauen, unsere dagegen meist Kinder und zwei der letztern müßten für eine der erstern gegeben werden.

Darauf entgegnete *Seguin* sofort ablehnend, setzte jedoch hinzu, er wolle keine der Gefangenen behalten und die ein und zwanzig gegen die neunzehn geben.

»Ein und zwanzig!« rief ein Krieger. »Ihr habt sieben und zwanzig. Wir zählten sie eben.«

»Sechs von denen, die Ihr gezählt, sind von unserem Volk, Weiße und Mexikanerinnen.«

»Sechs Weiße!« entgegnete der Wilde. »Nur fünf. Wer ist die Sechste?«

»Vielleicht ist sie unsere Königin; sie ist licht von Farbe. Vielleicht hat sie der weiße Häuptling für eine Weiße gehalten.«

»Ha! ha! ha!« lachten die Wilden höhnisch. »Unsere Königin eine Weiße! Ha! ha!«

»Euere Königin,« entgegnete *Seguin* in feierlichem Tone,

»Eure Königin, wie Ihr sie nennt, ist *meine Tochter*.«

»Ha! ha! ha!« schrien sie wiederum. »Deine Tochter! Ha! ha!« Und das Haus zitterte von ihrem wilden Gelächter.

»Ja,« wiederholte er mit lauter, aber unsicherer Stimme, denn er sah, welche Wendung die Sache nehmen würde, »ja sie ist meine Tochter.«

»Wie kann dies sein?« fragte einer der Krieger, ein Redner des Stammes. »Du hast eine Tochter unter unsern Gefangenen, das wissen wir. Sie ist weiß wie der Schnee auf des Berges Gipfel. Ihr Haar ist gelb wie das Gold an diesen Armbändern. Die Königin dagegen ist dunkelfarbig; manche unter uns sind eben so licht wie sie und ihr

Haar ist schwarz wie der Flügel des schwarzen Geiers. Wie ist das? Unsere Kinder sind einander gleich. Die Eurigen nicht auch? Wenn die Königin Deine Tochter ist, dann kann es die mit dem goldigen Haar nicht sein. Du kannst nicht der Vater beider sein. Aber nein,« fuhr der schlaue Wilde fort, »die Königin ist nicht Deine Tochter. Sie ist von unserem Stamme – ein Kind Montezumas – eine Königin der Navajoes.«

»Die Königin muß uns zurückgegeben werden!« riefen mehrere Krieger aus. »Sie ist die unserige, wir müssen sie haben.«

Vergebens wiederholte *Seguin* seine Vateransprüche; vergebens gab er die Zeit und die Umstände an, unter welchen die Navajoes das Kind hinweggeführt hatten. Die Krieger riefen nur: »Sie ist unsere Königin und wir müssen sie haben.«

Seguin wendete sich in einer beredten Ansprache an das Gefühl des alten Häuptlings, dessen Tochter sich in gleichen Verhältnissen befand, aber es ließ sich nicht verkennen, daß der Alte, wenn auch den Willen, nicht die Macht hatte, den Sturm zu beschwichtigen, der sich erhob. Die jungen Krieger antworteten mit lautem Spott und Einer sagte sogar: »der weiße Häuptling rase.«

Eine Zeit lang gesticulirten sie weiter und dazwischen erklärten sie wiederholt und laut, daß sie in eine Auswechslung nicht willigen würden, wenn nicht die Königin zurückgegeben würde. Jedenfalls band ihre Treue irgend ein geheimnißvolles Band. Selbst die Auswechslung *Dacoma's* betrieben sie weniger eifrig.

Sie stellten dabei ihre Forderung in so verletzender und beleidigender Art, daß wir kaum daran zweifeln konnten, sie wollten uns zum Kampfe treiben. Die Büchsen, die sie so sehr fürchteten, waren nicht da und so zweifelten sie nicht an dem Siege über uns.

Die Jäger wünschten den Kampf eben so sehr und zweifelten nicht minder am Siege. Sie warteten nur auf ein Signal von ihrem Anführer. Es wurde ein Signal wirklich gegeben, aber zu ihrem Verdrusse eines des Friedens.

Seguin, der stand, wendete sich zu ihnen und forderte sie leise auf, Geduld zu haben und zu schweigen. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand und stand eine Zeit lang nachdenkend da.

Die Jäger hatten volles Vertrauen zu dem Talente wie zu dem Muthe ihres Führers. Sie wußten, daß er einen Plan entwerfe und warteten geduldig auf das Resultat.

Die Indianer dagegen verriethen keine Ungeduld. Es war ihnen gleichgiltig, wie viel Zeit verwendet werde, denn unterdeß kam vielleicht *Dacoma's* Schaar herbei. Sie saßen still da, tauschten ihre Gedanken leise und in kurzen Sätzen aus oder lachten auch bisweilen. Sie fühlten sich ganz behaglich und schienen die Möglichkeit eines Kampfes mit uns gar nicht zu fürchten. Musterte man beide Parteien, so schien es kaum zweifelhaft zu sein, daß sie im Kampfe mit uns den Sieg gewinnen müßten. Sie alle waren, vielleicht mit Ausnahme von Zweien, Männer von sechs Fuß und mehr Größe, während viele der Jäger klein waren.

Die Navajoes wußten, daß wir gleich ihnen bewaffnet waren; aber sie ahnten nicht, welche Waffen wir bei uns führten. Sie sahen, daß wir Messer und Pistolen hatten, meinten aber, daß nach den ersten unsicheren Schüssen die Messer den furchtbaren Tomahawks nicht gewachsen wären. Sie wußten nicht, daß mehrere von uns, *El Sol*, *Seguin*, *Garey* und ich, eine furchtbare Waffe im Gürtel trugen, die furchtbarste von allen im Handgemenge, – neue amerikanische Pistolen, *Revolvers* von Colt. Die Wilden kannten diese todausstreuenden, mehrmals hinter einander schießenden Waffen noch nicht.

»Brüder,« sagte *Seguin* endlich, »Ihr läugnet, daß ich Vater des Mädchens sei. Zwei Euerer Gefangenen – die, wie Ihr wißt, meine Frau und Tochter sind – sind ihre Mutter und Schwester. Dies läugnet Ihr auch. Wenn Ihr es aufrichtig meint, könnet Ihr nicht abweisen, was ich Euch vorschlagen will. Lasset jene Beiden und auch Euerre Königin daherkommen. Wenn das Mädchen sie nicht als Verwandte erkennt, will ich von meiner Forderung abstehen und sie soll mit den Kriegern der Navajoes zurückkehren dürfen.«

Die Jäger hörten diesen Vorschlag mit Verwunderung an. Sie wußten, daß *Seguins* Bemühungen, Erinnerung in dem Mädchen zu wecken, bisher vergeblich gewesen waren. Konnte es wahrscheinlich sein, daß sie ihre Mutter erkenne? *Seguin* selbst hoffte das auch nicht und wir überzeugten uns bald, daß sein Vorschlag auf einem anderen Plane beruhe.

Er sah, daß die Auswechselung der Königin eine unabweisliche Bedingung bei den Indianern sei, daß die Verhandlungen ohne Weiteres abgebrochen werden würden, wenn sie nicht zugestanden werde und daß also seine Frau und jüngere Tochter in den Händen der Wilden bleiben müßten. Er bedachte, welch trauriges Loos ihrer in der Gefangenschaft warte, während sie Liebe und Huldigungen fanden, wenn sie zurückkehrten. Sie mußten um jeden Preis gerettet werden, er mußte die eine Tochter aufgeben, um die Mutter und die andere Tochter zurückzuerhalten.

Seguin hatte indeß auch noch einen andern Plan, – ein strategisches Manöver und zwar folgendes. Er meinte, wenn wir die Gefangenen, seine Frau und Tochter, erst unter die Häuser herunter hätten, ließe sich wohl eine Möglichkeit finden, im Falle eines Kampfes sie fortzuschaffen. Auch die Königin könnte so gerettet werden. Freilich konnte nur die Verzweiflung einen solchen Plan eingeben.

Leise und schnell theilte er dies seinen nächsten Cameraden mit, damit sie sich klüglicherweise geduldig verhielten.

Sobald der Vorschlag gemacht war, standen die Nava-joes auf und traten zur Berathung in eine Ecke zusammen. Sie sprachen leise und wir konnten folglich nicht verstehen, was sie sagten, aus dem Ausdrücke ihrer Züge aber und ihren Geberden ließ sich abnehmen, daß sie darauf einzugehen gesonnen waren. Sie wußten, daß die Königin *Seguin* nicht als ihren Vater anerkannt habe.

Sie hatten dieselbe genau beobachtet, ja ehe wir es hindern konnten, durch Zeichen mit ihr gesprochen. Ohne Zweifel hatte sie ihnen auch mitgetheilt, was an der Felsenschlucht mit *Dacoma's* Kriegern geschehen war und daß sie bald ankommen müßten. Sie fürchteten deßhalb wenig, daß sie ihre Mutter erkennen werde. Ihre lange Abwesenheit, ihr Alter, als sie in die Gefangenschaft gerathen, ihr späteres Leben und die mehr als freundliche Behandlung, welche sie bei ihnen gefunden, hatte längst jede Erinnerung an ihre Kindheit in ihrem Herzen verwischt. Das wußten die schlaunen Wilden sehr wohl. Nach einer Besprechung, die fast eine Stunde währte, nahmen sie ihre Plätze wieder ein und erklärten, daß sie auf den Vorschlag eingingen.

Zwei Männer – einer von jeder Partei – wurden abgeschickt, die Gefangenen zu holen und wir warteten auf ihre Ankunft.

Nach kurzer Zeit wurden sie hereingeführt.

Die folgende Scene zu beschreiben vermag ich nicht. Das Zusammentreffen *Seguins* mit Weib und Kind – eine kurze Umarmung – das Schluchzen und die Ohnmacht meiner Verlobten – die Erkennung des lange verlorenen Kindes durch die Mutter – die Angst, als ihr sehndes Herz sich vergeblich kund gab, – die halbunwilligen, halb mitleidigen Blicke der Jäger, – die triumphirenden Geberden und Ausrufungen der Indianer waren Gegenstände eines Bildes, das mit schmerzlicher Lebendigkeit in meinem Gedächtnisse lebt wenn ich es auch nicht darzustellen vermag.

Nach wenigen Minuten wurden die Gefangenen aus dem Hause wieder hinausgeführt und die Unterhandlungen von neuem aufgenommen.

VIERTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. EIN KAMPF BEI VERSCHLOSSENEN
THÜREN.

Der Vorfall besserte die Stimmung beider Parteien nicht, am wenigsten die der Jäger. Die Indianer triumphten, blieben aber fortwährend gleich hartnäckig und anspruchsvoll. Sie kamen auf ihre erste Forderung zurück. Für die Erwachsenen unter unsern Gefangenen wollten sie eben so viele der Ihrigen geben und für ihren Häuptling boten sie zwei. Zwei Kinder sollten dagegen für einen ihrer Gefangenen gegeben werden.

Nach dieser Weise würden wir nur etwa zwölf der Mexicanerinnen erlöst haben, da die Indianer aber durchaus in andere Bedingungen nicht willigten, ging *Seguin* endlich darauf ein, wenn sie uns gestatten wollten, die zwölf selbst auszuwählen.

Zu unserer Verwunderung wurde das abgeschlagen.

Wir zweifelten nun nicht länger mehr an dem Ausgange der Unterhandlung. Die Luft wurde schwül. In jedem Auge glühete Haß und Rachsucht. Die Indianer hielten sich offenbar für die Stärksten. Die Jäger zitterten unter doppeltem Unwillen; – unter doppeltem, sage ich, ohne daß ich mich darüber genau auszudrücken weiß. Niemals waren ihnen Indianer in solcher Weise entgegengetreten. Sie hatten ihr Leben lang die rothen Männer für minder klug und minder muthvoll gehalten als sich selbst und nun so gewissermaßen trotzig verhöhnt zu werden, erfüllte sie mit doppeltem Unwillen. Es war der bittere

Zorn, den ein Oberer fühlt, wenn ein Geringerer sich widersetzt.

Ich blickte sie an und gestehe, daß ich niemals Gesicht mit solchem Ausdrucke gesehen habe als da. Ihre Lippen waren fast blutlos und dicht zusammengekniffen. Die Augen schienen aus den Höhlen heraustreten zu wollen. Eine Bewegung aber ließ sich in den Zügen nicht erkennen, ohne hie und da ein schwaches Zucken. Jeder hatte die rechte Hand im Busen – an der Waffe – und sie schienen gleich Pantheren eben auf ihre Beute springen zu wollen.

Es folgte eine lange Pause.

Die Stille wurde durch einen Laut draußen – das Schreien eines Adlers – unterbrochen.

Wir hätten nicht nöthig gehabt darauf zu achten, da die Adler in den Mimbres sehr häufig sind und recht wohl Einer über die Schlucht fliegen konnte, wir bildeten uns aber ein, der Schrei habe einen besonderen Eindruck auf unsere Gegner gemacht. Sie waren zwar keineswegs Männer, welche das, was in ihnen vorging, sofort erkennen ließen, aber ihre Blicke schienen noch kühner und triumphirender zu werden. Konnte es ein Signal sein?

Wir lauschten einen Augenblick. Der Schrei wiederholte sich und obgleich er ganz so klang wie der wohlbekannte des weißköpfigen Adlers, konnten wir uns doch einer gewissen Besorgniß nicht ent schlagen.

Der junge Häuptling – der Wilde in der Husarenuniform – stand auf. Er war der unruhigste und anspruchsvollste unserer Gegner gewesen. Wie *Rube* uns erzählt

hatte, war er ein böser wollüstiger Mensch, hatte aber großen Einfluß. Er hatte *Seguins* Forderung abgelehnt und wollte uns seine Gründe angeben. Wir kannten sie, ohne daß er sie nannte.

»Warum?« begann er mit einem Blicke auf *Seguin*, »warum wünscht der weiße Häuptling so sehr die Gefangenen auszuwählen? Wünscht er das gelbhaarige Mädchen zurück zu haben?«

Er hielt inne, als erwarte er eine Antwort; aber *Seguin* schwieg.

»Wenn der weiße Häuptling unsere Königin für seine Tochter hält, warum wünscht er nicht, daß ihre Schwester als ihre Gefährtin in unser Land gehe?«

Wiederum schwieg er, aber *Seguin* antwortete auch diesmal nicht.

Der Sprecher fuhr fort:

»Warum sollte nicht das Mädchen mit dem goldigen Haar mit zu uns gehen und mein Weib werden? Wer bin ich? Ein Häuptling der Navajoes, der Nachkomme des großen Montezuma – der Sohn ihres Königs.«

Der Wilde sah sich bei diesen Worten stolz um.

»Und wer ist sie?« fuhr er fort. »Wer ist sie, daß ich so bitte um sie? Die Tochter eines Mannes, der nicht einmal unter dem eigenen Volke geachtet wird!«

Ich sah *Seguin* an. Er richtete sich auf und in seinem Auge bildete sich ein Ausdruck, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte. Die Krisis nahete offenbar.

Nochmals schrie der Adler.

»Aber nein,« fuhr der Wilde fort, den dies Signal kühner zu machen schien, »ich bitte nicht länger. Ich liebe das weiße Mädchen. Sie muß mein sein und diese Nacht noch soll sie – –«

Er vollendete den Satz nicht – – *Seguins* Kugel streckte ihn mitten in der Rede nieder.

Sie hatte ihn mitten an der Stirn getroffen.

Wir alle sprangen auf – Wilde und Jäger wie ein Mann. Wie aus einer Kehle dröhnte der Kampfesruf und Pistolen, Messer und Tomahawks flogen heraus. Im nächsten Augenblicke kämpften wir.

Ach und es war ein entsetzlicher Kampf, als die Pistolen knallten, die Messer blitzten, und die Tomahawks durch die Luft sauseten, – ein entsetzlicher Kampf.

Man hätte glauben sollen, der erste Anstoß hätte beide Reihen niedergeworfen, aber das war nicht der Fall. Die ersten Schläge sind gewaltig, werden aber wohl parirt und es ist schwer einem Menschen das Leben zu nehmen.

Nur wenige fielen. Einige wurden verwundet und wankten, konnten aber doch noch kämpfen. Einige stürzten der Thür zu, um draußen den Kampf fortzusetzen. Einige wenige gelangten auch hinaus, die Menge aber drängte gegen die Thür, so daß sie geschlossen wurde, – Todte sanken an ihr nieder und – wir kämpften im Dunkel.

Aber wir hatten Licht genug. Die Pistolen blitzten in kurzen Zwischenräumen und in ihrem grellen Pulverschneise erkannten wir die grauenhafte Scene.

Vom Anfange an hatte das wilde Geschrei der Indianer wie der Jäger nicht aufgehört; aber die Stimmen wurden heiser und das Geschrei ging in Aechzen, in Flüche, in kurz abgestoßene Ausrufungen über. Bisweilen hörte man rasch auf einander folgende Schläge und dann einen dumpfen Fall schwerer Körper.

Das Gemach füllte sich mit Rauch und Staub und erstickendem Schwefeldunst.

Ich hatte beim ersten Beginnen des Kampfes meine Pistole gezogen und unter die Feinde geschossen – rasch hintereinander, bald auf Geradewohl, bald gut gezielt. Gezählt hatte ich nicht, bis alle sechs Schüsse heraus waren.

Das war in etwa eben so vielen Secunden geschehen. Mechanisch steckte ich dann die Waffe in den Gürtel und drängte nach der Thür. Ehe ich sie erreichen konnte, war sie zugeedrückt und ich sah, daß das Hinauskommen unmöglich war.

Ich suchte einen Gegner und fand sehr bald einen. Als ein Pistolenschuß aufblitzte, sah ich, daß ein Indianer seinen Tomahawk nach mir schwang. Bis dahin hatte ein Etwas mich abgehalten mein Messer zu ziehen. Jetzt war es zu spät. Ich streckte also die Arme aus, um den Schlag aufzufangen und duckte mich.

Ich fühlte die scharfe Schneide in meinem Fleische an der Achsel, aber die Wunde war nur leicht. Der Indianer hatte sein Ziel gefehlt, weil ich mich zu rasch gebückt, aber der Stoß brachte uns zusammen: im nächsten Augenblicke hatten wir einander gefaßt.

Wir stolperten über einen Steinhaufen und rangen einige Augenblicke am Boden; dann kamen wir wieder auf die Füße, um von neuem zu fallen. Dabei stießen wir an etwas, das wankte und mit Krachen nachgab; wir fielen in helles Licht.

Ich war geblendet und hinter mir hörte ich ein seltsames Getöse, wie von niederfallendem Holze. Aber ich achtete nicht darauf, – ich war viel zu sehr beschäftigt.

Der plötzliche Schlag und Fall hatte uns getrennt. Wir sprangen in demselben Augenblicke wieder auf, um uns von neuem zu packen. Wir rangen unter stacheligen Cactus und Gestrüpp. Ich wurde jeden Augenblick schwächer, während der kräftige Indianer – an solche Kämpfe gewöhnt – neue Stärke zu gewinnen schien. Dreimal hatte er mich niedergebracht, aber jedesmal konnte ich seinen rechten Arm fassen und den tödtenden Schlag abwehren. Bei dem Falle durch die Wand des Hauses hatte ich endlich mein Messer ziehen können, aber auch mir wurde der Arm fest gehalten, so daß ich es nicht gebrauchen konnte.

Als wir zum viertenmale fielen, kam mein Gegner unter mich. Ein Angstschrei entwand sich seiner Brust, sein Kopf sank zurück, seine Finger ließen nach, seine Augen waren verdreht – er starb.

Ich begriff dies nicht, denn noch hatte ich mein Messer gegen ihn nicht gebraucht. Eben wollte ich meinen Arm unter ihm hervorziehen, da er nicht mehr widerstand, als mein Blick auf mein Messer fiel; – es war roth von Blut, wie die Hand, die es hielt.

Als wir fielen, hatte ich es gerade mit der Spitze aufwärts gehalten und er war in die Klinge hineingefallen.

Ich machte mich schnell los und sprang auf. Das Haus stand in Flammen. Das Dach war auf die Kohlen auf dem Herde gefallen und die dünnen Schindeln hatten Feuer gefangen. Unter den brennenden Ruinen krochen einzelne Männer heraus, – aber nicht um davon zu laufen; nein, unter den leckenden Flammen, unter dem heißen Rauche kämpften sie noch immer wie Wahnsinnige mit einander.

Ich hielt mich nicht damit auf zu erkennen, wer sie waren, sondern suchte die Geliebte. Weit oben in der Höhe bemerkte ich Frauenkleidungen da, wo der Weg nach den Navajo-Gefangenen führte. Gott, sie waren es. Der Wilde trieb sie schnell vorwärts.

Anfangs wollte ich nacheilen, aber in diesem Augenblicke erschienen fünfzig Reiter und kamen schnell herunter.

Ich erkannte die Tollkühnheit ihnen folgen zu wollen und wendete mich nach der anderen Seite, wo wir unsere Gefangenen und unsere Pferde gelassen hatten. Als ich unten über der Schlucht lief, hörte ich Schüsse von unserer Seite her knallen und als ich hinauf sah, erblickte ich unsere, Jäger zu Pferd, die von wilden Reitern verfolgt – *Dacoma's* Schaar – hinabsprengten.

Ich wußte nicht sogleich, was ich thun sollte und blieb einen Augenblick stehen.

Als die Jäger die Häuser erreicht hatten, machten sie nicht Halt, sondern jagten weiter in dem Thale hinab und

schossen zurück. Ein Haufe Indianer folgte ihnen, während ein anderer an dem brennenden Hause anhielt und zu suchen anfang.

Mich deckte ein Cactus-Dickicht, aber ich mußte erwarten, daß mein Versteck von den scharfen Augen der Indianer bald ermittelt werden würde. Ich kroch deshalb auf Händen und Knien weiter. Nach einiger Zeit befand ich mich dicht am Eingange einer Höhle, – eines kleinen Schachtes – und in sie hinein flüchtete ich mich.

ZWEITES KAPITEL. EIN SELTSAMES ZUSAMMENTREFFEN IN DER HÖHLE.

Der Ort, in welchen ich gekrochen war, hatte keineswegs glatte Wände und ebenen Boden. Ueberall standen vielmehr Felsenstücke hervor und zwischen diesen waren kleine Seitenschächte gegraben. Tief war die Höhle auch nicht. Die Erzader hatte sich nicht ergiebig erwiesen und war deshalb um einer andern willen verlassen worden. Ich kroch so weit bis ich mich ganz im Dunkeln befand; da tappte ich an der Wand hin und fand eine Vertiefung, in welcher ich mich verbarg. Wenn ich um den Felsen herumblickte, konnte ich aus der Höhle hinaus und eine Strecke weit hinsehen, wo einzelne dünne Büsche standen.

Kaum hatte ich mich gesetzt, als meine Aufmerksamkeit auf das gerichtet wurde, was draußen vorging. Zwei Männer krochen auf Händen und Füßen zwischen den

Cactuspflanzen vor der Höhle hin. Weiterhin durchsuchten etwa ein halbes Dutzend Wilde zu Pferd dieses Gebüsch, sie hatten aber jene beiden noch nicht gesehen. Ich erkannte sie sogleich. Es war *Godé* und der Doctor. Der letztere war mir näher und während er dahin kroch, kam etwas aus der Höhle heraus, das er mit der Hand erreichen konnte, – ein kleines Armadill. Obwohl der gute Doctor um sein Leben besorgt sein mußte, griff er doch nach dem kleinen Thiere und steckte es wohlgefällig in einen Sack, der an seiner Seite hing. Die Indianer wann nicht fünfzig Schritte von ihm entfernt.

Das Thier gehörte ohne Zweifel einer wenig bekannten oder ganz neuen Art an, aber der Naturforscher sollte es der Welt nicht vorlegen können. Kaum hatte er es im Sacke geborgen, als ein Ruf der Indianer verrieth, daß er nebst seinem Gefährten gesehen worden sei und im nächsten Augenblicke waren beide von den langen Lanzen durchbohrt.

Ihre Verfolger sprangen dann von den Pferden, um sie zu scalpiren. Armer *Richter*! Man riß ihm die Mütze herunter – die blutige Kopfhaut folgte und er lag nun mit dem rothen Schädel da nach mir zu – ein grauenhafter Anblick!

Ein anderer Indianer stand mit dem langen Messer in der Hand neben *Godé*. Obgleich ich meinen armen Diener vom Herzen bedauerte und gar nicht heiter gestimmt war, so sah ich doch dem, was kommen mußte, mit ziemlicher Spannung entgegen. Der Wilde bewunderte einige Augenblicke die schönen Locken, welche den Kopf seines

Opfers schmückten. Er bedachte ohne Zweifel, wie schöne Fransen sie geben würden. Er schien hoch erfreut zu sein.

Endlich bückte er sich, nahm sein Messer und faßte einige Locken *Godé's* mit der Hand, aber ehe er noch das Messer angesetzt hatte, hob er das Haar ab von dem weißen, marmorglatten Schädel.

Mit einem Ausrufe des Entsetzens ließ der Wilde die Perrücke fallen und trat so hastig zurück, daß er über den Körper des Doctors fiel. Sein Ausruf zog mehrere seiner Cameraden herbei, welche verwundert zu dem Dinge traten. Einer, der mehr Muth als die andern hatte, hob die Perrücke auf, die dann alle mit der äußersten Genauigkeit untersuchten. Dann strich Einer nach dem Andern mit dem Finger über den glatten kahlen Schädel und alle gaben ihre große Verwunderung zu erkennen. Sie versuchten die Perrücke an, nahmen sie ab, setzten sie wieder auf und dreheten sie nach allen Seiten herum. Endlich nahm der, welcher sie für sein Eigenthum ansah, seinen Federkopfputz ab, stülpte die Perrücke auf seinen eigenen Kopf – den Vordertheil nach hinten und stolzirte mit den langen Locken umher.

Unter andern Umständen würde ich mich des Lachens nicht haben enthalten können. Es lag etwas ungemein Komisches in dem verblüfften Aussehen der Wilden. Jetzt freilich gab es zu viel Grauenhaftes um mich her. *Seguin* war vielleicht todt und – *sie* mir für immer entrissen, die Sclavin eines rohen Wilden. Ich selbst befand mich noch

in großer Gefahr, denn ich konnte jeden Augenblick entdeckt und hervorgezogen werden, aber daran dachte ich am wenigsten, denn das Leben hatte jetzt für mich einen sehr geringen Werth.

Aber es giebt einen sogenannten Selbsterhaltungstrieb, der nicht schläft selbst wenn der Wille nicht mehr thätig ist. So stellten sich auch mir bald wiederum Hoffnungen vor und mit ihnen der *Wunsch* zu leben. Die Gedanken kehrten zurück. Ich konnte ja eine starke Schaar Rächer zusammenbringen, um die Geliebte zu befreien. Und wenn es mir erst nach Jahren gelingen sollte! Sie blieb mir gewiß treu. *Sie vergaß nicht.*

Der arme *Seguin* hatte freilich nach Jahrelangen Mühen sein Ziel nicht erreicht, ja vielleicht gar sein Streben mit dem Tode gebüßt, aber selbst sein Schicksal konnte mich nicht abschrecken. Ich wollte das Drama da aufnehmen, wo er es hatte fallen lassen. Der Vorhang sollte vor neuen Szenen nochmals aufgehen und ich nahm mir vor, von der Bühne nicht abzutreten, bis ich ein freudigeres Ende herbeigeführt oder selbst den Tod gefunden haben würde.

Der arme *Seguin*! Es war kein Wunder, daß er ein Scalpjäger geworden. Jetzt erst verstand und begriff ich seinen Haß gegen die Indianer, denn ich selbst theilte ihn nun. Unter solchen Gedanken, die schnell nach den eben beschriebenen Auftritten mir durch den Kopf gingen, blickte ich mich in der Höhle um, weil ich mich

überzeugen wollte, ob ich in meinem Verstecke auch hinreichend sicher sei. Es konnte ja den Wilden einfallen, den Schacht zu durchsuchen.

Während ich in das Dunkel zu blicken mich bemühte, wurden meine Augen von einem Gegenstande gefesselt, der mich unter Schauer zurücktrieb. Mich schien hier noch Schlimmeres zu erwarten, als was ich draußen gesehen hatte. In der Finsterniß konnte ich nämlich zwei kleine runde glänzende Punkte erkennen. Sie blitzten nicht, sondern leuchteten nur mit unveränderlichem grünlichen Schein. Es waren unbedingt *Augen*.

Gewiß befand ich mich in einer Höhle mit einem Panther oder gar mit einem noch schrecklicheren Gefährten, einem grauen Bären.

Anfangs wollte ich mich zurückdrängen in die Seitenhöhlung, in welcher ich mich versteckt hatte. Dies that ich auch, aber sehr bald war ich am Ende. An Entfliehen dachte ich nicht, – denn dabei wäre ich aus dem Regen in die Traufe gekommen, da die Indianer noch vor der Höhle waren. Ueberdies würde jeder Versuch mich zu entfernen das Thier angelockt haben, das vielleicht schon zum Sprunge ausholte.

Ich kauerte mich tief zusammen und suchte den Griff meines Messers im Gürtel. Endlich fand ich es, zog es hervor und wartete. Meine Augen hatten sich von den leuchtenden Punkten nicht abgewandt. Ich sah, daß sie auf mich gerichtet waren und mich unverwandt beobachteten. Die meinigen schienen wirklich durch einen Zauber gefesselt zu sein, denn ich vermochte durchaus nicht, sie

abzuziehen. Ich hatte aber auch gehört, daß wilde Thiere den Blick des menschlichen Auges nicht zu ertragen vermöchten und so versuchte ich meinen schrecklichen Gegner durch meinen Blick zu überwinden.

So kauerten wir eine Zeit lang einander gegenüber und keines rührte sich. Von dem Körper des Thieres konnte ich nichts sehen, nichts als die grünen Augen, die in Ebenholz gefaßt zu sein schienen.

Da sie so lange bewegungslos geblieben waren, so vermuthete ich, ihr Inhaber liege in seinem Lager und wolle keinen Angriff machen, bis etwas ihn störe, – vielleicht bis die Indianer sich entfernt hätten.

Vielleicht, dachte ich, ist es besser, wenn ich für bessern Schutz bedacht sei. Das Messer konnte mir gegen einen grauen Bär wenig nützen. Noch hatte ich mein Pistol im Gürtel, aber es war nicht mehr geladen. Würde wohl das Ungethüm mir Zeit zum Laden lassen? Ich nahm mir vor den Versuch zu machen. Ohne die Augen abzuwenden, griff ich nach Pulverhorn und Pistol und als ich beide gefunden hatte, fing ich an zu laden. Das that ich aber sehr still und vorsichtig, denn ich wußte wohl, daß solche Thiere im Finstern sehen können und daß in dieser Hinsicht mein Gegner im Vortheil gegen mich war. Ich ließ das Pulver hineingleiten, schob die Kugel darauf, rückte den Cylinder in seine rechte Stelle und zog den Hahn auf.

Als der Hahn knackte, machten die Augen eine Bewegung.

»Jetzt springt das Thier;« dachte ich und blitzschnell legte ich den Finger an den Drücker, aber ehe ich losdrücken konnte, hielt mich eine wohlbekannte Stimme zurück, die sagte:

»Verfluchter Kerl, laß das Schießen sein! Warum sagst Du denn nicht, daß Du ein Weißer bist? Ich dachte, Du wärest ein schleichender Indianer. Wer bist Du aber zum Teufel? *Garey* bist Du nicht? Nein, *Bill* Du bist's nicht.«

»Nein,« antwortete ich um sehr vieles beruhiget, »*Bill* ist es nicht.«

»Das hätte ich errathen können. *Bill* hätte mich schneller erkannt. Er hätte mich an den Augen erkannt. Armer *Bill*! Ich fürchte, der Jäger stellt auch keine Fallen mehr und 's giebt nicht viele seiner Art im Gebirge; nein. Donnerwetter!« fuhr die Stimme ziemlich laut fort; »das kommt davon, daß man die Büchse nicht mit nimmt. Hätte ich meine Alte dagehabt, würde ich nicht nöthig gehabt haben mich hier zu verkriechen, wie ein verscheuchtes Opossum. Aber sie ist fort, – die liebe alte Büchse ist fort und die gute Stute auch und da liege ich ohne Pferd und Schießholz!«

Die letzteren Worte sprach er so ärgerlich, daß sie gleichsam über seine Lippen zischten.

»Sie sind wohl der junge Herr, der Freund des Hauptmanns?« fragte der Sprecher in ganz verändertem Tone.

»Ja,« antwortete ich.

»Ich sah Sie nicht hereinkommen, sonst hätte ich eher gesprochen. Ich habe eine tüchtige Schmarre über den

Arm und band eben etwas darum, als Sie hereingekommen sein mögen. Für wen hielten Sie den da?»

»Ich hielt Sie gar nicht für einen Menschen, sondern für einen grauen Bär.«

»Ha! Ha! Ha! Dachte ich mir's doch, als ich das Pistol knacken hörte. Ha! Ha! Ha! Wenn meine Augen den *Bill Garey* jemals wiedersehen, soll er lachen, bis ihm der Bauch weh thut. Der alte *Rube* ein grauer Bär! Wenn das nicht – – Ha! Ha! Ha!«

Und der alte Jäger lachte, als habe er etwas außerordentlich Komisches gesehen oder gehört und als sei in einem Umkreise von hundert Meilen kein Feind.

»Sahen Sie etwas von *Seguin*?« fragte ich, da ich zu wissen wünschte, ob ich hoffen dürfe, daß mein Freund noch lebe.

»Ob ich etwas sah? Ja wohl, – etwas Tüchtiges. Haben Sie einmal eine wilde Katze aufspringen sehen?«

»Ja, ich glaube,« antwortete ich.

»Nun, so war er. Er war in dem Hause, als es einfiel, wie ich auch, aber ich blieb nicht lange. Ich kroch irgendwo an der Thür hinaus, eben als der Hauptmann mit einem Indianer sich schlug, was freilich nicht lange dauerte. Der Hauptmann gab ihm einen Rippenstoß mit dem Messer und der Rothe mochte das nicht vertragen können, denn er fiel über den Haufen.

»Was wurde aber aus *Seguin*? Haben Sie später noch etwas von ihm gesehen?«

»Ob ich später was von ihm gesehen? Nein.«

»Ich fürchte, er ist todt.«

»Das ist nicht sehr wahrscheinlich, junger Mann. Er kennt die Gegend hier umher besser als irgend Einer und muß wissen, wo er sich verstecken kann. Das hat er denn gewiß auch gethan.«

»Wenn er es nur hat thun mögen,« entgegnete ich, denn ich fürchtete, *Seguin* sei rücksichtslos den Gefangenen gefolgt und habe so sein Leben zum Opfer gebracht.

»Machen Sie sich um seinetwillen keine Sorge. Der Hauptmann ist nicht der, welcher in ein Bienennest greift, wenn kein Honig drinnen ist, er nicht.«

»Wohin kann er aber gegangen sein, da Sie ihn später nicht sahen?«

»Wohin er gegangen sein konnte? Fünzig Wege kann er gegangen sein – durch das Gebüsch. Es fiel mir nicht ein, mich nach ihm umzusehen. Er ließ den Indianer da liegen, wo er gefallen war, ohne ihm das Haar abzuschneiden. Deshalb bückte ich mich und nahm ihm die Perrücke ab. Als ich wieder auf sah, war er nicht mehr da. Aber der Indianer war da, *er*.«

»Welcher Indianer?«

»Der, welcher sich uns am del Norte anschloß, – der Coco.«

»*El Sol*? Was ist aus ihm geworden? Ist er todt?«

»Das glaube ich nicht; es kann nicht sein, meint der da. Er kam nach mir unter dem eingefallenen Hause hervor und sein schöner Anzug sah so gut aus, als hätte er ihn eben erst aus dem Kasten genommen. Zwei waren hinter ihm her. Einen nahm ich auf mich und gab ihm Eins in die Rippen und wie er den Andern abthat, hätten Sie sehen

sollen. Ich habe etwas dergleichen in den Bergen noch nicht gesehen und ich sah doch so Mancherlei.«

»Wie war's?«

»Sie wissen, daß der Indianer, der Coco, sein Beil bei sich hat?«

»Ja.«

»Das ist eine schlimme Waffe, wenn sie Einer gut brauchen kann und der Indianer kann's. Der andere hatte sein Beil auch, Tomahawk nennen sie's, aber er behielt's nicht lange. In einer Minute war's ihm aus der Hand geschlagen und dann holte der Coco erst recht aus. Das war einmal ein Hieb! Den Kopf des Indianers spaltete er bis an den Hals hinunter. Er fiel in zwei Stücken auseinander. Hätten Sie ihn dann am Boden liegen sehen, Sie hätten gewiß geglaubt, er hätte zwei Köpfe. Da sah ich aber Indianer von beiden Seiten oben herunterkommen und da ich kein Pferd und keine Büchse hatte, nur mein Messer, so hielt ich's nicht mehr für sicher da und verkroch mich. So kam's.«

DRITTES KAPITEL. AUSGERÄUCHERT.

Unser Gespräch war leise geführt worden, denn die Indianer befanden sich noch immer vor der Höhle. Es waren viele andere dazu gekommen, welche alle ebenfalls neugierig und verwundert den Schädel des Canadiers betrachteten.

Rube und ich saßen eine Zeit lang ruhig da und beobachteten sie. Der Jäger war näher zu mir gerückt, so daß er hinaussehen und ganz leise sprechen konnte.

Ich fürchtete noch immer, die Wilden möchten die Höhle durchsuchen.

»Das ist nicht wahrscheinlich,« sagte der Alte. »Es giebt solcher Höhlen hier herum zu viele, an der andern Seite allein wohl über hundert. Die meisten unserer Leute, die davon kamen, haben sich weiter hinunter gewendet. Das sahen, glaub' ich, die Indianer und so werden sie uns nicht stören. Jesus! der verfluchte Hund!«

Ich verstand die Bedeutung dieser Worte recht wohl, denn ich hatte gleichzeitig mit *Rube* meinen Hund Alp erblickt. Er lief vor der Höhle herum und ich sah recht wohl, daß er *mich* suchte.

Im nächsten Augenblicke hatte er die Spur gefunden – da, wo ich unter den Cactus hingekrochen war – und kam nun gerade auf die Höhle zu.

Als er an die Leiche des Canadiers gelangte, blieb er stehen und schien sie genau zu beschnobern. Dann bellte er und trat zu dem todten Doctor, wo er es eben so machte. Mehrmals lief er von einem zu dem andern, endlich aber verließ er sie, suchte von neuem die Spur und lief weiter.

Sein Benehmen hatte die Aufmerksamkeit der Indianer erregt, die ihn alle beobachteten.

Wir fingen an zu hoffen, er werde die Spur verloren haben, aber zu unserem Schrecken kam er bald wieder zurück. Diesmal sprang er über die daliegenden beiden Leichen hinweg und im nächsten Augenblicke kam er in die Höhle hinein.

Ein Ruf draußen deutete uns an, daß wir verloren wären.

Wir versuchten den Hund wieder hinaus zu treiben und es gelang auch – da *Rube* ihn mit seinem Messer verwundete, aber die Verwundung selbst und das Verhalten des Hundes draußen überzeugte unsere Feinde, daß Jemand in dem Schacht sein müsse.

Nach wenigen Augenblicken verdunkelte sich der Eingang der Höhle, denn es erschien eine große Anzahl Wilder schreiend an demselben.

»Jetzt nehmen Sie Ihr Schießding,« sagte der alte Jäger. »Es ist, wie ich gesehen habe, eines der neuen Pistolen. Laden Sie vollständig.«

»Werde ich Zeit dazu haben?«

»Vollständig. Sie kommen ohne Licht nicht herein, verlassen Sie sich darauf. Sie werden eine Fackel, einen Brand aus dem Hause holen. Machen Sie geschwind! Füttern Sie das Ding!«

Ohne etwas zu antworten, griff ich nach dem Pulverhorn und lud die fünf andern Kammern des Pistols. Kaum war ich damit fertig, als einer der Indianer mit einem brennenden Holzstücke am Eingange der Höhle erschien und sich bückte, um hereinzukommen.

»Jetzt ist's Zeit,« sagte *Rube*. »Holen Sie die Rothhaut aus den Stiefeln heraus! Drauf!«

Ich schoß, der Wilde ließ den Brand fallen und fiel todt auf denselben nieder.

Ein zorniger Aufschrei der andern draußen folgte und sie verschwanden. Bald darauf reichte ein Arm herein und der Todte wurde hinausgezogen.

»Was werden sie nun vornehmen?« fragte ich meinen Höhlengenossen.

»So genau kann ich das nicht sagen, aber laden Sie nur wieder. Hätte ich doch meine Alte da! Sie haben sechs Schüsse, nicht wahr? Gut. Alle, die herein wollen, müssen Sie niederschießen, ehe sie zu uns kommen. Das Schießding ist gut. Ich habe schon eins der Art in der Hand des Hauptmanns gesehen. Herr Gott, wie redete er damit die Rothhäute in dem Hause an! Laden Sie aber gut, junger Mann. Sie haben Zeit genug.«

Noch war keiner der Wilden wieder erschienen, aber wir hörten, daß sie noch draußen in der Nähe waren. Wahrscheinlich hielten sie Rath, wie sie uns herausbrächten. Wollten sie uns aushungern?

»Sie thäten es wohl,« sagte *Rube* auf meine Frage, »und sie könnten es auch, wenn sie es versuchten. Lebensmittel werden wir nicht viel haben. Aber sie können's auch in anderer Art thun und die wirkt schneller als das Aushungern. Teufel!« rief er aus. »Dachte ich mir's doch. Sie wollen uns herausräuchern. Sehen Sie.«

Ich sah hin. In einiger Entfernung kamen mehrere Indianer mit großen Holzbündeln auf die Höhle zu. Was sie vor hatten, ließ sich leicht errathen.

»Können sie dies aber thun?« fragte ich, da ich an der Möglichkeit zweifelte, uns durch Rauch aus der Höhle herauszutreiben. »Können wir nicht den Rauch ertragen?«

»Ertragen? Sie haben keine Erfahrung, junger Mann. Wissen Sie, was für verfluchtes Holz sie anbrennen werden?«

»Nein,« antwortete ich.

»Stinkholz – und das ist das stinkigste, das ich in meinem Leben gerochen habe, denk' ich. Der Rauch davon vertreibt jedes lebendige Wesen. Wir werden also hinausgetrieben oder ersticken hier und der da hat nicht dreißig Jahre sich mit den Rothhäuten herumgeschlagen, um so aufzuhören. Wenn's schlimm wird, denke ich, einen Ausfall zu machen, das thue ich, junger Mann.«

»Aber wie?« fragte ich eifrig. »Wie sollen wir dies anfangen?«

»Wie?«

»Ich bin entschlossen bis auf's Aeüßerste zu kämpfen.«

»So will ich Ihnen sagen, wie wir es anfangen können. Wenn sie Feuer angemacht haben und der Rauch aufsteigt, so daß sie uns nicht kommen sehen können, stürzen wir hinaus unter sie. Sie haben das Pistol und können vorausgehen. Schießen Sie jede Rothhaut nieder, die nach Ihnen greift und laufen Sie so schnell als möglich. Ich folge dann. Wenn wir nur erst durch den dicksten Haufen hindurch sind, können wir schon in's Gebüsch gelangen und in eine der Höhlen an der andern Seite kriechen. Eine sieht aus wie die andere und wir können

da die Indianer irre führen. In früherer Zeit konnten die Beine da gut laufen, jetzt sind aber die Gelenke schon etwas steif geworden. Versuchen können wir es aber immerhin; es ist doch eine Möglichkeit fortzukommen.«

Ich versprach nach dem Plane zu handeln, welchen mein nie verzweifelnder Leidensgefährte angegeben hatte.

»Noch bekommen sie den Scalp des alten *Rube* nicht. Ha! Ha!«

Ich drehete mich nach ihm herum. Der Mann lachte wirklich. Mir grauerte vor ihm.

Es wurden nun mehrere Armvoll Holz in die Höhle hereingeworfen und ich sah, daß es von dem häßlichen Kreosotbusch war. Die Indianer legten es auf das noch brennende Holzstück aus dem Hause; es fing bald Feuer und gab einen dicken schwarzen Rauch von sich, der sich allmählig bis zu uns verbreitete und sofort ein Gefühl des Uebelseins und des Erstickens erregte. Lange hätte ich es nicht aushalten können; auch wollte ich gar nicht versuchen, wie lange, denn *Rube* flüsterte mir zu:

»Jetzt ist's Zeit, junger Mann! Hinaus und drauf!«

Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung faßte ich mein Pistol und drang durch den dicken Qualm hindurch. Ich hörte ein wildes betäubendes Geschrei, ich sah einen Haufen Menschen – – Teufel, ich sah Lanzen und Tomahawks und blutige Messer, die sich gegen mich hoben und – –

VIERTES KAPITEL. EINE NEUE REITART.

Als mein Bewußtsein zurückkehrte, lag ich am Boden und mein Hund, die unschuldige Ursache meiner Gefangenschaft, leckte mir das Gesicht. Lange konnte ich nicht besinnungslos gewesen sein, denn die Wilden gesticulierten noch heftig um mich her. Einer winkte ihnen zurück. Ich erkannte ihn, – es war *Dacoma*.

Der Häuptling hielt eine kurze Anrede, welche die Krieger zu beruhigen schien. Was er sagte, verstand ich nicht, nur hörte ich oftmals das Wort »Quetzalcoatl«. Ich wußte, daß dies der Name ihres Gottes war, verstand aber damals nicht, wie die Erhaltung meines Lebens mit ihm in Verbindung stehen könnte. Ich glaubte, *Dacoma* nehme sich meiner aus Mitleid oder Dankbarkeit an und versuchte mich zu erinnern, ob ich ihm während seiner Gefangenschaft irgend eine Freundlichkeit erwiesen habe. Ach, ich hatte mich in den Beweggründen des Wilden in trauriger Weise geirrt.

Mein Kopf schmerzte. War ich scalpirt worden? Ich strich mit der Hand über die Stirn. Nein. Meine braunen Locken waren noch unversehrt, aber eine breite Wunde klaffte an dem Kopfe von einem Tomahawkhiebe.

Ich war, als ich aus der Höhle herausgekommen, von hinten niedergeschlagen worden, ehe ich einen einzigen Schuß hatte abfeuern können.

Wo war *Rube*? Ich richtete mich ein wenig auf und sah mich um. Er war nirgends zu erblicken. War er entkommen, wie er es beabsichtigt? Nein; kein Mensch konnte

sich bloß mit einem Messer durch so viele Feinde durchschlagen. Auch bemerkte ich keine Unruhe unter den Wilden, als wenn ihnen ein Gegner entkommen wäre. Keiner schien sich von seinem Platze entfernt zu haben. Was also – –? Richtig! *Rube* hatte mich hinausgeschickt, um sich zu retten, um allein in der Höhle sicher zu sein. Statt mir zu folgen, war der alte Jäger ruhig in der Höhle geblieben, wo er nun wohl über seine Schlauheit lachte.

Die Indianer, denen es nicht einfiel, daß zwei in der Höhle gewesen, machten keinen weiteren Versuch, sie auszuräuchern.

Ich enttäuschte sie natürlich nicht, denn *Rubes* Gefangenschaft oder Tod konnte mir nichts nützen; aber ich dachte lange an die seltsame List, die der alte Fuchs gebraucht hatte, sich selbst zu retten.

Zu langem Nachdenken war übrigens keine Zeit. Zwei der Wilden faßten mich an dem Arme und zogen mich zu den noch glimmenden und rauchenden Trümmern des Hauses. Gott, hatte darum *Dacoma* mich vor den Tomahawks bewahrt? Sollte ich den grausamsten Tod sterben?

Man band mir die Hände und Füße, wie mehreren andern meiner ehemaligen Kameraden. Ich erkannte *Sanchez* den Stierfechter und den rothhaarigen Irländer, so wie drei Andere, deren Namen ich aber nie gehört hatte.

Wir befanden uns auf einem freien Platze, vor dem brennenden Hause und konnten alles sehen, was vorging. Die Indianer räumten die herabgestürzten halbverkohlten Balken hinweg, um zu den Leichen ihrer Freunde

zu gelangen. Ich sah mit geringerer Spannung zu, da ich nun wußte, daß *Seguin* nicht da sei.

Ein gräßlicher Anblick zeigte sich, als die brennenden Balken bei Seite geworfen waren. Mehr als ein Dutzend Leichen lagen da, halb geröstet! Ihre Kleidungsstücke waren verbrannt, an den Theilen aber, welche das Feuer unberührt gelassen hatte, konnte man erkennen, welcher Partei sie angehört hatten.

Die meisten waren Navajoes; aber auch mehrere Jäger hatten ihren Tod da gefunden. Ich dachte an *Garey*, aber so viel ich sehen konnte, befand er sich nicht unter den Todten.

Scalps konnten die Indianer nicht abziehen, denn das Feuer hatte keine Spur von Haar auf den Köpfen ihrer Feinde zurückgelassen. Sie waren ärgerlich darüber, hoben die Leichen der Gegner auf und warfen sie wieder in das Feuer, das noch immer brannte. Dann sammelten sie die umherliegenden Pistolen, Messer und Tomahawks und trugen die Leichen der Ihrigen hinaus in eine Reihe, worauf sie sich in einem Kreise um dieselben stellten und laut einen Rachechor sangen.

Während dieser Zeit lagen wir am Boden, bewacht von etwa einem Dutzend Indianer. Das Schlimmste hatten wir jedenfalls zu fürchten. Wir sahen das Feuer noch brennen; wir sahen, daß unsere todten Cameraden in dasselbe hineingeworfen worden waren und ängstigten uns wegen eines ähnlichen Schicksals.

Bald indeß überzeugten wir uns, daß wir zu einem andern Zwecke aufgespart würden. Es wurden sechs Maulthiere herbeigebracht und auf diesen ließ man uns in neuer eigenthümlicher Weise reiten. Zuerst setzte man uns auf den ungesattelten Rücken der Thiere, verkehrt, mit dem Gesichte nach dem Schwanze. Dann wurden uns die Füße unter dem Halse der Thiere zusammengezogen und an den Knöcheln zusammen gebunden.

Darauf mußten wir uns niederbeugen, bis wir auf dem Rücken der Maulthiere lagen und unser Kinn das Kreuz derselben berührte. In dieser Stellung wurden unsere Arme hinuntergezogen, bis die Hände sich unten berührten, wo sie zusammengeschnürt wurden.

Die Lage war äußerst schmerzlich und dazu kam, daß die Maulthiere, die eine solche Beladung nicht gewöhnt waren, hinten und vorn ausschlugen zur großen Erheiterung unserer Feinde.

Ja diese grausame Unterhaltung wurde noch fortgesetzt, als die Thiere müde waren, indem die Wilden dieselben mit den Lanzen stachen oder mit stacheligen Cactusblättern kitzelten. Wir waren lange ohnmächtig als sie den Spaß endlich einstellten.

Die Wilden theilten sich dann in zwei Haufen und jeder ritt an einer der Seiten der Schlucht hinauf. Der Eine zog mit den mexikanischen Gefangenen so wie mit den Mädchen und Kindern des Stammes. Die größere Anzahl unter Dacoma, der nun erster Häuptling, da der andere im Kampfe gefallen war, bewachte uns.

Wir kamen an der Seite hinauf, an welcher sich die Quelle befand, an welcher wir lagerten. Wir wurden von den Maulthieren heruntergenommen und fest an einander gebunden, auch bis zum Morgen ununterbrochen bewacht. Dann packten sie uns wieder auf wie vorher und so zogen wir nach Westen über die Wüste.

FÜNFTES KAPITEL. EINE DAUERHAFTE FARBE.

Nach einer viertägigen Reise, deren Qualen unbeschreiblich waren, gelangten wir wieder in das Navajo-Thal. Die andern Gefangenen mit den Wilden waren bereits angekommen und die geraubten Heerden weideten umher in der Ebene.

Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir weit mehr Frauen und Kinder als wir bei unserm ersten Besuche erblickt hatten. Es waren Gäste, die von andern Ortschaften der Navajoes weiter nach Norden hergekommen, um die Triumphrückkehr der Krieger zu sehen und an dem großen Feste Theil zu nehmen, das stets nach einem glücklichen Raubzuge folgte.

Manche weiße Gesichter bemerkte ich unter ihnen! Sie waren früher geraubt worden und nun die Weiber von Kriegern. Sie waren gekleidet wie die andern und schienen an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen, denn sie waren, wie *Seguins* Tochter gänzlich verindianert. Viele waren auch Mertizoes – Nachkommen der Indianer und der weißen gefangenen Frauen derselben, – die Frucht gar manchen Sabinerinnenraubes.

Wir wurden durch die Straßen Navajos hindurch und an der westlichen Seite wieder hinausgebracht. Die Menge folgte uns mit Aeufferungen von Siegesfreude, Haß und Neugierde. In der Entfernung von etwa hundert Ellen von den Häusern und am Ufer des Flusses machten endlich unsere Hüter Halt.

Ich sah mich – so weit es mir in meiner Lage möglich war, unterwegs nach allen Seiten hin um, aber ich erblickte nichts von ihr oder von den andern gefangenen Frauen. Wo konnten sie sein? Vielleicht in dem Tempel.

Dies Gebäude stand an der entgegengesetzten Seite der Stadt und vor den Häusern konnte ich es nicht sehen. Nur die Spitze desselben war sichtbar da, wo wir uns befanden. Wir wurden losgebunden und von den Maulthieren herabgehoben, – eine große Erleichterung für uns. Auch wünschten wir einander Glück, daß wir wenigstens aufrecht dasitzen könnten, aber unsere Freude sollte nur eine kurze Zeit dauern. Wir überzeugten uns bald, daß wir aus dem Regen in die Traufe kamen. Wir sollten nur »umgewendet« werden. Bis dahin hatten wir auf dem Bauche gelegen; nun sollten wir auf dem Rücken liegen.

Nach wenigen Augenblicken war diese Umkehrung erfolgt und die Wilden behandelten uns dabei als wären wir leblose Dinge. Es war freilich auch beinahe so.

Wir wurden mit dem Rücken auf den grünen Rasen gelegt und neben jedem schlugen die Wilden vier lange Pfähle ein. Unsere Arme und Beine wurden dann so weit als nur möglich ausgestreckt und Riemen um die Handgelenke und Knöchel geschlungen. Diese zog man dann

um die Pfähle und zwar so fest und straff, daß uns dabei die Gelenke knackten. So lagen wir, mit dem Gesichte aufwärts da, wie Häute zum Dürren.

Man hatte uns in zwei Reihen gelegt, so daß die Köpfe derer in einer Reihe zwischen den Beinen jener der andern sich befanden. Wir waren im Ganzen sechs und wir konnten so, wie man uns gefesselt hatte, kein Glied rühren außer den Kopf, den wir nach Belieben nach der oder jener Seite wenden konnten, so daß wir auch zu sehen vermochten, was zur Seite geschah.

Sobald wir angepflöckt waren, plagte mich die Neugierde so, daß ich den Kopf so hoch als möglich hob und mich umsah. Ich war Flügelmann rechts und mir gegenüber befand sich der Irländer.

Nachdem uns die Indianer das von den Kleidungsstücken vollends abgenommen hatten, was uns noch geblieben war, fanden sich Frauen und Mädchen in Menge ein, namentlich vor mir um den Irländer her, den sie mit der größten Verwunderung betrachteten.

»*Ta – yah! Ta – yah!*« riefen sie aus und alle lachten hell auf.

Was meinten sie? *Barney* erregte offenbar ihre Heiterkeit; warum aber er mehr, als wir anderen?

Ich richtete den Kopf wieder auf und das Räthsel war bald gelöst. Einer der Indianer hatte dem Irländer die Mütze genommen und nun zeigte sich das brandrothe Haar. Sein Kopf lag zwischen meinen Füßen wie eine glühende Kugel und er war der Gegenstand der allgemeinen Heiterkeit.

Allmählig wagten sich die Weiber näher, bis sie dicht um meinen Cameraden standen. Endlich bückte sich Eine und berührte den Kopf, zog aber die Finger so schnell zurück als hätte sie dieselben verbrannt.

Das erregte neues Gelächter und bald waren wohl alle Weiber aus der Stadt versammelt und drängten sich heran, um den rothen Kopf zu sehen. Keiner von uns anderen wurde dabei beachtet – ausgenommen, daß die Weiber rücksichtslos auf uns herumtraten, um besser über einander hinwegsehen zu können.

Da die Weiber von Rücken nicht viel trugen, so verhüllten sie mir auch die Aussicht wenig und ich konnte den rothschimmernden Kopf des Irländers unter dem Walde von Beinen noch immer sehen.

Nach einiger Zeit erhielten die Weiber auch mehr Muth; sie wagten das borstige rothe Haar anzugreifen, ja sie versuchten es unter dem lautesten Lachen auszu-raufen. Ich war weder in der Stimmung noch in der Lage über einen Spaß zu lachen, aber wenn man den Kopf *Barney's* ansah, wie er bald zuckte, bald mit Engelsgeduld ruhig lag, hätte wohl der mürrischeste Todtengräber lachen müssen. *Sanchez* und die Andern lachten auch wirklich laut.

Lange ertrug unser Camerad die Qual und schwieg, endlich aber wurde es selbst für seine Geduld zu viel und er fing an zu reden.

»Na, Mädels,« sagte er in einem Tone gutmüthiger Bitte, »seid Ihr zufrieden? Habt Ihr denn in Eurem Leben kein rothes Haar gesehen?«

Als die Weiber diese Anrede hörten, die sie natürlich nicht verstanden, zeigten sie nur die weißen Zähne; denn sie lachten um so lauter.

»Wenn ich Euch nur in Cork hätte,« fuhr der Irländer fort, »wollte ich Euch so viel Rothköpfe zeigen, daß Ihr genug haben solltet. Aber nun lasset mich in Ruhe! Ihr tretet mir ja die Zehen von den Beinen. Und rupft nicht so unbarmherzig! Heilige Mutter Gottes, wollet Ihr mich in Ruhe lassen? der Teufel soll Euch . . . !«

Der Ton, in welchem die letzten Worte herauskamen, zeigten, daß *Barney* endlich die Geduld ganz und gar verloren hatte, aber dies reizte seine Peinigerinnen nur noch mehr, deren Lustigkeit den höchsten Grad erreicht hatte. Sie lupften und zupften ihn ärger als zuvor und schrieen dabei, während er fortwährend schimpfte oder jammernd ausrief: »Mutter Mosis! – Heilige Jungfrau! – Maria und Josef! – Lebendiger Jesus!«

Das dauerte mehrere Minuten lang, dann wurde es mit einemale still und die Weiber sprachen leise untereinander als beriethen sie sich über irgend ein Vorhaben. Mehrere Mädchen wurden nach Hause geschickt und als sie zurückkamen, brachten sie einige Gefäße, große und kleine. Was wollten sie damit thun? Das erfuhren wir bald genug.

Das größte Gefäß wurde mit Wasser aus dem Flusse gefüllt und ein kleineres neben *Barney's* Kopf gestellt. Das letztere enthielt Yucaseife. Die Weiber wollten also die rothe Farbe aus des Irländers Haar waschen.

Seine Handfesseln wurden gelöset, so daß er aufrecht sitzen konnte und dann strich man ihm soviel Seife auf den Kopf, daß das Haar davon ganz bedeckt wurde. Ein paar kräftige Weiber packten ihn dann an den Schultern und fingen an ihn mit nassen Büscheln tüchtig zu scheuern.

Das schien *Barney* nichts weniger als zu gefallen, denn er schrie laut auf und suchte den Kopf den Händen der Wäscherinnen zu entziehen: aber es half ihm nichts – Eine nahm den Kopf zwischen beide Hände und hielt ihn fest, während die andern nun um so kräftiger scheuerten und rieben.

Die Indianer schrien und tanzten um die Gruppe her; trotzdem konnte man *Barney* dumpf rufen und niesen hören: »heilige Mutter – hetzi! Ihr könnt scheuern – hetzi! – bis die Haut abgeht – hetzi! – Ihr bringt – hetzi! – die Farbe doch nicht heraus – hetzi! hetzi! – Sie geht nicht ab – Donnerwetter! – – hetzi! – – auf Ehre nicht – he – etz – i!«

Alles war vergeblich, was auch der arme Teufel thun oder sagen mochte. Das Scheuern wurde mit bewunderungswürdiger Emsigkeit fortgesetzt und immer neue Seife aufgelegt, wenigstens zehn Minuten lang und dann schüttete man ihm das Wasser aus dem großen Gefäße über den Kopf. Wie wunderten sich die Weiber, als sie sahen, daß die rothe Farbe nicht nur nicht wich, im Gegentheil im Wasser wo möglich noch heller und glänzender wurde. Sie gossen dem Irländer noch einmal Wasser

über den Kopf, aber ebenso vergebens. Eine solche Wäsche hatte *Barney* seit vielen, vielen Tagen nicht erlebt.

Als die Weiber sahen, daß die rothe Farbe trotz aller ihrer Mühe und Arbeit festhielt, ließen sie ab und unser Camerad wurde wieder angepflockt. Sein Lager war nicht so trocken wie vorher, das meinige auch nicht, denn das Wasser hatte den Boden umher völlig aufgeweicht. Das war indeß gegen alles Uebrige geringes Leid.

Eine lange Zeit standen die Indianerinnen um uns her und eine nach der andern besah den Kopf unseres Cameraden. Wir gingen zwar auch nicht ganz leer aus, aber *Barney* war jedenfalls die Hauptmerkwürdigkeit.

Haar, gleich dem unserigen, hatten sie an den mexikanischen Gefangenen oft genug gesehen, dagegen war *Barney* offenbar der erste Rothkopf, der in dem Navajo-Thale jemals erschienen.

Endlich wurde es dunkel, die Weiber kehrten in die Stadt zurück und wir blieben allein mit den Wachen, welche die ganze Nacht hindurch nicht von uns wichen.

SECHSTES KAPITEL. VERBLÜFFUNG.

Noch wußten wir nicht, welches Schicksal uns erwartete; daß es ein grausames sein werde, konnten wir aus den Reden der Indianer und nach dem abnehmen, was sie früher mit einzelnen Gefangenen gethan hatten.

Sanchez, der etwas von der Sprache der Indianer verstand, benahm uns endlich die Ungewißheit. Aus den Reden der Weiber unter einander hatte er erfahren, was

man mit uns vor hatte. Als sie fort waren, theilte er uns das Programm mit:

»Morgen,« sagte er, »werden sie den Mamanschik, den großen Montezuma-Tanz tanzen. Das ist ein Fest für die Mädchen und Weiber. Am zweiten Tage folgt ein großes Turnier, bei welchem die Krieger ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen, im Ringen und Reiten zeigen. Wenn sie mich Theil nehmen lassen wollten, würde ich ihnen Manches zeigen.«

Sanchez war nicht blos ein vollendeter Stierkämpfer, sondern hatte seine Jugend bei Kunstreitern zugebracht und war, wie wir alle wußten, einer der ausgezeichnetsten Reiter.

»Am dritten Tage,« fuhr er fort, »haben wir zu laufen, wenn Ihr wisset, was das zu bedeuten hat.«

Wir hatten Alle davon gehört.

»Und am vierten – –«

»Nun, am vierten?«

»*Werden sie uns braten.*«

Wir würden uns über diese Erklärung mehr entsetzt haben, wenn sie uns ganz neu gewesen wäre; das war sie aber nicht. Wir hatten dies seit unserer Gefangennehmung für wahrscheinlich gehalten und wußten recht wohl, daß sie uns auf dem Kampfplatze das Leben nicht gelassen hatten, um uns einen leichteren Tod zu geben und daß die Wilden niemals *Männer* zu Gefangenen machen, um sie leben zu lassen. *Rube* war eine Ausnahme und seine Geschichte eine eigenthümliche; auch entkam er nur durch List.

»Ihr Gott,« fuhr *Sanchez* fort, »ist derselbe wie jener der mexikanischen Azteken, denn die Navajoes gehören, wie man glaubt, demselben Stamme an. Ich verstehe davon nichts, obgleich ich viel darüber habe sprechen hören. Er hat einen verflucht schweren Namen –«

»Quetzalcoatl?«

»Richtig. Er ist ein Feuergott und liebt besonders Menschenfleisch, – zieht es auch gebraten vor, wie es heißt. Zu diesem Gebrauche sind wir aufgespart. Sie werden uns braten ihm zu Gefallen und ihrem Gaumen zu Liebe – zwei Fliegen mit einem Schlage!«

Daß dies unser Schicksal sein würde, war mehr als wahrscheinlich, war gewiß und wir suchten so gut als möglich darüber einzuschlafen.

Am nächsten Morgen zeigte sich ein allgemeines Putzen und Anmalen unter den Indianern, dann begann der Tanz – der Mamanschik.

Die Festlichkeit fand auf der Prairie statt, nicht weit von dem Tempel. Als sie beginnen sollte, wurden wir aus unserer gespreizten Lage befreit und hinzugeführt, damit wir Zeugen des »Ruhmes der Nation« wären. Gebunden waren wir aber noch immer, doch durften wir aufrecht sitzen. Das war eine Art Erleichterung und sie sagte uns weit mehr zu als das Schauspiel.

Den Tanz könnte ich nicht beschreiben, wenn ich ihn auch genau beobachtet hätte, was ich nicht that. Er wurde, wie uns *Sanchez* gesagt hatte, nur von Frauen ausgeführt. Junge Mädchen, phantastisch und bunt aufgeputzt, gingen mit Blumenguirlanden im Kreise herum

und hüpfen in verschiedener Weise. Auf einer Erhöhung befand sich ein Krieger mit einem Mädchen, welcher Montezuma mit seiner Königin vorstellte und um diese her tanzten und sangen die Mädchen. Zuletzt knieten die Tänzerinnen in einem großen Halbkreise nieder. Montezuma und die Königin waren *Dacoma* und *Adele*. Das Mädchen aber schien traurig auszusehen.

»Armer *Seguin*!« dachte ich. »Niemand schützt sie hier. Selbst der falsche Vater, der Priester, hätte können ihr Freund sein. Aber auch er war nicht mehr da.«

Meine Gedanken beschäftigten sich indeß nicht lange mit ihr, denn mein Herz bewegten weit schlimmere Besorgnisse. Von unserm Platze aus konnten wir den Tempel sehen, aber er war zu entfernt als daß ich die Gesichter der weißen Gefangenen hätte erkennen können, die sich auf den Terrassen dort befanden. Sie war jedenfalls unter ihnen, aber ich konnte es nicht ermitteln. Vielleicht war es auch gut, daß ich nicht näher war.

Ich sah Indianer unter diesen gefangenen Frauen und hatte bemerkt, daß *Dacoma* vor dem Beginne des Tanzes stolz in seinem Staatsschmucke vor ihnen auf- und abwanderte.

Rube hatte mir den Charakter dieses Häuptlings als tapfer, aber roh und wollüstig geschildert. Mein Herz ach! war schwer, als man uns zu unserm früheren Platze zurückbrachte. Den größten Theil der Nacht verbrachten die Wilden im Schmausen; wir erhielten wenig davon, denn wir konnten uns kaum satt essen und litten

überdies an Durst, da unsere Wächter uns kaum Wasser reichten, obgleich der Fluß ganz in der Nähe war.

Am andern Morgen begann das Schmausen von neuem. Es wurden mehr Schafe und Rinder geschlachtet und an den Feuern brieten gewaltige Fleischstücke. Sehr bald indeß rüsteten sich die Krieger – wenn auch nicht im kriegerischen Schmucke, – und das Turnier begann.

Wir mußten auch diesmal Zeugen der Heldenthaten sein, befanden uns aber diesmal noch weiter draußen in der Prairie. Die gefangenen weißen Mädchen sollten, wie wir hörten, bis zum fünften Tage, dem Tage unseres Opfers in dem Tempel bleiben. Dann würde, hieß es, der Häuptling eine für sich auswählen und die Krieger um die andern »spielen«.

Bisweilen wünschte ich, sie, die immer meine Gedanken beschäftigte, doch einmal zu sehen, ehe ich stürbe, aber der Verstand sagte mir doch, es sei besser, wenn es nicht geschähe. Die Kenntniß meines Schicksals konnte doch das ihrige nur verbittern.

Ich sah dem Turniere zu. Es waren Waffen- und Reiterkünste. Die Krieger ritten im Galopp so, daß man nur ein Bein oben auf dem Sattel sah und in dieser Stellung warfen sie den Speiß oder schossen mit dem Pfeil nach einem Ziele. Andere sprangen von einem Pferde auf das andere, während sie über die Prairie dahin jagten. Einige schwangen sich auf, während die Pferde im Galopp liefen; andere zeigten ihre Geschicklichkeit im Werfen des Lasso. Dann folgte ein Scheingefecht, in welchem die

Krieger einander an den Boden zu setzen suchten wie die Ritter in alter Zeit.

Es war wirklich ein großartiges Schauspiel, aber ich hatte kein Auge, keinen Sinn dafür.

In höherem Grade erregte es die Aufmerksamkeit des *Sanchez*. Mit einem Male wurde er gar völlig unruhig und in seinem Gesichte sprach sich ein eigenthümlicher Ausdruck aus. Irgend ein Gedanke, irgend ein plötzlicher Entschluß schien ihn zu beschäftigen.

»Sage Euren Kriegern,« redete er Einen unserer Hüter in der Navajo-Sprache an, »daß ich darin die Besten von Euch doch übertreffen kann. Ich könnte Ihnen zeigen, wie man reiten müsse.«

Der Wilde berichtete, was der Gefangene gesagt hatte und bald darauf kamen einige Reiter heran.

»Du, ein weißer Slav, willst reiten wie die Krieger von Navajo? Ha! Ha! Ha!«

»Könnt Ihr auf dem Kopfe reiten?« fragte der Stierkämpfer.

»Auf dem Kopfe?«

»Ja mit dem Kopfe auf dem Pferde stehen, das in Galopp läuft.«

»Nein, – das kannst Du auch nicht, das kann Niemand. Wir sind die besten Reiter in der Ebene und wir können es nicht.«

»Ich kann es,« behauptete *Sanchez* mit Bestimmtheit.

»Er prahlt, – er ist ein Narr!« riefen Mehrere.

»Laßt es doch zeigen,« meinte ein Anderer. »Gebt ihm ein Pferd, – es ist ja keine Gefahr dabei.«

»Gebt mir mein Pferd und ich will es Euch zeigen.«

»Welches ist Dein Pferd?«

»Keines von denen da, aber bringt mir meine Schecke und laßt mir Raum, so sollet ihr es sehen.«

Er meinte das Pferd, welches er vom del Norte her geritten hatte und als wir uns nach ihm umsahen, erblickte ich auch meinen Moro, der mit den anderen weidete.

Nach kurzer Berathung unter einander wurde dem Verlangen des Stierkämpfers nachgegeben. Das Pferd, das er meinte, wurde eingefangen und herbeigebracht und unser Camerad von seinen Fesseln befreit. Daß er entfliehen werde, fürchteten die Wilden nicht. Sie wußten, daß sie ihn bald einholen konnten; auch hielt an jedem Ausgange des Thales eine Wache. Das Thal selbst war ein Gefängniß.

Sanchez brachte mit seinen Vorbereitungen nicht lange Zeit zu. Er schnallte ein Büffelfell fest auf den Rücken seines Pferdes und führte es dann eine Zeit lang im Kreise umher, immer in gleicher Spur. Darauf ließ er den Zügel los und stieß einen eigenthümlichen Laut aus, worauf sich das Pferd in einen langsamen Galopp im Kreise her setzte. Als es zwei oder dreimal herum war, schwang sich der Stierkämpfer auf und führte das wohl bekannte Kunststück aus auf dem Kopfe stehend zu reiten.

Obgleich dasselbe unter Kunstreitern ein ganz gewöhnliches ist, war es doch den Navajoes neu, die mit Verwunderung und Bewunderung zusahen. *Sanchez* mußte es so oft wiederholen, daß die Schecke endlich einfarbig weiß war. *Sanchez* hörte auch da noch nicht auf,

sondern machte noch mehr Reiterstücke und verblüffte die Wilden ganz und gar.

Als das Turnier zu Ende war und wir wieder zurückgebracht wurden, befand sich der Stierkämpfer nicht unter uns. Der Glückliche hatte sein Leben erritten und sollte von nun an Reitlehrer der Navajoes sein.

SIEBENTES KAPITEL. DAS RENNEN.

Wiederum kam ein Tag – *unser* Tag. Wir sahen die Feinde die Vorbereitungen machen, in den Wald gehen und mit Ruthen zurückkommen. Auch putzten sie sich sorgsam.

Sehr bald wurden wir vor den Tempel geführt. Ich blickte hinauf. Meine Geliebte stand oben und – erkannte mich.

Meine Fetzen von Kleidungsstücken waren mit Schmutz und Blut befleckt, – Staub lag auf meinem Haar – Pulver hatte mein Gesicht geschwärzt – trotzdem erkannte sie mich. O, die Augen der Liebe sehen scharf!

So viel ich auch erlebt habe, wird mir doch keine Scene so schwer zu beschreiben als diese, – denn keine war so gräßlich, in keiner drängten sich so viele Leidenschaften zusammen. Wir liebten uns so innig – waren einander so nahe, daß wir einander fast mit den Händen erreichen konnten und wurden doch durch das grausame Schicksal getrennt, auf immer getrennt. Wir kannten Eines des Andern Lage – sie wußte, daß ich sterben müsse, ich wußte, daß sie entehrt werden würde. Diese und hundert andere

Gedanken zerrissen unsere Herzen. Beschreiben und zergliedern lassen sie sich nicht. Worte vermögen sie nicht auszudrücken.

Ich hörte sie aufschreien und weinen. Ich sah ihr todtenbleiches Gesicht und ihr lose herabwallendes Haar – als sie wie wahnsinnig an die Lehne eilte, um sich herabzustürzen. Ich sah ihr Sträuben, als sie von den anderen Gefangenen zurückgehalten wurde und wie sie dann plötzlich ganz still in ihren Armen lag. Sie war ohnmächtig geworden und man trug sie hinweg.

Ich war an den Händen und Füßen gebunden, war aber trotzdem während dieser Scene zweimal aufgesprungen – um machtlos wieder hinzusinken.

Wohl eine halbe Stunde lang sah ich nichts, was um mich her vorging. Ich war wie betäubt, wie todt. Endlich erwachten die Gedanken wieder und ich sah, daß die Wilden mit ihren Vorbereitungen zu dem grausamen Spiele zu Ende waren.

Zwei Reihen Männer standen mehrere hundert Ellen weit auf der Ebene hin. Jeder hatte eine Ruthe in der Hand und stand einem anderen gegenüber in einem Zwischenraume von drei bis vier Ellen. In dieser Gasse hinab sollten wir laufen – Spießruthen laufen. Wer von uns durch die ganze Gasse käme und den Fuß der Berge erreichte, ohne eingeholt zu werden, sollte mit dem Leben davon kommen.

»Ist das wahr?« fragte ich *Sanchez*, der neben mir stand.

»Nein,« antwortete er mir. »Es ist nur eine Lockung, daß Ihr besser laufen und so den Spaß erhöhen solltet. Ihr müsset Alle sterben. Sie sagen es so.«

Es wäre übrigens selbst für den kräftigsten und schnellfüßigsten Mann nicht möglich gewesen, durch die Gasse hindurch und bis an den Fuß der Berge zu laufen.

»*Sanchez*,« sprach ich weiter, »*Seguin* war Ihr Freund. Thun Sie für *sie*, was Ihnen möglich ist.«

Er wußte recht wohl, wen ich meinte.

»Das werde ich, das werde ich,« antwortete er, wie es schien, gerührt.

»Sagen Sie ihr, was ich für sie empfand – aber nein, Sie brauchen es ihr nicht zu sagen.«

Ich wußte kaum, was ich sprach.

»*Sanchez*,« fuhr ich leise fort, »könnten Sie mir keine Waffe, kein Messer verschaffen, wenn ich losgebunden bin? Lassen Sie eins fallen.«

»Das würde nichts nützen. Sie würden nicht entkommen und wenn Sie fünfzig Messer hätten.«

»Wohl möglich, aber ich will es versuchen. Im schlimmsten Falle kann ich doch nur sterben und es ist immer besser, ich sterbe mit einer Waffe in der Hand.«

»Besser wärs,« antwortete er. »Ich will versuchen, ob ich Ihnen zu einer Waffe verhelfen kann, obgleich mein Leben –« Er hielt inne. »Wenn Sie hinter sich sehen,« fuhr er mit einem Winke fort, während er nach den Bergspitzen zu blicken schien, »werden Sie einen Tomahawk erblicken. Er scheint sehr sorglos gehalten zu werden und könnte wohl weggerissen werden.«

Ich verstand ihn und schielte hinter mich. *Dacoma* stand nicht weit hinter mir und ich sah die Waffe in seinem Gürtel. Sie *konnte* ihm entrissen werden.

Ich habe auf dem Schlachtfelde dreimal durch rasche Entschlossenheit mein Leben gerettet. In meiner Jugend trieb ich alle Leibesübungen mit Leidenschaft. Im Laufen und Springen übertraf mich keiner. Es ist das keine eitle Ruhmredigkeit; meine Schulcameraden kennen mich.

Seit der ersten Stunde meiner Gefangenschaft hatte ich mich mit Fluchtplänen beschäftigt, aber es bot sich durchaus keine Gelegenheit dar, denn wir wurden den ganzen Tag über sorgsam bewacht.

Während der letzten Nacht hatte ich einen neuen Plan ausgedacht, seit ich *Sanchez* auf dem Pferde gesehen. Er war vollständig reif in mir bis auf die Art, wie ich mir eine Waffe verschaffe und ich *hatte* Hoffnung, obgleich ich dem Stierkämpfer den Plan nicht auseinandersetzen konnte.

Ich wußte, daß ich selbst ohne eine Waffe entkommen konnte, aber ich brauchte sie für den Fall, daß sich unter den Navajoes ein schnellerer Läufer als ich befinden sollte. Ich konnte bei dem Versuche das Leben verlieren – sehr wahrscheinlich – aber der Tod konnte nicht in schrecklicherer Gestalt kommen, als der, in welcher ich ihn am nächsten Tage erleiden sollte. Mit oder ohne Waffe also wollte ich zu entfliehen suchen oder bei dem Versuche sterben.

Der Irländer sollte zuerst laufen und er wurde seiner Fesseln entlediget.

Um den Anlaufspunkt her stand ein Kreis von Wilden – Alten und Trägen, die nur zusahen. Niemand hielt unsere Flucht für möglich. Wir befanden uns ja in einem rundum eingeschlossenen Thale, dessen Ausgänge sämtlich bewacht wurden. Es standen Pferde genug in der Nähe, auf die die Verfolger sich sofort schwingen konnten.

Der Irländer fing seinen Lauf an. Der Arme! Er kam nicht weit. Kaum war er zehn Schritte in der Spießruthengasse hingelaufen, als er zusammenbrach und blutend und besinnungslos fortgetragen werden mußte – unter lautem Gelächter der versammelten Menge.

Ein Anderer, ein Dritter hatte gleiches Schicksal; dann banden sie mich los.

Ich stand auf, streckte meine Glieder und nahm allen meinen Muth, alle meine Entschlossenheit zu dem verzweifelten Schritte zusammen, den ich vor hatte.

Wiederum wurde den Indianern das Zeichen gegeben sich bereit zu halten und sie schwangen ihre langen Ruthen.

Dacoma stand hinter mir. Ein Blick von der Seite zeigte mir genau die Stelle. – Ich trat nach ihm zu zurück, um besser »auszuholen« und gelangte so dicht an den Wilden. Dann drehte ich mich plötzlich um, packte rasch wie eine Katze und gewandt wie ein Dieb seinen Tomahawk und riß ihn aus dem Gürtel heraus. Ich wollte den Häuptling zugleich niederschlagen, verfehlte ihn aber in der Hast. Zu einem zweiten Hiebe blieb mir keine Zeit, so drehte ich mich wieder um und lief davon. Er war so

verblüfft, daß ich ihm aus dem Bereiche war, ehe er eine Bewegung machen konnte, mir zu folgen.

Ich lief nicht nach der Spießruthengasse hin, sondern nach dem Kreise der Zuschauer, wo die Alten und Trägen standen. Sie hatten die Waffen gezogen und sich dicht zusammengescharrt. Statt aber ihre Reihen zu durchbrechen – was ich schwerlich hätte vollbringen können – setzte ich zu einem gewaltigen Sprunge an und schwang mich über ihre Schultern hinweg. Einige hieben nach mir, aber sie fehlten mich und im nächsten Augenblicke war ich in der freien Ebene, während das ganze Dorf schreiend mir nachkam.

Ich wußte wohl, wohin ich lief, sonst hätte ich den Lauf nicht unternommen. Ich lief nach der Stelle hin, wo die Pferde standen. Auch wollte ich mein Leben erlaufen. Bald hatte ich die, welche mir am nächsten gewesen, ziemlich weit zurück gelassen, aber die schnellfüßigsten Indianer waren die jungen Männer, welche die Spießruthengasse gebildet hatten und nun liefen diese mir nach.

Nachdem ich eine (englische) Meile weit gelaufen war, hatte ich wohl dreihundert Ellen Vorsprung vor meinen Verfolgern und die Pferde auch bald erreicht; aber als ich einmal zurückblickte, sah ich bereits Berittene. Zwar waren sie noch weit zurück, aber sie mußten mich einholen. Ob *Moro* mich wohl hörte?

Ich wußte wohl, daß man in der dünnen Luft dieser Hochebene Töne doppelt so weit hört als an andern Orten; so rief ich denn, so laut ich rufen konnte: Moro! Moro!

Natürlich blieb ich dabei nicht stehen, sondern lief immer weiter, während ich ununterbrochen rief.

Mit einemmale entstand Aufregung unter den Pferden. Sie richteten die Köpfe empor, eins sprang aus der Heerde heraus und galoppierte auf mich zu. Ich kannte es auf den ersten Blick – es war mein braver Moro.

Die übrigen folgten ihm, aber ehe sie herankamen, um mich niederzurennen, war Moro bei mir; ich faßte ihn und schwang mich keuchend auf seinen Rücken.

Ich hatte keine Zügel, aber mein Pferd ließ sich durch die Stimme, mit der Hand und den Knieen lenken und so ließ ich es laufen nach dem westlichen Ausgange des Thales zu. Ich hörte das Geschrei der berittenen Wilden und sah, als ich mich umdrehte, wohl zwanzig oder mehr mir nachjagen, so schnell als ihre Pferde laufen wollten.

Jetzt fürchtete ich sie nicht mehr. Ich kannte meinen Moro zu gut und als ich die zehn Meilen, die das Thal lang war, zurückgelegt hatte und an dem steilen Gebirge hinaufritt, waren die Verfolger noch Meilen weit auf der Ebene zurück.

ACHTES KAPITEL. EIN KAMPF AUF EINEM FELSEN.

Mein Pferd, das mehrere Tage ausgeruht, hatte alle seine Kräfte wieder gewonnen und trug mich mit stolzem, elastischem Schritte den Bergpfad hinauf. Dies gab mir

Muth und der Muth stärkte auch den Körper – ich sollte freilich auch bald alle Kräfte brauchen. *Noch war ich an der Wache nicht vorüber.*

Daß eine Wache auf dem Gebirge sich befand, wußte ich. *Sanchez* hatte es gesagt. Er hatte es von den Wilden gehört. Wie stark aber war sie? *Sanchez* hatte zwei Mann genannt, wußte es aber nicht genau. Zwei waren auch vollkommen genug – mehr als genug für mich – der ich geschwächt war und nur eine Waffe besaß, die ich noch nicht geschickt zu gebrauchen verstand.

Wie wären *sie* wohl bewaffnet? Wahrscheinlich mit Lanze, Bogen, Tomahawk und Messer. Alles war gegen mich.

Und an welcher Stelle sollte ich sie finden? Als Außenposten hatten sie die Hauptaufgabe die Ebene jenseits zu beobachten. Sie mußten sich also an einem Punkte befinden, von wo aus sie dieselbe sehen konnten.

Ich erinnerte mich des Weges sehr wohl, – desselben, auf dem wir das erste Mal in das Thal gekommen waren. Oben auf dem Gipfel der Bergkette befand sich eine platte Fläche, wie ich wußte, da wir auf derselben Halt gemacht hatten, während unser Führer vorwärts geritten war, um zu recognosciren. Ueber diese platte Fläche hing ein Felsen; auch dessen erinnerte ich mich, denn während der Abwesenheit des Führers waren *Seguin* und ich von den Pferden gestiegen und hatten den Felsen erklommen. Er gewährte einen unermesslichen Umblick über das Land nach Süden und Westen. Wahrscheinlich hielten also da die Wachen.

Befanden sie sich oben auf dem Gipfel? War dies der Fall, so that ich jedenfalls am besten, wenn ich vorüberjagte, ehe sie herunterkommen konnten, und mich ihren Pfeilen und Lanzen aussetzte. Vorüberjagen? Nein, das ging nicht. Ich erinnerte mich, daß sich der Weg an beiden Enden der ebenen Fläche oben zu einer Breite von nur einigen Fuß verengte, während darüber hinaus die Felsenspitze ragte und unten die Schlucht gähnte. Der Weg war eigentlich nur ein Rand am Abgrunde hin, auf dem man nicht ohne Gefahr langsam weiter konnte. Die Eisen meines Pferdes waren abgelaufen und glatt und der Felsen glatt wie Glas und Eis.

Alle diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich mich dem Gipfel des Gebirges näherte. Die Aussicht war herzbeengend genug, die Gefahr sehr groß und unter andern Umständen würde ich wohl gezögert haben, ehe ich mich ihr entgegenwagte. Aber das, was mir von hinten drohte, war nicht minder verzweiflungsvoll und so gab es keine Wahl.

Ich ritt vorsichtig weiter und ließ mein Pferd so viel als möglich auf dem weicheren Boden gehen, so daß man seine Hufschläge nicht hören möchte. Bei jeder Biegung des Weges hielt ich an und musterte jede neue Aussicht. Aber ich zögerte nicht länger als durchaus nöthig war, denn ich hatte durchaus keine Zeit zu verlieren.

Der Weg führte aufwärts zwischen einzelnen Zedern und Zwergnußfichten und schlängelte sich um den Berg herum. In der Nähe des Gipfels wendete er sich schief

nach Westen dicht an den Rand der Schlucht hin, welcher da der Pfad wurde.

Als ich diese Stelle erreicht hatte, erblickte ich den Felsen, wo ich den Wachposten zu sehen erwartete. Ich hatte recht gerathen. Er befand sich da und zu meiner angenehmen Ueberraschung bestand er in einem einzelnen Wilden.

Er saß auf der höchsten Felsenspitze und sein großer brauner Körper war gegen den blaßblauen Himmel deutlich sichtbar. Kaum befand er sich dreihundert Ellen von mir und etwa hundert Ellen über dem Rande des Abgrundes, über welchen mich mein Weg führte.

Ich hielt das Pferd an, sobald ich ihn erblickte und recognoscirte rasch das Terrain. Noch hatte er mich weder gesehen noch gehört. Er kehrte mir den Rücken zu und schien unverwandt nach Westen zu blicken. Neben dem Felsen, auf dem er saß, hatte er seine Lanze in den Boden gestoßen und sein Schild, sein Bogen und Köcher lehnten an demselben. Nur das Messer und den Tomahawk hatte er an sich.

Jeder Augenblick war kostbar und so faßte ich auch sofort meinen Entschluß, nämlich wo möglich an dem Indianer vorüberzureiten, ehe er von dem Felsen herunterkommen könnte, um mich aufzuhalten. So trieb ich mein Pferd vorwärts.

Ich ritt langsam und vorsichtig aus zwei Gründen, erstens weil mein Pferd nicht anders gehen konnte und dann, weil ich hoffte an dem Wachposten in dieser Weise

unbemerkt vorüberzukommen. Unten brausete der Wildbach, so daß man es deutlich in dieser Höhe hörte. Vielleicht blieb dabei der Hufschlag ungehört. In dieser Hoffnung wagte ich mich weiter, während mein Auge sich bald zu dem Wilden oben auf dem Felsen, bald zu dem gefährlichen Wege wendete, auf dem mein Pferd zitternd hinging.

Als ich etwa sechs Pferdelängen an dem Abgrundrande hingekommen war, zeigte sich die ebene Fläche und mit ihr eine Gruppe Gegenstände, die mich veranlaßten, sofort die Hände auszustrecken und die Mähne meines Moro zu fassen – wodurch ich ihn bei dem Mangel eines Zügels anhielt. Er stand auch sogleich und ich musterte die Gegenstände mit Grauen und Verzweiflung.

Es waren zwei Pferde und ein Indianer. Die gesattelten und gezäumten Pferde standen ruhig auf der Fläche und den Lasso, welcher an dem Gebißring des einen befestigt war, hatte der Indianer um seine Hand geschlungen. Der Mann saß gekauert dicht an dem emporragenden Felsenstücke, das er mit dem Rücken berührte. Seine Arme lagen horizontal über seinen Knien und auf ihnen ruhte sein Kopf. Er *schlief*. Neben ihm an dem Felsen lehnten Bogen, Köcher, Lanze und Schild.

Meine Lage war eine entsetzliche. Ich wußte, daß ich an ihm nicht vorüberkommen konnte ohne gehört zu werden und vorüber *mußte* ich. Zurück konnte ich gar nicht, wenn ich es auch gewollt hätte, da ich bereits auf dem schmalen Abgrundrande ritt, auf welchem mein Pferd sich unmöglich umdrehen konnte.

Da fiel mir ein, daß ich vielleicht langsam von dem Pferde herabgleiten, mich an den Indianer schleichen und ihn mit dem Tomahawk erschlagen könnte.

Es war ein blutiger Gedanke, aber der Drang des Selbsterhaltungstriebes.

Es sollte indeß zur Ausführung dieses Gedankens nicht kommen. Moro, der sich an der gefährlichen Stelle nicht aufhalten lassen wollte, schnaubte und scharrte mit den Hufen. Das Klingen des Eisens auf dem Felsen genügte für das scharfe Gehör der spanischen Pferde. Sie wieherten augenblicklich, die Wilden sprangen auf und ihr Ausruf verrieth mir, daß sie mich gesehen hatten. Der oben auf dem Felsen griff nach seiner Lanze und kam schnell herunter, aber meine Aufmerksamkeit wendete sich ausschließlich dem andern zu. Sobald dieser mich erblickte, griff er nach seinem Bogen und sprang auf sein Pferd, dann stieß er einen wilden Schrei aus und kam über die ebene Fläche auf dem schmalen Pfade mir *entgegen*.

Ein Pfeil sausete an meinem Kopfe vorüber, aber er hatte in der Hast schlecht gezielt!

Die Köpfe unserer Pferde berührten sich. Sie standen Maul gegen Maul und schnaubten einander an, als fühlten auch sie den Haß, welcher in den Reitern lebte. Sie

schienen zu ahnen, daß es hier zu einem Kampfe auf Leben und Tod kommen müsse, daß sie selbst in Gefahr wären. Sie hatten einander gerade an der schmalsten Stelle begegnet. Keines konnte sich herumdrehen oder rückwärts gehen. Eines von beiden mußte über den Rand hinab, wohl tausend Fuß hoch in das Felsenbett des Flusses hinabstürzen.

Ich saß im Gefühl gänzlicher Hilflosigkeit auf meinem Pferde. Ich hatte keine Waffe, mit welcher ich meinen Gegner hätte erreichen können: er dagegen besaß den Bogen und ich sah, daß er einen zweiten Pfeil auflegte.

In diesem Aeüßersten gingen drei Gedanken durch meinen Kopf – nicht so wie ich sie hier erzähle, sondern rasch hinter einander wie aufleuchtende Blitze. Zuerst wollte ich mein Pferd vorwärts treiben und mich darauf verlassen, daß es seiner bedeutenden Kraft gelingen werde, das kleinere schwächere Thier hinabzudrängen. Hätte ich Zaum und Sporen gehabt, würde ich diesen Plan unbedingt ausgeführt haben; aber ich hatte sie nicht und ohne sie war die Sache zu unsicher. Ich gab also den Plan auf und wollte meinen Tomahawk nach dem Kopfe meines Gegners schleudern. Nein! sagte ein dritter Gedanke, ich will absteigen und die Waffe gegen des Gegners Pferd brauchen.

Das war offenbar das Beste und so ließ ich mich zwischen Moro und der Felsenwand herabgleiten. Eben als ich dies that, hörte ich einen zweiten Pfeil an meinem Gesicht hinpfeifen.

Im nächsten Augenblicke hatte ich mich an meinem Pferde hingedrückt vor den Kopf des andern. Das Thier schien meine Absicht zu errathen, schnaubte ängstlich und bäumte sich, aber es mußte sich bald wieder niederlassen.

Der Indianer legte einen dritten Pfeil auf, aber er kam nicht zu Ende damit. Sobald sein Pferd mit den Vorderbeinen den Boden wieder berührt hatte, schlug ich und traf das Thier über dem Auge. Ich fühlte, daß die Schädelknochen unter meinem Schlage nachgaben und im nächsten Augenblicke verschwanden Roß und Reiter, welcher letztere schrie und sich aus dem Sattel frei zu machen suchte, – über dem Rande des Abgrundes.

Einen Augenblick war alles still, schauerlich still; ich wußte, daß beide in die entsetzliche Tiefe hinabfielen. Dann folgte ein lautes Platschen – als die beiden Körper das Wasser unten berührten.

Ich hatte weder Lust noch Zeit hinabzusehen. Als ich wieder stand, denn ich war in Folge des Schlages auf die Knie niedergesunken, sah ich den Indianer von dem Felsen oben eben auf die ebene Fläche herunterkommen. Er stand keinen Augenblick still, sondern kam mir mit gefällter Lanze entgegen.

Ich mußte gespießt werden, wenn ich dem Roß nicht pariren konnte, schlug also mit Ungestüm um mich – und mit Glück. Die Lanzenspitze glitt von dem Beile ab. Der Schaft fuhr an mir vorüber und ich rannte mit dem Indianer sofort zusammen, daß wir beide bis dicht an den Rand des Abgrundes wankten.

Sobald ich das Gleichgewicht wieder erlangt hatte, begann ich meine Hiebe und hielt mich dabei so dicht an dem Gegner, daß er die Lanze nicht wieder brauchen konnte. Er ließ sie auch bald fallen und griff nach seinem Tomahawk. So kämpften wir nun – Beil gegen Beil. Wir trieben einander vorwärts und rückwärts auf dem schmalen Wege, je nachdem das Glück für oder gegen den Einen war. Mehrmals packten wir uns einander und hätten einander über den Rand hinabdrängen können, da aber jeder fürchtete mit hinabgezogen zu werden, so ließen wir immer wieder los und griffen von Neuem nach den Tomahawks.

Kein Wort wurde dabei gesprochen. Wir hatten nichts zu sagen – selbst wenn wir einander verstanden hätten – wir wollten nur Einer den Andern ermorden! Ganz still indeß war es nicht; es ließ sich bisweilen ein kurzer Ausruf hören – unser Keuchen, das Ineinanderschlagen der Tomahawks – das Wiehern der Pferde und unten das Rauschen des Wassers.

Wir waren beide an verschiedenen Stellen verwundet, nur hatte keiner bisher einen tödtlichen Streich erhalten.

Endlich – nachdem zahllose Schläge ausgeteilt waren, drängte ich meinen Gegner bis auf die ebene Fläche zurück. Hier hatten wir Raum genug zum vollen Gebrauche unserer Waffen und wir schlugen so gewaltig gegen einander, daß die Tomahawks endlich einmal heftig an einander trafen und uns aus den Händen flogen.

Keiner wagte es sich zu bücken, um die Waffe wieder aufzuheben; wir packten einander selbst, rangen eine kurze Zeit und fielen dann nieder.

Ich glaubte, mein Gegner habe ein Messer. Ich mußte mich aber irren, sonst würde er es gewiß gebraucht haben. Indes war er mir auch ohne dasselbe in diesem Kampfe überlegen. Seine muskelkräftigen Arme umfingen mich, daß mir die Rippen knackten. Wir rollten auf dem Boden hin – über und über einander und – o Gott! wir näherten uns wieder dem Abgrunde.

Ich konnte mich von dem Gegner nicht frei machen. Seine Finger hatten meinen Hals gepackt und schnürten mir ihn so fest zusammen, daß mir der Athem allmählig verging. Er wollte mich erwürgen. Ich wurde schwächer und schwächer und konnte kaum noch widerstehen. Ich fühlte, daß meine Finger losließen, – die Sinne begannen zu schwinden – Gott!

Lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein, denn als ich wieder zu mir kam, war ich noch warm – von dem Kampf, und meine Wunden bluteten. Ich fühlte, daß ich noch lebte, ich sah, daß ich noch auf der ebenen Fläche lag, aber wo war mein Gegner? Warum hatte er mir nicht das Garaus gemacht? Warum hatte er mich nicht in den Abgrund hinabgeschleudert?

Ich richtete mich auf den Ellenbogen auf und sah mich um. Kein lebendes Wesen erblickte ich als mein Pferd und

das des Indianers, die beide gegen einander schlugen. Aber ich hörte Töne – wie ein böses zorniges Knurren eines Hundes und Angstwimmern eines sterbenden Menschen!

Was bedeutete dies? In der ebenen Fläche befand sich ein tiefer Spalt und aus diesem heraus schienen die Töne zu kommen. Ich stand auf, wankte an die Stelle und blickte hinein. Es war ein grauenhafter Anblick. Der Felsenspalt war etwa zehn Fuß tief und unten unter Unkraut und Cactuspflanzen, zerrte und zausete ein großer Hund etwas, das sich sträubte und schrie. Es war ein Mensch – ein Indianer. Nun erst wurde mir alles klar. Der Hund war Alp – der Indianer mein Gegner.

Als ich an den Felsenspalt trat, hatte der Hund den Mann niedergebracht und zerrte ihn stets wieder zu Boden, wenn er sich aufzurichten versuchte. Der Wilde schrie in Verzweiflung. Ich glaubte nun die Zähne des Hundes an der Kehle desselben zu sehen, aber ich mochte nicht länger Zeuge des Entsetzens sein. Ich vernahm Stimmen hinter mir und als ich mich umdrehete, sah ich meine Verfolger herankommen. Ich wankte zu meinem Pferde, kletterte mühsam auf den Rücken desselben und trieb es weiter. Nach wenigen Minuten war ich über die gefährliche Stelle hinweg und jagte an der andern Seite des Berges hinab. Unten am Fuße desselben hörte ich ein Rascheln im Gebüsch und bald sprang mein treuer Alp hervor. Er winselte und wedelte ein paarmal mit dem Schwanz. Wie er entkommen sein mochte, konnte ich mir nicht erklären.

Ich erreichte die Ebene und blickte zurück. Meine Verfolger kamen oben an dem Gebirge herab, aber ich hatte wohl eine halbe Meile Vorsprung und nach dem Schneeberge vor mir jagte ich über die Prairie dahin.

NEUNTES KAPITEL. EIN UNERWARTETES ZUSAMMENTREFFEN.

Die weißen Berggipfel, nach denen ich ritt, glänzten in einer Entfernung von wohl dreißig (englische) Meilen von mir. Zwischen ihnen und mir erhob sich nicht der kleinste Hügel, stand nicht ein Baum, nicht ein Busch außer den niedrigen Beifußbüscheln.

Noch war es nicht Mittag. Konnte ich die Schneeberge vor Sonnenuntergang erreichen? Dann glaubte ich unsern letzten Weg über das ehemalige Bergwerk wiederfinden zu können und hoffte so den del Norte zu erreichen.

Daß ich verfolgt werden würde fast bis an die Thore von El Paso, wußte ich wohl, und als ich nach einiger Zeit mich wieder umsah, erkannte ich, daß die Indianer auch die Prairie erreicht hatten und über dieselbe mir nachjagten. Ich kannte die Ausdauer ihrer Pferde und wußte, daß sie einen ganzen Tag lang laufen konnten; dies machte mich besorgt um den endlichen Ausgang.

Die Schnelligkeit allein that es nun nicht mehr; ich mußte auch die Kraft meines Moro zu schonen suchen und so ließ ich ihn nur langsam galoppiren, um in einem gewissen Vorsprunge vor meinen Gegnern zu bleiben.

Bisweilen stieg ich ab, um meinem Pferde eine Erleichterung zu verschaffen und lief neben ihm her. Mein Hund Alp folgte mir und sah mir bisweilen in das Gesicht, als wisse er recht wohl, warum ich so sehr eile.

Den ganzen Tag verlor ich die Indianer nicht aus den Augen, ja manchmal konnte ich ihre Waffen blinken sehen und sie zählen. Es waren im Ganzen etwa zwanzig Reiter, denn nur die mit den besten Pferden hatten die Verfolgung fortgesetzt.

Als ich mich dem Schneeberge näherte, fiel mir ein, daß sich an unserm ehemaligen Lagerplatze Wasser befinde und so trieb ich mein Pferd rascher vorwärts, um Zeit zu gewinnen, daß ich mich mit ihm da stärke. Ich wollte eine kurze Zeit anhalten und das edle Thier verschnaufen lassen. So lange seine Kraft aushielt, hatte ich nichts zu fürchten.

Gegen Sonnenuntergang näherte ich mich dem Engpasse und ehe ich unter die Felsen hineinritt, sah ich mich noch einmal um. Die Verfolger waren in der letzten Zeit etwas zurückgeblieben. Sie waren wenigstens noch drei Meilen weit auf der Prairie und man sah es ihnen an, daß sie kaum noch weiter konnten.

Ich befand mich nun auf mir bekanntem Boden und mein Muth stieg. Ich konnte noch hoffen, meine Geliebte zu befreien. Meine ganze Kraft, mein Vermögen, mein Leben wollte ich zu diesem Zwecke aufbieten. Ich gedachte eine Schaar zusammenzubringen stärker als die, welche *Seguin* geführt hatte, namentlich unter den Leuten bei

der zurückkehrenden Caravane zu werben und Jäger in dem Gebirge aufzusuchen.

Selbst die mexikanische Regierung wollte ich um Hilfe an Geld und Truppen angehen, – und endlich die Bürger von El Paso, Chihuahua und Durango aufrufen.

»Jesus, da reitet Einer ohne Sattel und Zaum!«

Fünf bis sechs Männer mit Büchsen sprangen hinter den Felsen hervor und umringten mich.

»Soll mich ein Indianer braten, wenn's nicht der junge Mensch ist, der mich für einen grauen Bären hielt! *Bill*, sieh – er ist's, er ist's selbst! Ha! Ha!«

»*Rube! Garey!*«

»Was? Freund *Haller*? Hurrah! alter Freund, kennen Sie mich?«

»*St. Vrain!*«

»So ist's. Ich bin wohl auch leichter zu erkennen als Sie. Der alte Jäger da hat uns von Ihnen erzählt. Aber wie sind Sie den Philistern entkommen?«

»Zuerst sagen Sie mir, wo Sie alle sind und was Sie hier thun?«

»Wir stehen auf Vorposten. Das Heer liegt unten.«

»Das Heer?«

»Wir nennen es so. Wir sind sechshundert Mann stark und das ist ein bedeutenderes Heer, als hier sich zu bewegen pflegt.«

»Aber wer? Wer sind die Leute?«

»Leute aller Art und Farbe. Bewohner von El Paso und Chihuahua, Indianer, Jäger, Fuhrleute. – Ihr ergebener

Diener befiehlt die letztern. – Und endlich die Schaar Ihres Freundes *Seguin* –«

»*Seguin*! Ist er –?«

»Was? Er führt den Oberbefehl über das Ganze. Aber kommen Sie; sie lagern unten an der Quelle. Sie sehen nicht aus, als hätten sie zu viel gegessen und in meinen Satteltaschen ruhen ein Paar Fläschchen vom besten El Paso!«

»Warten Sie einen Augenblick; – ich werde verfolgt.«

»Verfolgt?« wiederholten die Jäger, welche die Büchsen hoben und die Schlucht hinunterblickten. »Wie viele?«

»Zwanzig etwa.«

»Sind sie dicht hinter Ihnen?«

»Nein.«

»Wann können wir sie erwarten?«

»Sie sind etwa drei Meilen zurück, mit müden Pferden.«

»Eine halbe – drei Viertel Stunde. So haben wir Zeit hinunter zu gehen und Anstalten zum Empfange zu treffen. *Rube*, Sie bleiben mit den Uebrigen hier, ich werde aber zurück sein, ehe die Indianer erscheinen. Kommen Sie, *Haller*!«

Ich ritt mit meinem lieben Freunde zu der Quelle. An derselben fand ich »das Heer« und es sah auch beinah so aus, denn etwa dreihundert Mann trugen Uniform, die Freiwilligen von Chihuahua und El Paso. Der letzte Raubzug der Indianer hatte die Leute erbittert und diese ungewöhnlich starke Anzahl von »Rächern« war die

Folge davon. *Seguin* hatte sich mit dem Ueberreste seiner Schaar in El Paso ihnen angeschlossen und sie nach vorwärts getrieben. Von ihm hatte *St. Vrain* meine Gefangennehmung erfahren und um mich wo möglich zu befreien, mit vierzig oder fünfzig Leuten der Caravane sich angeschlossen.

Die Meisten der Schaar *Seguins* waren dem Kampfe in der Barranca entkommen; unter ihnen befanden sich auch *El Sol* und *La Luna*, die mit *Seguin* zurückkehrten, in dessen Zelte ich sie traf.

Seguin empfing mich als den Ueberbringer freudiger Kunde. *Sie* waren ja noch wohlbehalten. Mehr freilich konnte ich ihm nicht sagen, mehr aber fragte er auch nicht.

Zu vielem Reden hatten wir jetzt keine Zeit. Hundert Mann setzten sich auf und ritten nach der Schlucht, wo sie bei den Vorposten die Pferde hinter die Felsen führten und sich so in den Hinterhalt legten. Alle Indianer mußten getödtet oder gefangen genommen werden. Man wollte sie vor dem Hinterhalte vorüberreiten lassen, bis sie das Hauptcorps erblickten. Dann sollten sie von beiden Seiten angegriffen werden.

Die Schlucht war dürr und trocken und die Pferde hatten keine Spur zurückgelassen. Die Indianer merkten also nichts und wenn sie vor dem Hinterhalt vorbei kamen, waren sie alle verloren, denn der Engpaß gewährte nach den Seiten hin durchaus keinen Raum zur Flucht.

Nachdem die ersten hundert abgezogen waren, setzten sich noch hundert auf und warteten. Es dauerte nicht

lange, denn der Hinterhalt war kaum gelegt, so zeigte sich ein Indianer hinter einem Felsen. Er war der vorderste der Krieger und mußte bei dem Hinterhalte schon vorüber sein, in dem sich noch Niemand rührte. Als der Indianer vor sich eine Anzahl Reiter sah, hielt er sein Pferd plötzlich an und kehrte mit einem Ausrufe zu seinen Cameraden zurück. Diese folgten seinem Beispiele und rissen ihre Pferde ebenfalls herum, aber ehe dies noch vollständig geschehen war, kamen die Unserigen aus dem Verstecke hervor.

Die Indianer sahen, daß sie eingeschlossen waren, daß sie gegen die Uebermacht nichts ausrichten konnten; sie warfen deshalb die Lanzen ab und baten um Gnade.

Binnen wenigen Minuten waren alle gebunden. Die ganze Angelegenheit hatte keine halbe Stunde gewährt und wir kehrten mit den Gefangenen zur Quelle zurück.

Die Angesehensten sammelten sich nun um *Seguin*, um einen Plan mit ihm zu berathen, wie die Stadt der Navajoes angegriffen werden solle. Sollten wir noch in der Nacht aufbrechen?

Ich wurde um meinen Rath gefragt und stimmte natürlich für sofortigen Aufbruch. Je früher, desto besser mußte es für die Gefangenen sein. Auch sollten ja mehrere unserer ehemaligen Cameraden am nächsten Tage sterben. Vielleicht kamen wir noch zeitig genug, um sie zu retten.

Wie aber sollten wir uns dem Thale nähern?

Das mußte zunächst festgesetzt werden.

Der Feind hatte sicherlich seine Vorposten auf beiden Seiten und der Mond schien hell. Sie konnten deshalb eine große Schaar schon weit in der Ferne erkennen. Da lag die Schwierigkeit.

»Wir wollen uns theilen,« sagte Einer aus *Seguins* ehemaliger Schaar, »so daß von jeder Seite her eine Abtheilung kommt. Wir bekommen sie dann ganz in die Falle.«

»Das geht nicht an,« fiel ein Anderer ein. »Es zieht sich ein zehn Meilen breiter Wald dort herum. Wenn wir die Rothhäute aufmerksam machen, flüchten sie alle dahin – mit den Gefangenen und wir könnten lange suchen, ehe wir sie fänden.«

Der Redner hatte offenbar Recht. Ein offener Angriff führte zu nichts. Wir mußten zur List unsere Zuflucht nehmen. Man berief den Einen, der die Schwierigkeit bald lösete, wie er schon manche andere gelöst hatte, – der ohrenlose alte Jäger *Rube*.

»Hauptmann,« sagte er nach einigem Nachdenken, »Du darfst Deine Macht nicht zeigen, bis wir den Wachtposten oben an der Schlucht genommen haben.«

»Wie können wir ihn aber nehmen?«

»Wir ziehen die zwanzig Rothhäute da aus« – er zeigte auf unsere Gefangenen – und zwanzig von uns ziehen an, was jene ablegten. Dann können wir den jungen Herrn da – den da, der mich für einen grauen Bär ansah – ha! ha! der alte *Rube* ein grauer Bär! – als unseren Gefangenen zurückzubringen. Siehst Du's ein, Hauptmann?«

»Die zwanzig würden sich dann weit vorwagen müssen. Sie hätten den Vorposten zu entwaffnen und dann zu erwarten, bis die Hauptmacht nachkommt.«

»Ja, so denke ich mir die Sache.«

»Es ist der beste und einzig mögliche Rath; so wollen wir ihn denn auch befolgen.«

Seguin befahl denn sofort die gefangenen zwanzig Indianer auszuziehen, die meist Kleidungsstücke trugen, welche sie in den mexikanischen Städten geraubt hatten.

»Ich möchte noch rathen, Hauptmann,« bemerkte *Rube*, als er sah, daß *Seguin* den Vortrab auswählen wollte, »daß Du eine gute Anzahl von den Delawaren dazunähmest. Die Navajoes sind pfiffig und lassen sich nicht leicht anführen. Sie könnten die weißen Gesichter im Mondenscheine erkennen. Auch die von uns, welche mit reiten, müssen sich indianisch anmalen, sonst werden *wir* angeführt.«

Seguin wählte demnach zumeist Delawaren und Schwanos aus, welche die Anzüge der Navajoes anlegten. Er selbst mit *Rube* und einigen Weißen schloß sich an. Ich mußte natürlich auch dabei sein und die Rolle des Gefangenen spielen.

Rube brauchte sich nicht sehr zu färben; seine Farbe glich bereits der der Indianer fast ganz. Auch legte er sein altes Jagdhemd nicht ab, sondern zog die andern Kleidungsstücke darüber. Er erhielt ein paar Beinkleider mit blitzenden Knöpfen, eine dicht anliegende Jacke und

einen breitkrämpigen Hut, so daß er lächerlich stutzerhaft aussah. Die Leute lachten auch hell auf, als sie die Umwandlung sahen und der alte *Rube* lachte selbst mit.

Ehe die Sonne untergegangen, war alles bereit und der Vortrab brach auf. Das Hauptcorps unter *St. Vrain* sollte nach einer Stunde folgen und nur wenige Mexicaner blieben an der Quelle zurück, um die Navajo-Gefangenen zu bewachen.

ZEHNTES KAPITEL. DIE BEFREIUNG.

Wir zogen quer über die Ebene nach dem östlichen Ende des Thales zu und erreichten die oftmals erwähnte Schlucht zwei Stunden vor Tagesanbruche. Alles ergab sich so wie wir es erwartet hatten. Am Ende der Schlucht stand ein Vorposten von fünf Indianern, aber wir hatten uns unbemerkt an sie herangeschlichen und sie wurden festgenommen, ohne daß wir einen Schuß abzufeuern brauchten.

Das Hauptcorps kam bald nach und zog uns nach durch die Schlucht. Am Waldrande, der Stadt am nächsten, machten wir Halt und hielten uns versteckt.

Die Stadt schimmerte im hellen Mondenlichte und tiefe Stille lag über dem Thale. Niemand rührte sich zu so früher Stunde, aber am Flusse konnten wir einige wenige dunkle Gegenstände erkennen. Wir wußten, daß es die Wachen bei unseren Cameraden waren. Sie lebten also noch und die Armen träumten wohl nicht, wie nahe die Stunde ihrer Befreiung war. Aus demselben Grunde wie das erstemal sollte der Angriff nicht vor Tagesanbruch

erfolgen und wir warteten wiederum, freilich mit ganz anderen Aussichten. Es waren gegen sechshundert Krieger in der Stadt – etwa so viele als wir selbst – und wir wußten, daß ein verzweiflungsvoller Kampf uns bevorstand. Ueber den Ausgang waren wir nicht besorgt, aber wir fürchteten, daß die rachsüchtigen Wilden ihre Gefangenen ermorden möchten. Sie wußten, daß ihre Befreiung unser Hauptziel war und wenn diese vereitelt wurde, hatten sie ihre Rache erfüllt, wenn sie auch geschlagen wurden.

Das alles war gar nicht unwahrscheinlich; gegen die Möglichkeit aber brauchten wir jede mögliche Vorsicht.

Die gefangenen Frauen befanden sich jedenfalls noch im Tempel, denn *Rube* versicherte, daß die Gefangenen stets mehrere Tage nach ihrer Ankunft dort blieben, bis sie endlich unter die Krieger vertheilt würden. Auch die Königin wohnte dort.

Man beschloß also, der verkleidete Vortrab solle mit mir – als ihrem Gefangenen – beim ersten Tagesgrauen vorwärts reiten, den Tempel umringen und sich der weißen Gefangenen versichern. Wurde dann ein Signal mit dem Horne gegeben oder fielen die ersten Schüsse, so sollte das Hauptcorps im Galopp anrücken.

Gewiß war dies der beste Plan und nachdem alle Einzelheiten geordnet waren, warteten wir auf den Anbruch des Morgens.

Er kam bald. Das Mondenlicht mischte sich mit den bläulichen Strahlen der Morgenfrühe und die Gegenstände wurden deutlicher erkenntlich. Wir ritten aus unserer

gedeckten Stellung hervor und über die Ebene. Ich war scheinbar auf das Pferd gebunden und ritt zwischen zwei Delawaren.

Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir mehrere Leute auf den Dächern. Sie liefen hin und her und riefen andere heraus, so daß sich allmählig Viele auf den Terrassen sammelten. Endlich begrüßte uns lautes Jubelgeschrei.

Wir mieden die Straßen und ritten in scharfem Trabe gerade nach dem Tempel. An seinen Mauern machten wir plötzlich Halt, dann sprangen wir von den Pferden herunter und stiegen die Leitern hinauf. Oben befanden sich viele Frauen. Unter diesen erkannte *Seguin* seine Tochter, die Königin. Sie wurde sofort in Sicherheit gebracht. Im nächsten Augenblicke hielt ich meine Verlobte im Arme und ihre Mutter stand neben uns. Auch die anderen Gefangenen waren da und ohne uns in eine lange Erklärung einzulassen, führten wir sie hinein in die Gemächer und stellten uns mit den Pistolen vor die Thüren.

Das ganze Manöver hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen, aber ehe es noch vollkommen gelungen war, verkündete uns gellendes Schreien, daß die List entdeckt sei. Rachegeschrei schallte durch die Straßen und die Krieger eilten aus ihren Häusern nach dem Tempel.

Pfeile begannen um uns herzufliegen, aber alle Töne überschallte der Hornklang, welcher unsere Cameraden zum Angriffe rief. Sofort brachen sie aus dem Walde hervor und kamen im Galopp herbei. In der Entfernung von

etwa zweihundert Ellen von den Häusern schwenkten die Reiter nach zwei Seiten ab, um die Stadt herum, um dieselbe von beiden Seiten her anzugreifen.

Die Indianer eilten ihre Stadt zu vertheidigen, aber trotz ihren Pfeilen, die viele von den Pferden stürzten, drangen die Reiter weiter vor, bis sie von den Pferden sprangen und Mann gegen Mann kämpften. Herausforderndes Geschrei, das Knallen der Pistolen und Büchsen, alles verrieth, daß der Kampf begonnen hatte.

Eine ansehnliche Abtheilung, unter *El Sol* und *St. Vrain*, war nach dem Tempel geritten und als sie sahen, daß die Gefangenen bereits in Sicherheit waren, stiegen auch sie ab und begannen einen Angriff gegen diese Seite der Stadt, indem sie die Häuser erstiegen und die Vertheidiger vertrieben. Der Kampf wurde allgemein und oftmals sah man Männer auf hohen Dächern in verzweifelter Todesringen. Haufen von Weibern stürzten schreiend auf die Terrassen oder suchten über die Ebene hinweg nach dem Walde zu entkommen. Wild gewordene Pferde galoppirten schnaubend und wiehernd durch die Straßen und hinaus in die Prairie, während andere aus Einzäunungen herausbrachen. Es war ein Schauspiel des Entsetzens.

Ich war bei allem nur ein Zuschauer und bewachte eine Thür des Tempels, in welchem unsere Freundinnen sich befanden. Von meiner erhöhten Stellung aus konnte ich die ganze Stadt übersehen und den Fortgang des Kampfes von Haus zu Haus verfolgen. Ich sah, daß viele auf beiden Seiten fielen, denn die Wilden fochten mit

dem Muthe der Verzweiflung, aber um den Ausgang war ich nicht besorgt. Auch die Weißen hatten gar manches zu rächen und überdieß kamen ihnen die Schießgewehre zu Statten. Nur in der Ebene sind die Indianer zu fürchten, wenn sie mit ihren langen todbringenden Lanzen angreifen.

Während ich über die Häuser hinblickte, zog eine Scene besonders meine Aufmerksamkeit an. Auf einem hohen Dache kämpften zwei Männer mit einander, die ich nach ihrer Kleidung bald erkannte – *Dacoma* und der *Maricopa*. Der erstere war mit einem Speer bewaffnet, während der andere seine Büchse umgedreht hatte und mit dem Kolben um sich schlug.

Als mein Auge zuerst auf sie fiel, hatte der letztere eben einen Stoß parirt und schlug nach seinem Gegner. Er traf nicht und *Dacoma*, der sich rasch wendete, legte seine Lanze wiederum ein. Ehe *El Sol* sie zurückschlagen konnte, war der Stoß geschehen und die Lanze schien den *Maricopa* durchbohrt zu haben.

Ich stieß unwillkürlich einen Angstschrei aus, da ich den edlen Indianer fallen zu sehen fürchtete; aber wie staunte ich, als ich ihn den Tomahawk schwingen und den Navajo mit einem furchtbaren Schlage niederwerfen sah.

Die Lanze stak noch in seinem Fleische, er wankte, zog die Waffe aber heraus aus der Wunde, wankte an die Lehne des Daches und rief laut:

»*Luna, unsere Mutter ist gerächt!*«

Ich sah das Mädchen mit *Garey* auf das Dach springen und im nächsten Augenblicke sank der Verwundete dem Jäger ohnmächtig in die Arme.

Rube, *St. Vrain* und mehrere Andere erstiegen nun das Dach und untersuchten die Wunde. Ich sah in der ängstlichsten Spannung zu, denn ich fühlte die innigste Theilnahme für den merkwürdigen Mann.

Bald darauf kam *St. Vrain* zu mir und gab mir die Versicherung, daß die Wunde nicht tödtlich sei und *El Sol* leben werde.

Der Kampf war zu Ende. Die Krieger, die dem Tode entgangen waren, flohen in den Wald. Nur noch in seltenen Zwischenräumen fielen Schüsse.

Wir fanden zahlreiche weiße Gefangene in der Stadt, die vor den Tempel gebracht wurden. Die Indianerinnen waren zum Glück zumeist entflohen, denn die Jäger und Freiwilligen waren so erbittert, daß sie wie Furien wütheten. Aus vielen Häusern stieg Rauch auf; Flammen folgten und der größte Theil der Stadt war in kurzer Zeit in einen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt.

Wir blieben den ganzen Tag bei der Navajo-Stadt, um unsere Pferde ausruhen zu lassen und Vorbereitungen zur Rückreise über die Wüste zu machen. Das geraubte Vieh wurde zusammengetrieben. Einige Stücke schlachtete man zum sofortigen Gebrauche, während die andern zurückgetrieben werden sollten. Die meisten Pferde der Indianer wurden eingefangen theils als Beute, theils damit die befreiten Gefangenen reiten konnten.

Lange in dem Thale zu bleiben, war indeß nicht gerathen. Weniger nach Norden hauseten andere Navajo-Stämme, welche bald sich einfinden konnten. Dann gab es ihre Verbündeten – die großen Apache-Stämme im Süden und die Nijoras im Westen; sie alle vereinigten sich sicherlich, um uns zu verfolgen. Der Zweck der Unternehmung war erreicht und die Raubzüge unterblieben wohl für einige Zeit.

Mit Sonnenaufgange am nächsten Tage zogen wir wiederum durch die Schlucht nach dem Schneeberge zu.

EILFTES KAPITEL. EL PASO DEL NORTE.

Die Rückreise über die öden Ebenen beschreibe ich nicht; sie war für mich eine angenehme trotz ihrer Mühseligkeiten; denn meine Hauptaufgabe war, für meine Geliebte zu sorgen. Das Lächeln, das ich von ihr erhielt, vergalt mir meine Mühe überreichlich und so war es für mich keine Arbeit, die Gefäße an jeder Quelle mit frischem Wasser zu füllen, – die Decke weich über ihren Sattel zu breiten, – ihr von breiten Palmblättern einen Sonnenschirm zu flechten, ihr beim Auf- und Absteigen behilflich zu sein.

Wir waren glücklich: – *ich*, weil ich wußte, daß ich meine Aufgabe gelöst und meine Braut ehrlich gewonnen hatte, – *sie*, weil sie in die Heimath zurückkehrte mit Vater und Mutter und Bräutigam.

Wir wurden nicht verfolgt, wenigstens sahen wir nichts von den Feinden, die hart genug gezüchtigt waren; wir verloren aber keinen Augenblick, sondern ritten

so schnell, als das Vieh nur vorwärts getrieben werden konnte.

Nach fünf Tagen erreichten wie die Barranca del Oro und kamen an dem ehemaligen Bergwerke vorüber – dem Schauplatze des blutigen Kampfes. Während unseres Lagerns da wanderte ich in schmerzlicher Neugierde umher, um zu sehen, was von *Godé* und dem Doctor noch übrig sei. Zwei Gerippe lagen noch vor dem Eingange des Schachtes, so rein durch die Wölfe vom Fleische befreit, als wären sie für einen anatomischen Saal präparirt.

Von der Barranca aus wendeten wir uns nach dem Rio Mimbres und folgten dessen Ufern bis zum del Norte. Am nächsten Tage zogen wir in El Paso ein.

Unsere Ankunft erregte allgemeine Theilnahme. Die ganze weiße Bevölkerung kam uns entgegen, – Einige bloß aus Neugierde. – Andere um uns zu bewillkommen, – nicht wenige auch aus ganz andern Beweggründen. Wir hatten viele befreite Gefangene mit uns gebracht – wohl fast fünfzig – und sie wurden bald von den Bürgern umringt, – von Müttern und Schwestern, von Liebhabern und Männern, die noch nicht aufgehört hatten zu trauern. Es folgten Scenen, die ich nicht zu beschreiben vermag, als die Langevermißten gesucht und erkannt wurden. Aber auch an andern Auftritten fehlte es nicht, denn viele von denen, die vor wenigen Tagen gesund und kräftig zum Kampfe ausgezogen waren, kehrten nicht wieder zurück.

Eine peinliche Episode besonders erregte meine Aufmerksamkeit. Zwei Frauen griffen nach einem Mädchen,

einem Kinde von etwa zehn Jahren. Jede der Frauen erklärte sie für ihre verlorene Tochter und jede hielt sie fest, damit die andere sie ihr nicht entführe. Ein großer Kreis Theilnehmender sammelte sich um sie und beide Mütter machten laut und weinend ihre Ansprüche geltend. Eine gab das Alter des Mädchens an, erzählte die Geschichte der Entführung und wies auf gewisse Merkmale an dem Körper der Verlorenen. Die Andere forderte die Umstehenden auf, die Farbe des Haares des Kindes und die Augen zu berücksichtigen, auch die Aehnlichkeit mit der daneben stehenden Schwester zu bezeugen. Beide sprachen gleichzeitig und küßten wiederholt das Kind.

Die kleine wilde Gefangene stand zwischen den beiden streitenden Müttern und sah dieselben verwundert an. Sie hatte die Mutter *vergessen*, so wie alles aus der Kindheit.

Endlich erschien der Alcerde und das Mädchen wurde der »Polizei« übergeben, bis die wahre Mutter bestimmter ihre Ansprüche darlegen könnte. Von dem Ausgange der Sache habe ich nichts gehört.

Die Rückkehr der Expedition wurde in alter Weise gefeiert. Böllerschüsse dröhnten – die Glocken läuteten – Feuerwerke wurden abgebrannt – Messen gelesen und Musik klang durch die Straßen. Abends wurde die Stadt erleuchtet und ein glänzender Ball gegeben.

Am nächsten Morgen wollte *Seguin* mit den Seinen nach seiner Wohnung am del Norte aufbrechen. Das Haus stand noch, wie wir gehört hatten – es war nicht einmal ausgeplündert worden. Die Wilden hatten vor

einer Schaar anrückender Pasenos schnell sich flüchten müssen und hatten sich mit der Wegführung der Gefangenen begnügt.

St. Vrain und ich sollten die Familie begleiten.

Seguin hatte Pläne für die Zukunft, bei denen ich und mein Freund betheiligt waren.

Der Ertrag meiner Handelsspeculation war über meine Erwartung günstig ausgefallen. Meine zehntausend Dollars hatten sich verdreifacht. Auch *St. Vrain* hatte eine bedeutende Summe gewonnen und so konnten wir unsere Gefährten, die uns so kräftig unterstützt hatten, reichlich entschädigen.

Die meisten freilich hatten sich bereits in anderer Weise »entschädiget«.

Als wir aus El Paso ritten, blickte ich zurück. Eine lange Reihe dunkler Gegenstände bewegte sich über dem Thore. Ein Blick sagte mir, was es sei, denn ich hatte auf meinem abenteuerlichen Zuge manchen dieser seltsamen Gegenstände gesehen: – *es waren Scalps.*

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SAITEN DER ERINNERUNG.

Es ist der zweite Abend nach unserer Ankunft in dem alten Hause am del Norte.

Wir – *Seguin*, *St. Vrain* und ich – sind auf das Dach hinaufgegangen; warum uns unser Wirth dahin geführt weiß ich nicht; vielleicht will er noch einmal über die Gegend blicken – den Schauplatz so vieler Scenen aus seinem ereignißreichen Leben, – denn morgen verläßt er

das Haus und die Gegend für immer. Unsere Pläne stehen fest, – wir reisen über die weiten Ebenen nach dem Mississippi. Seine Familie begleitet uns.

Es ist ein lieblicher Abend, die Luft elastisch, wie man sie nur in diesen Hochebenen der westlichen Welt findet. Sie scheint auf die ganze belebte Welt einzuwirken. Die Vögel singen lustig und die heimkehrenden Bienen summen; selbst die sonst so rauhen Töne aus dem Walde her, die Stimmen der wilden Thiere, klingen weicher. Alle sind zu Liebe und Frieden gestimmt.

Auch ich bin heiter, wie seit mehreren Tagen, aber die eigenthümliche leichte Luft erhöht noch das Gefühl des Wohlbehagens. Meine beiden Freunde dagegen sind traurig und betrübt. *Seguin* spricht sehr wenig; mit ineinander geschlungenen Armen geht er auf und ab und seine Blicke haften am Boden. Sie schauen nicht hinaus über das weite Land; seine Stirne ist umwölkt; seine Gedanken sind peinlich und schmerzreich. Ich weiß wohl warum. *Die Tochter ist noch immer eine Fremde in seinem Hause.* Aber welches Unglück hat den heitern, witzigen *St. Vrain* heimgesucht? Welche Wolke verdüstert seine Zukunft? Was nagt an seinem Herzen, daß selbst der Wein von El Paso nichts über ihn vermag? *St. Vrain* spricht nicht, – *St. Vrain* seufzet, – *St. Vrain* ist traurig. Ich errathe den Grund halb: *St. Vrain* ist –

Leichte Tritte kommen die steinerne Treppe herab, – ein weibliches Gewand rauschet.

Sie kommen. Die Frau *Seguins*, *Adele* und *Zoë*. Auch die Züge der Mutter sind ein Ausdruck der Trauer. Ist

auch sie nicht glücklich? Sie hat ja das lang verlorene Kind wieder erlangt! Ach nein, *ihr* Kind hat sie noch nicht wieder erlangt.

Den seltsamsten Ausdruck hat das Gesicht dieser ihrer ältesten Tochter, der Königin. Leser, hast Du eine gefangene Katze gesehen oder einen wilden Vogel, der sich nicht zähmen lassen will, sondern immer mit den blutenden Flügeln an den Käfig schlägt? Darnach magst Du Dir das Gesicht des Mädchens vorstellen; beschreiben kann ich es nicht.

Sie trägt nicht mehr die indianische Tracht, sondern mit Widerstreben Kleider wie ihre Schwester und Mutter. Sie sträubt sich dagegen und hat ihr Kleid an verschiedenen Stellen zerrissen; sie hat das Leibchen aufgerissen und der halb entblößte Busen wogt ungestüm. Sie begleitet Mutter und Schwester, aber nicht als Gefährtin, sondern gleich einer Gefangenen, wie ein Adler mit verschnittenen Flügeln. Auch sieht sie weder die Mutter noch die Schwester an. Die Freundlichkeit beider hat noch keinen Eindruck auf sie gemacht.

Die Mutter hat sie heraufgeführt und läßt nun ihre Hand los. Da kauert sie nun – oder fährt hastig hin und her. Endlich steht sie an der Brustwehr und blickt hin auf die Mimbres. Sie kennt diese Berggipfel wohl – jene Zacken von glänzendem Selenit, die Wartthürme des Wüstenlandes ... Und ihr Herz liegt in ihren Augen.

Wir alle beobachten sie mit Trauer, auch *St. Vrain*. Nein – sein Auge hat doch einen anderen Blick. Sein Blick ist der Blick der –

Plötzlich dreht sie sich um und bemerkt, daß wir alle auf sie sehen. Ihre Blicke wandern von dem Einen zu dem Andern und ruhen endlich auf den Augen *St. Vrain's*.

Da überkommt ihr Gesicht ein anderer Ausdruck – es heitert sich plötzlich auf, als wenn eine Wolke von der Sonne hinwegzieht. Ihr Auge leuchtet, – ich kenne dies Leuchten wohl – ich habe es früher gesehen, nicht bei ihr, sondern in den Augen ihrer Schwester. Es ist das *Licht der Liebe*.

St. Vrain! glücklicher *St. Vrain!* noch kennt er aber sein Glück nicht; er versteht den Blick der Liebe nicht wie ich ... Ach könnte ich ihm ein einziges Wort sagen.

Augenblicke vergehen. Ihre Blicke sind aneinander gefesselt. Die stolze Haltung des Mädchens weicht allmählig – ihre Züge werden milder, – ihr ganzes Wesen scheint eine Veränderung erlitten zu haben. Sie sinkt auf eine Bank und lehnt sich an die Brustwehre. Sie schaut nicht mehr nach Westen, nicht nach den Mimbres, – ihr Herz ist nicht mehr im Thale der Navajoes, nein, es liegt in ihren Augen und diese ruhen unabgewandt auf *St. Vrain*. Die Angst ihrer Gefangenschaft ist gewichen; sie denkt nicht mehr an Flucht; sie ist nicht mehr in einem Kerker, sondern in einem Paradiese. Die Thüren können immerhin geöffnet werden, der Vogel wird nicht mehr aus dem Käfig zu entfliehen suchen. Er ist zahm geworden. Was die Erinnerung, die Freundschaft, die Bitten nicht vermochten, bewirkte die Liebe in einem Augenblicke. Die geheimnißvolle Zaubermacht der Liebe wendete mit einem Pulsschlage dieses wilde Herz um.

Seguin hat wahrscheinlich alles dies bemerkt gleich mir, denn er beobachtet sie aufmerksam und sein Gesicht hat nicht mehr den tieftraurigen Ausdruck.

Aber mich riefen andere Interessen. Ich trat zu meiner Zoë und wir sprachen von unserer Liebe. Endlich griff Jemand in die Saiten einer Bandalon. Wir sahen uns um. Madame *Seguin* saß auf einer Bank und hatte das Instrument in ihren Händen. Sie stimmte es erst. Noch haben wir seit unserer Rückkehr keine Musik gehört. *Seguin* endlich wünschte, daß sie unsere traurigen Gedanken verscheuche.

Seguin und *St. Vrain* sprachen leise mit einander. *Adele* sitzt noch immer still und in Gedanken da; aber schon das Stimmen des Instrumentes erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie betrachtete dasselbe neugierig. Die Musik begann, – eine heitere Melodie, ein Fandango – und wir Alle sehen auf *Adele* und suchen in ihren Zügen ihre Gedanken zu lesen, Sie steht endlich auf und tritt gleichsam unwillkürlich an die Bank, auf welcher ihre Mutter sitzt. Sie kauert sich zu den Füßen derselben nieder und hält ihr Ohr dicht an das Instrument.

»*Adele*,« ruft dann *Seguin* seiner Frau zu, »singe das Lied, das sanfte Lied, du weißt schon – das Du ihr so oft vorgesungen hast. Sieh sie an! Schnell! Schnell! Vielleicht kehret – ach Gott! – die Erinnerung zurück.«

Die Mutter hatte ihn verstanden und als geübte Künstlerin geht sie sogleich in eine verschiedene Tonart über. Ich erkenne das schöne spanische Lied: *La madre a su hija* (die Mutter an ihr Kind).

Das Lied wurde durch einen Schrei unterbrochen – einen eigenthümlichen Schrei des wilden Mädchens. Bei den ersten Worten schon hatte sie sich aufgerichtet und gehorcht; je weiter die Mutter sang, um so merkwürdiger gestaltete sich der Ausdruck in dem Gesichte des Mädchens – bis endlich jener Ausruf über ihre Lippen ging und sie die Sängerin starr ansah. Aber nur einen Augenblick. Im nächsten rief sie in lautem, leidenschaftlichen Aufschrei: »Mutter! meine Mutter!« und sank der Mutter an die Brust.

Die Erinnerung war erwacht, nicht nur die an die Mutter, sondern auch bald die an den Vater und allmählig an ihre ganze Kindheit.

Die Scene, welche folgte, will ich nicht zu beschreiben versuchen. Wir alle, alle waren glücklich, am glücklichsten aber war *Seguin*, denn jetzt erst hatte er die Tochter wieder, hatte er das Ziel erreicht, nach dem er gestrebt als *Scalpjäger*.